



FELDFORSCHUNG

Nachdem die quantitative Sozialforschung die fortschreitende Präzision ihrer Ergebnisse mit einer zunehmenden Banalisierung ihrer Erkenntnisse bezahlte, rücken vermehrt qualitative Methoden in den Blickpunkt des Interesses. In der Feldforschung lassen sich die Daten nicht aus ihrem Zusammenhang trennen, die Früchte eines Gesprächs sind nicht voraussagbar, kurzum, es kann allerhand Überraschendes passieren. Um sich für solche Überraschungen wissenschaftlich zu wappnen, wird in den gesammelten Aufsätzen die Beziehung des Feldforschers zu seinem Objekt, die Struktur des Dialogs und die Mehrbödigkeit der Begegnungen beschrieben und analysiert. In den Beiträgen wird keine Gebrauchsanweisung für Feldforschung geliefert, sondern es geht um kasuistische Skizzen, die beispielhaft zeigen, welche Vielfalt der Methodik die moderne Kulturanalyse erfordert.

Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen
im Auftrag der Tübinger Vereinigung für Volkskunde
herausgegeben von Hermann Bausinger,
Utz Jeggle, Gottfried Korff, Martin Scharfe und Bernd Jürgen Warneken

62. Band

1984

TÜBINGER VEREINIGUNG FÜR VOLKSKUNDE E. V. SCHLOSS

FELDFORSCHUNG

Qualitative Methoden in der Kulturanalyse

Herausgegeben von Utz Jeggle

TÜBINGER VEREINIGUNG FÜR VOLKSKUNDE E. V. SCHLOSS

Inhaltsverzeichnis

Vorbemerkung	7
<i>Utz Jeggle</i> Zur Geschichte der Feldforschung in der Volkskunde	11
<i>Utz Jeggle</i> Das Bild der Forschung	47
<i>Rolf Lindner</i> Ohne Gewähr. Zur Kulturanalyse des Informanten	59
<i>Rolf Lindner</i> Zur Ikonographie der ethnographischen Situation	73
<i>Barre Toelken</i> Langfristige Feldforschung: Vorteile und Enttäuschungen	81
<i>Utz Jeggle</i> Verständigungsschwierigkeiten im Feld	93
<i>Wolfgang Alber</i> Feldforschung als Textproduktion?	113
<i>Jutta Dornheim</i> „Ich kann nicht sagen - das kann ich nicht". Inkongruente Erfahrungen in heiklen Feldsituationen	129
<i>Susanne Sackstetter</i> „Wir sind doch alles Weiber". Gespräche unter Frauen und weibliche Lebensbedingungen	159
Sach- und Personenregister	177

2., unveränderte Auflage

Alle Rechte vorbehalten
Satz: Licht-Satz Bernhard Weiß, Tübingen
Druck: Guide-Druck, Tübingen

Vorklage

*Wie nimmt ein leidenschaftlich Stammeln
Geschrieben sich so seltsam aus! Nun soll
ich gar von Haus zu Haus Die losen
Blätter alle sammeln.*

*Was eine lange, weite Strecke Im
Leben voneinander stand, Das
kommt nun unter Einer Decke Dem
guten Leser in die Hand.*

*Doch schäme dich nicht der Gebrechen,
Vollende schnell das kleine Buch; Die
Welt ist voller Widerspruch, Und sollte
sichs nicht widersprechen?*

(Goethe, Lieder)

Obwohl die in diesem Band versammelten Beiträge recht unterschiedlich argumentieren, so sind doch alle vom gleichen Wunsch getragen: daß in der Kulturanalyse Methoden entwickelt werden, die ihren Gegenstand so lebendig wie möglich abbilden und ihn zugleich so genau und umfassend wie möglich analysieren. Diese Spannung zwischen ganzheitlichen und zergliedernden Aspekten in unserer wissenschaftlichen Arbeit ist anstrengend und widerstrebt gefälliger Harmonisierung, zugleich, so hoffen wir, steckt darin die Energie, die diese Diskussion, die bislang in der Volkskunde und ihren Erben nur zaghaft geführt wird, vorantreibt.

Die Volkskunde hat im letzten Jahrzehnt mutig Ballast abgeworfen, veraltete Methoden, unverantwortliche Traditionsvorstellungen und vergangenheitsorientierte Wunschbilder von der Realität aufgegeben und sich so mit Mühe, aber nicht erfolglos, auf ihrem Forschungsfeld behauptet. Im Rahmen dieser Inventurarbeit wurde manches Stück liebgewonnener Erfahrung geopfert, einzelne Gegenstandsbereiche, die in der sozialen Wirklichkeit von neuen Formen überholt waren, wurden in ihrer nur noch vom „Kanon“ gesicherten Existenz kritisiert und ausgemustert, traditionsorientierte Forschungsrichtungen wurden auf ihre Bedeutung für das heutige Leben geprüft und zum Teil ausgedünnt. Unter dem Stichwort ‚Alltag‘ etablierte sich ein kulturanthropologisches Konzept, das zwar nach sozialgeschichtlich nachweislichen Wurzeln in der Vergangenheit suchte, jene dunklen Beharrungsvermögen, die der Volkskunde im Faschismus den Kopf kosteten, jedoch konstant abwies und aus dem Forschungsgebiet aussperrte. Es war sicher die Konsequenz dieser Zeit, daß man versteckteren Regungen im Individuum und im Kollektiv nicht nachging, und auch keine Methoden entwickelte, dies zu tun; denn schließlich hatte die Volkskunde ja nicht mitgeholfen, rechtzeitig das Heranwachsen des Faschismus zu diagnostizieren, sondern im Gegenteil, sie hatte ihn in ihrer populistischen Naivität sogar noch unterstützt. Das wird man undifferenziert als Ergebnis unter dem Strich sagen dürfen.

Diese gefahrlosen, oft unbewußten Arsenalen, aus denen sich der kulturelle Prozeß auch speist, eröffnen sich weder blinder Spekulation noch dem frontalen und direkten Zugriff; sie fordern gerade auf Grund ihrer Inklinierung zum Irratio-

nenal besondere und tiefgängigere Formen wissenschaftlichen Erfahrungsge-
winns heraus. Die Verleugnung des Dunklen und Zwielfichtigen durch das empirische
Setting oder durch die spezifische Form der Organisation von Erfahrung
klammert das Unbekannte nur aus, aber sichert ihm seinen Bestand. Weil die
'Volksseele' in der Nazi-Zeit plötzlich einen mörderischen Aspekt zu erkennen
gab, stützte man sich - zu Recht erschrocken - danach verstärkt auf Nachweis-
bares und Berechenbares: auf die Akten im Archiv und die Technik der empirischen
Sozialforschung, die ja mittlerweile auch in anderen Sozialwissenschaften
umstritten ist. Ihre Sehweise vermag sehr scharf auf eine eingegrenzte Ober-
fläche zu schauen, mit ihr können - explorativ hilfreich - einzelne Variable säu-
berlich isoliert untersucht werden, aber es entstehen, wenn man die Daten mit
dem Ergebnis verwechselt, große Schwierigkeiten bei der Bewahrung des dia-
chronen und synchronen Zusammenhangs, der die Fakten einspinnt in eine
Kette von Bedeutungen, die uns als Kulturwissenschaftler in Wirklichkeit inter-
essieren.

Die Analyse der Geschichte der volkskundlichen Feldforschung zeigt, daß hier
zwar einige spezifische Blickwinkel entwickelt wurden, aber keine Methode ent-
stand, auf die man nun zurückgreifen könnte. Es wurden sogenannte ganzheitliche
Sehweisen praktiziert, sie sahen jedoch nur ein widerspruchsfreies Ganzes,
ungetrübt von der Vielfalt der Details. Wenn also im folgenden von holistischen
Methoden die Rede ist, so soll das nicht heißen, es gehe um 'das Ganze', das mit
großen Panorama-Augen adäquat erkennbar sei. Es ist irrig zu hoffen, unsere
Wissenschaft können einen archimedischen Punkt der Einsicht und des Verste-
hens einnehmen, von dem aus mit einem theoretischen Globalkonzept die Welt
und ihre Regeln zu offenbaren wären. Unser Fach hat heftiger als bisher auf der
Relativität und Historizität solcher Konzepte zu bestehen - im Wissen, daß es so
wie es verschiedene kulturelle Konzepte gibt, auch verschiedene Modelle für ihre
Analyse existieren.

In keinem Fall geht es bei der Erkenntnisweise der 'Feldforschung' um ein iso-
liertes Faktum des kulturellen Lebens, sondern immer um Zusammenhänge in
denen bestimmte Erscheinungen stehen. Das Wort Zusammenhang ist in Mode
gekommen. Das ist sicher ein Indiz dafür, daß die Sache selbst verloren gegangen
ist und deshalb von der Wissenschaft gesucht werden muß. In unserer segmentier-
ten Welt, in der vieles mit angsterregender Energie auseinanderfliegt, ist die Sehn-
sucht nach mehr Real- und Sinnbezügen gewachsen; davon wird sicher auch die
vage Einsicht genährt, daß *alles mit allem irgendwie zusammenhängt*. Darum
geht es im folgenden jedoch nur bedingt; die vorgestellte Methodik geht zwar von
dieser Tatsache aus, aber es geht ihr um das *Irgendwie*. *Wie* etwas zusammen-
hängt, das ist unsere Generalfrage, die nicht generell zu beantworten ist, sondern
jeweils im Einzelfall mit jeweils verschiedenen Methoden neu zu stellen ist.

Feldforschung ist deshalb nur ein Rahmenthema, das wir allen unseren Bemü-
hungen gegeben haben; diese setzen sich von den traditionellen Methoden der
volkskundlichen Kulturforschung insoweit ab, als sie alle versuchen, den Erfah-
rungsbegriff auszudehnen, das empirische Setting für Überraschungen zu öffnen
und die Forschungssituation nicht durch allzu enge Vorgaben und Hypothesen
einzugrenzen. Das Material wird nicht mehr 'gesammelt', sondern es entsteht in
der Situation der Begegnung, deren Analyse deshalb ein viel größeres Interesse
als bisher verdient.

Bei dieser Vorgehensweise kann kein systematisches Gebäude entstehen, von
Fall zu Fall sind je verschiedene Techniken notwendig und ergiebig. Deshalb
überwiegt in den versammelten Aufsätzen deutlich der *kasuistische Aspekt*.
Einem nomothetischen Begriff von Wissenschaft mag das Schwierigkeiten be-
reiten; uns nicht, obwohl wir davon ausgehen, daß der Zusammenhang nicht
regellos geschieht, sondern eine untergründige Struktur aufweist, die zu entdek-
ken aber das Ergebnis in weiter Ferne ist und nicht die Bedingung, von der wir
ausgehen.

Am Anfang stehen zwei allgemeinere Rahmenkonzepte, die auf je verschie-
dene Art helfen wollen, die folgenden Fallanalysen in die volkskundliche For-
schungsgeschichte, beziehungsweise die kulturanthropologische -praxis einzu-
ordnen. Besonders dankbar sind wir dabei *Rolf Lindner*, der in treuer Verbun-
denheit dem Umland-Institut hilft, seinen Standort zu reflektieren und gerade auf
methodischem Feld neue Wege kundig zu erschließen.

Auch *Barre Toelkens* Darstellung einer gefährlichen und langwierigen Feldfor-
schung bei den Navajo-Indianern in den Vereinigten Staaten, mit der wir den Rei-
gen der Fallstudien eröffnen, ist ein Zeichen für die Außenorientierung des Insti-
tuts, die unbedingt notwendig ist, soll nicht unfruchtbare Selbstzufriedenheit die
Fortentwicklung der Wege der Erkenntnis hemmen. Es geht nicht darum, sich
ständig nach dem *dernier cri* in der Forschungsmode umzuschauen, aber in der
Kulturanalyse wird zwangsläufig jede Methode, die zu häufig verwendet wird,
stumpf. So geht es um fortwährende Schärfung des Instrumentariums und um
permanente Reflexion auf die Forschungspraxis. Deshalb sind die Fallstudien
keine Verlegenheitslösung, sondern gewissermaßen Bausteine eines Systems, das
nicht auf Einheitlichkeit und Geschlossenheit sinnt, sondern seine Struktur in
der Vielfalt und eben nicht in der Uniform findet.

Der anschließende Aufsatz von mir (*Utz Jeggle*) ist eine Zusammenfassung
verschiedener Felderfahrungssituationen; ich habe die Gedanken in veränderter
Form bereits bei einer Tagung in Osnabrück vorgetragen, die von den dortigen
Linguisten im Dezember 83 veranstaltet wurde. Das gilt auch für den nächsten
Text, der von *Wolfgang Alber* stammt und der gewissermaßen als methodisches
Fazit einer schwierigen Arbeit an einem Krebs-Forschungsprojekt anzusehen ist,

das Alber zusammen mit *Jutta Dornheim* durchführte, die anschließend an einer Textanalyse zeigt, wie genau man in solchen Fällen arbeiten kann und muß. *Susanne Sackstetter* beschreibt Erfahrungen aus einem Dorfprojekt, in dessen Rahmen sie zusammen mit zwei anderen Frauen die Probleme der Frauen dieses Dorfes untersuchte.

Den Kollegen am Institut ist zu danken für wichtige Anregungen, der Tübinger Vereinigung für Volkskunde für die zuverlässige Hilfe bei der Drucklegung des Buchs.

Juli 1984

Utz Jeggle

Utz Jeggle

Zur Geschichte der Feldforschung in der Volkskunde

Abschied vom Volksleben hieß auch Abschied von den überlieferten volkskundlichen Forschungsmethoden. Der Gewährsmann wurde als Gehilfe des Zufalls und das Gespräch mit ihm als Magnetfeld forschender Projektionen kritisiert, die Statistik hingegen als Garant für Genauigkeit und Wissenschaftlichkeit gepriesen.¹ Man fand die volkskundliche Art des Datensammelns zu naiv - ob insgesamt zu Recht, das soll im Anschluß untersucht werden - und zu subjektiv, um den Standards moderner Sozialforschung zu genügen.² So daß man aus Angst vor „fachidiotischem Kantönligeist“³ Anlehnung an die standardisierten Verfahren des geläufigen sozialwissenschaftlichen Forschungsbetriebs suchte.

Solche Angst vor Ungenauigkeit und Unzuverlässigkeit kommt nicht von ungefähr; das Mißtrauen in die rückwärtsgewandten und problemlosen Erfahrungsformen⁴ entsprang auch einem Unbehagen an der bürgerlichen Wissenschaft und deren unkontrollierbaren Geheimnisträgern, die im „Alleingang“ Wissen sammelten und nach eigenem Gutdünken verwerteten. Was dieses Begehren nach Kontrolle und Mitsprache anlangt, war jene Auseinandersetzung sicher auch ein Stück weit Machtkampf, der Chi-Quadrat-Test gewissermaßen die Keule, mit der man sich seinen eigenen wissenschaftlichen Erfolgsweg zu bahnen hoffte.

Allerdings war der Wunsch nach methodischer Modernisierung des Faches nicht so neu, wie das die Verfechter von fortschrittlichen Ideen damals wähten, der Wechsel des empirischen Paradigmas war abzusehen,⁵ denn das Image des

1 So z. B. Horst Neißer: Statistik, eine Methode der Volkskunde. In: Abschied vom Volksleben. Tübingen 1970, S. 105-123.

2 Gerhard Heilfurth: Über Riehls' Handwerksgeheimnisse des Volksstudiums. In: Hess. Bl. 60, 1969, S. 29-38; s. S. 32.

3 Ebd. S. 37.

4 Roland Narr: Volkskunde als Kritische Sozialwissenschaft. In: Abschied vom Volksleben (wie Anm. 1), S. 37-73.

5 Er wird in Heilfurths verwirrender und verwirrter Volkskunde-Gesamtdarstellung im Handbuch der empirischen Sozialforschung angedeutet: Volkskunde. In: R. König (Hg.): Handbuch der empirischen Sozialforschung, Bd. 1, Stuttgart 1962, S. 537—550.

Sagensammlers, der in Knickerbockern ins Feld geht, entsprach nicht dem Bild von Wissenschaft, das man in der BRD der 60er Jahre hatte - deshalb wurde auch bei allen Universitätsneugründungen — die Bayerischen ausgenommen — die Volkskunde nicht berücksichtigt.

Nach 1968 mühte man sich forciert um den Anschluß an die Soziologie,⁷ man hätte als Fachnamen in Tübingen am liebsten Kultursoziologie gesehen und tilgte das Wort Volk (das heute eine unerwartete Renaissance in der Sozialgeschichte erlebt⁸), als sei es ein Schandfleck, der einen für immer mit der Naziforschung verbinden könnte. Die Reihe, in der auch dieser Band erscheint, nannte sich statt „Volksleben“ nun nüchtern „Untersuchungen“, das Institut suchte, wie das Fach ja auch, nach einem neuen Etikett, das zum einen den veränderten Zustand beschreiben, zum anderen aber auch Signalcharakter haben sollte. Empirische Kulturwissenschaft ist (vielleicht unbewußt) eine Anleihe bei einer bestimmten Richtung der Sozialforschung, die man theoretisch ebenso heftig bekämpfte, wie man sie unter der Hand für die Datenerhebung herbeiwünschte: ich besuchte z.B. Statistik-Kurse, lernte SPSS und es war lange Zeit mein Ziel, eine volkskundliche Arbeit zu veröffentlichen, die zu mehr als 50% aus Zahlen bestehen sollte.⁹

Diese Zahlen waren ein Ausdruck neuer Erkenntniswünsche, es sollte um die Vielen gehen, deren manifeste Probleme man im gesamtgesellschaftlichen Rahmen lösen helfen wollte. Bestimmte Möglichkeiten des Schließens, wie sie die Statistik erlaubt, sollten präzise Auskunft geben über die Zusammenhänge zwischen isolierten Variablen. Man suchte nach arithmetischer Exaktheit und versuchte so die Beliebigkeit der subjektiven Interpretation durch „objektive Welt- erfassung“ abzulösen: „ein empirisch arbeitender Forscher geht von unmittelbarer Beobachtung aus und wird eine systematische, auf reflektierte Vollständigkeit bedachte Datensammlung erstreben.“¹⁰ Das führte zu einer einzigartigen *Pidgin-Methodik*, in die sich das Neue z.T. verstümmelt einmischte; die volkskundlichen Traditionen, ebenfalls verändert, überlebten, Heute gilt es m.E.

6 In Regensburg, Passau, Bamberg und an der katholischen Hochschule Eichstätt wurden volkskundliche Lehrstühle gegründet.

7 Ich erinnere mich mit Schreck an meinen eigenen, seltsamen Versuch, Max Weber mit Popper und Adorno unter einen Hut zu zwingen. U. Jeggle: Die Wertbedingungen der Volkskunde. In: Abschied vom Volksleben (wie Anm. 1), S. 11-36.

8 Lutz Niethammer bestimmt Volk als „verdrängten Kontinuitätsfaktor“. In: Die Jahre weiß man nicht... Berlin 1983, S.8—12. Der Argument Sonderband AS 103 nennt sich: „Kultur zwischen Bürgertum und Volk.“ Berlin 1983.

9 Zum Glück hat Klaus Roth das Programm eines solchen Unterfangens vor mir erledigt: Historische Volkskunde und Quantifizierung. In: ZsfVk, 1980, S. 37-57.

10 Helge Gerndt: Abschied von Riehl - in allen Ehren. In: Jahrbuch für Volkskunde, 2, 1979, S.77-88, s.S.80.

weder den schlußendlichen Abschied von den volkskundlichen Methoden zu fordern, noch die Heimkehr ins verlorene Paradies¹¹ zu predigen, sondern es gilt dieses Pidgin, um im Bild zu bleiben, als Sprache zu akzeptieren und zu kultivieren. Dies ist einfacher und dringlicher geworden; einfacher, weil die Faszination der Soziologie doch nachgelassen hat. Dort wird zwar ein Methodenstreit auf weit höherer Reflexions- und Abstraktionsebene geführt als in unserem Fach, dem Volkskundler schlackern die Ohren, wenn er das alles beeindruckt liest; aber übersetzt er es in seine Sprache, bleibt häufig nicht mehr allzuviel übrig. Hinzu kommt, daß die Probestücke, die leider nur gelegentlich mitgeliefert werden, den Eindruck von aufwendig formulierter Banalität unterstützen.¹²

Eine differenzierte, fachbezogene Methodik ist aber auch dringlicher geworden, weil neue Tendenzen im Rahmen unserer Kultur gezeigt haben, daß diese Mittelwertbestimmungen häufig Einzelwerte und Gruppenfragen als irrelevant verflüchtigen. Bestimmte Minderheiten (Jugendliche, Ausländer) und bestimmte neue Forschungssätze, die von der Unterschiedlichkeit einzelner Weltbilder ausgehen (ethnographische Modelle, Frauenforschung) zeigen, daß die Relevanzfrage nicht durch Zahlen auszudrücken ist und daß weder die Gefährdungen noch der Reichtum unserer Kultur (und damit ist das Geld nur bedingt gemeint) in Durchschnitten festzuhalten ist. Die *Rückgewinnung der ethnographischen Dimension* ist für die Erben der Volkskunde auch deshalb dringlicher geworden, weil die Verkarstung unserer Kultur zugleich neue Quellen speist, die jenseits des großen Stroms fließen und deshalb auch von der normalverteilungsorientierten Verfahrensweise des herrschenden empirischen Paradigmas nicht immer wahrgenommen werden können. Es geht jedoch nicht um einen Leistungsvergleich; selbstverständlich sind die Methoden der empirischen Sozialforschung auf ihrem Terrain die richtigen, die unersetzlich sind; sie sollten jedoch nicht als geheime Vorbilder die Entwicklung einer eigenen kulturalistischen Methodik behindern. Natürlich wird diese nicht völlig eigenständig sein, sondern wird sich fleißig vorgegebener Modelle, die gesichert funktionieren, bedienen, aber sie

11 Nachdem ich mich in Zusammenhang mit diesem Aufsatz durch vielerlei Einführungen und Handbücher früherer Zeiten gequält habe, kann ich aus vollem Herzen bekennen, daß da überhaupt nicht viel und wenn etwas, so jedenfalls kein Paradies verloren ging. Die Darstellungen der Methoden bei Bach (Deutsche Volkskunde, Heidelberg 1960), Peßler (Handbuch der deutschen Volkskunde, Potsdam o.J., Bd. 1, S. 16-24), aber auch bei Richard Weiß (Volkskunde der Schweiz, Erlenbach 1946, S.49—53) sind mit dürftig eher höflich umschrieben.

12 Z.B. Fritz Schütze: Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): Kommunikative Sozialforschung. München 1976, S. 159—260. Eine gute Zusammenfassung der Auseinandersetzung bietet: Andreas Witzel: Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Frankfurt 1982.

wird auch fach- und vor allem problemspezifisch arbeiten, denn lieber ein fach-idiotischer Kantönligkeist als ein bloß idiotischer Allerweltsgeist.

In der Soziologie, sie ist also doch noch in vielem Vorbild, hat man sich in letzter Zeit um eine Geschichte der Empirie bemüht,¹³ in der Volkskunde steht eine solche Geschichte der Feldforschung noch aus.¹⁴ Im folgenden will ich diesem Mangel nur recht mangelhaft abhelfen, indem ich aus der Geschichte unseres Faches einige Stationen herausgreife, die mir für die historische Entwicklung und für künftige Möglichkeiten interessant zu sein scheinen. Durch die Bemühungen von Helmut Möller vor allem gelang es, den Namen und die Spezifik des Faches in der Aufklärungszeit zu verankern und den Zusammenhang zwischen kameralistischen und statistischen Methoden und dem Interesse für volkstümliche Eigenheiten aufzuzeigen.¹⁵ Möller selbst zieht die Verbindungslinie zu Süßmilch und Achenwall, die als Verfechter der amtlichen Statistik diese „administrative Wissensform“¹⁶ in Deutschland mitbegründeten, und die ja auch in volkskundlichen Protoformen wie der Knaffl-Handschrift ihren Ausdruck findet. So wäre sicherlich „die Einübung des Tatsachenblicks“ die Prozedur, der auch das volkskundliche Auge ein Stück weit seine eigene Schärfe verdient.

Die wissenschaftsgeschichtliche Bemühung von Möller, Narr und Bausinger¹⁷ sind methodengeschichtlich als Versuch zu werten, die Volkskunde aus ihrer romantischen Sehweise herauszuführen und an ihren nüchternen Wirklichkeitsinn, der ihr auf Grund ihrer aufklärerischen Frühsozialisation zukommt, zu erinnern. Die Volkskunde, die vor allem in der Nazi-Zeit den Blick für die „Tatsachen“ verlor, darf und muß dieser geschichtlichen Komponente Rechnung tragen. Aber schon Möller zeigte, daß dieser Tatsachenblick der politischen Arithmetik und der Moralstatistik nicht die einzige Form des volkskundlichen Schauens war, sondern, daß daneben *die Optik des aufklärerischen Reisenden* gleichfalls eine Rolle spielte.¹⁸ Der Reisende sieht nicht nur „Tatsächliches“, sondern durch seine Unstetheit muß er notgedrungen auswählen: er sieht das Auffällige,

13 Wolfgang Bonß: Die Einübung des Tatsachenblicks. Zur Struktur und Veränderung empirischer Sozialforschung. Frankfurt 1982. Hermann Berner: Die Entstehung der empirischen Sozialforschung. Giessen 1983.

14 Wir haben uns in einem Seminar im Sommersemester 1983 darum bemüht. Von den Beiträgen der Studenten ist hier mancher Gedanke eingegangen. Dafür möchte ich mich herzlich bedanken. Gerhard Kutzschenbach sei für sein Buch: Feldforschung als subjektiver Prozeß (Berlin 1982), Antje Johannsen für Exzerpte völkerkundlicher Literatur und anregende Diskussionen gedankt.

15 Helmut Möller: Aus den Anfängen der Volkskunde als Wissenschaft. In: ZsfVk, 1964, S. 218-233.

16 Bonß: Tatsachenblick (wie Anm. 13), S. 69.

17 Dieter Narr und Hermann Bausinger: Volkskunde 1788. In: ZsfVk, 1964, S. 233-241.

18 H. Möller (wie Anm. 15), S.222f.

das Besondere, was sich vom Vertrauten, ja Normalen unterscheidet. Ist die ständige Bewegung die Schwäche des Reisenden, so ist die Fähigkeit zum Vergleich sicher seine Stärke. Der Tatsachenblick wird also durch den *Merkwürdigkeitsblick* ergänzt, der volkskundlich interessierte Reisende - wie Nicolai oder viele andere - sieht eben nicht das Normale und statistisch zuverlässig Gesicherte, sondern auch das Augenfällige und Ungewohnte, das eine Gegend von anderen unterscheidet, das die kulturelle Eigenart ausmacht und prägt. *Der Tatsachenblick wurde von der Sozialforschung zum Monopolblick erhoben*, mit ihm sah man, was als „normalwirklich“ definiert war: „Normalwirklich, weil dem vorherrschenden Verhältnis zur sozialen Um- bzw. Mitwelt entsprechend, sind genau jene Momente der Sozialerfahrung, die sich als subjektunabhängige ‚Tatsachen‘ darstellen und instrumentell handhaben lassen... Gegenüber der solchermaßen entsubjektivierten Empirie erscheinen andere Erfahrungsgehalte als ‚metaphysisch‘ oder bloß ‚subjektiv‘ - eine Etikettierung, durch die praktisch alle erlebnisgeprägten Perzeptionsformen aus dem gesellschaftstypisch verallgemeinerten Empirieraum ausgegrenzt werden.“¹⁹

Der Blick des Reisenden hat keine wissenschaftliche Qualität erreicht, weil er seiner Subjektivität bewußt blieb und keine Instrumente entwickelte, mit denen er sich kontrollieren ließ, er fiel je nach Laune und Route, wohin er wollte. Ein so hervorragender Reisender wie Goethe gesteht auf seiner Italienischen Reise, während der Rückfahrt von Sizilien nach Rom im Juni 1787 - lächelnd, möchte man sagen: „Überhaupt, wenn jeder Mensch nur als ein Supplement aller übrigen zu betrachten ist, und am nützlichsten und liebenswertesten erscheint, wenn er sich als einen solchen gibt: so muß dieses vorzüglich von Reiseberichten und Reisenden gültig sein. Persönlichkeit, Zwecke, Zeitverhältnisse, Gunst und Ungunst der Zufälligkeiten, alles zeigt sich bei einem jeden anders. Kenn' ich seine Vorgänger, so werd' ich auch an ihm mich freuen, mich mit ihm behelfen, seinen Nachfolger erwarten und diesem, wäre mir sogar inzwischen das Glück geworden, die Gegend selbst zu besuchen, gleichfalls freundlich begegnen.“²⁰

Der Reisende hat die Chance, so wie er vorbeigeht auch den vergänglichen Charakter seiner Studien einzusehen. So ist sein Erkennen immer in einen historischen Bezug zum Davor und Danach gestellt, also das Subjekt sieht sich auch in seiner historischen Begrenztheit; es glaubt deshalb auch nicht an die Tatsächlichkeit seines Blicks, sondern eher an dessen Relativität und Ergänzungsbedürftigkeit. Der Tatsachenblick hat es verstanden, sich als einzige wissenschaftliche Sehweise zu installieren und alle anderen Formen des Hinschauens als vor- oder unwissenschaftlich abzustempeln. Für den Lohn der Überprüfbarkeit und Ge-

19 Bonß: Tatsachenblick, (wie Anm. 13) S. 104.

20 J.W. von Goethe: Italienische Reise II, (dtv Gesamtausgabe, Bd. 25). München 1962, S.312.

naugigkeit zahlt man den Preis, die Ansicht als bloße An-Sicht zu mißachten und eben jenes „Supplementäre“ zu vergessen, das der geglaubten Einzigartigkeit des Wissenschaftlers zum Trotz bei der Rezeption von wissenschaftlichen Texten gang und gäbe ist; daß wir uns beim Lesen fast nie an *eine* Wahrheit halten, sondern mehrere ergänzend zu Rate ziehen. In diesem Auswahlverfahren hat sich beim Wissenschaftler der Blick des Reisenden bewahrt, der innerhalb der wissenschaftlichen Erfahrungsproduktion ansonsten eher verpönt ist.

Im Rahmen dieses Essays ist sein Einsatz unumgänglich, wir sind gewissermaßen auf der Durchfahrt und machen in bewußter Einseitigkeit nur an größeren oder uns wichtig erscheinenden Stationen halt. Neben dem Tatsachen- und Reiseblick ist ein drittes Auge für die volkskundliche Sehweise konstitutiv, das die Forscher jedoch nicht - wie vielleicht erwartet - zur dreidimensionalen Sicht hinführte, sondern sehr häufig einäugig eingesetzt wurde - *der Blick des Romantikers*, der versuchte, den nichtinstrumentellen Erfahrungsgehalt in die Sehweise der Welt zu reintegrieren. Novalis Programm der „Romantisierung der Welt“ ist sicher auch als Gegenbewegung zur Tatsachenhaltung zu sehen, das jedoch die Bastionen der Wissenschaft so zu bedrohen schien, daß es im Verlauf des 19. Jahrhunderts als Standard-Typ des Bloß-Dichterischen und Unwissenschaftlichen ausgemustert wurde. Solange das szientistische Weltverständnis noch keine Monopolstellung beanspruchte, in der Kuhnschen Sprache während der vorparadigmatischen Phase,²¹ also die Entwicklung noch offen und in Bewegung war, war auch diese romantische Erfahrungsform für die volkskundliche Erfahrung relevant.

In Achim von Arnim entstand die Idee zu seiner Volksliedersammlung des „Knaben Wunderhorn“ bei einer berauschten Rheinreise, die er zusammen mit Clemens von Brentano im Juni 1802 durchführte, wo sie zusammen hofften, daß dem der „viel und innig das Volk berührt“ ... „die Weisheit in der Bewahrung von Jahrhunderten ein offenes Buch“ sein könne.²² Dieses rauschhafte Erfassen von Welt drängte zur Dichtung und gab sich mit den Tatsachen nicht zufrieden. So monierte Heinrich Voss 1834 als er die Kinder- und Hausmärchen kritisierte: „Ich fordere auch hier das Ideal eines Erzählers; und findet sich der in Wirklich-

21 Thomas S. Kuhn: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. 2. Aufl. Frankfurt 1976 (stW25), S.33 und 190.

22 Achim von Arnim, Clemens Brentano: Des Knaben Wunderhorn. München 1963, dtv-Ausgabe, Bd. 3, S. 233. Zur Rheinreise im Juni 1802 die Briefe, die Bettina von Arnim in ihrem Briefroman Clemens Brentanos Frühlingskranz, beibringt. Bettina von Arnim: Sämtliche Werke, Berlin 1920, Bd. 1. Dazu auch Ingeborg Drewitz: Bettina von Arnim. Düsseldorf 1969, S.24f. Bettina hat selber sehr interessante Feldforschungen betrieben und in ihrem sogenannten Armenbuch beschrieben. „Dies Buch gehört dem König“. Berlin 1921.

keit nicht, so muß der Schriftsteller seinen Platz vertreten.“²³ Im Nachlaß von Wilhelm Grimm fand sich ein Paket, das die Aufschrift „Zweifelhaftes, Fragmente, Spuren, Einzelnes“ trägt, darin liegt „mehr als ein Dutzend Erzählungen aus der Haxthausen'schen Familie, denen Wilhelm Grimm mit Rotstift Zensuren wie ‚unbedeutend, ziemlich leer, lückenhaft und entstellt, ist nichts, ist gewaltig untereinander‘ beigefügt hat.“²⁴

Der Schriftsteller half der Wirklichkeit nicht nur nach, sondern er ordnete sie auch nach seinem Schönheitssinn. Von diesem Ausleseblick ist natürlich auch schon die Sammelmethode der Grimms beeinflusst, so schreibt Wilhelm am 25. Oktober 1810 an Brentano über die Schwierigkeiten mit einer Marburger Erzählerin ins Gespräch zu kommen: „Das Orakel wollte nicht sprechen, weil die Schwestern im Hospital es übel auslegten, wenn es herumging und erzählte, und so wäre leicht alle meine Mühe verloren gewesen, hätte ich nicht jemand gefunden, der eine Schwester des Hospitalvogts zur Frau hat und den ich endlich dahin gebracht, daß er seine Frau dahingebacht, ihre Schwägerin dahinzubringen, von der Frau ihren Kindern die Märchen sich erzählen zu lassen und aufzuschreiben. Durch so viele Schächte und Kreuzgänge wird das Gold erst ans Licht gebracht.“²⁵

Wilhelm war am Gold interessiert und die Wege der Gewinnung scheinen ihn wenig zu berühren, wir sind dagegen bei solchen indirekten Schürfmethode mißtrauisch, ob das Gefundene und von Hand zu Hand Gegebene nicht durch die vielen Stationen an Wert beträchtlich verloren hat. Trotz dieser Gleichgültigkeit oder vielleicht wegen ihr haben die Grimms wenigstens registriert, daß das Gold unterirdisch lagert und nicht ganz einfach abzubauen ist. Hier erblickt denn wohl auch der Gewährsmann das Licht der wissenschaftlichen Welt, und er ist von Anfang an in der Mehrzahl eine Frau. Allerdings präsentiert sie/er seine Schätze nicht ohne weiteres, sondern er muß dahin gebracht werden und es gibt Sammler, die das mehr oder weniger gut können: Die Schwester der Gewährsfrau Anna von Haxthausen schrieb 1818: „Die Anna ist ein rechtes Glückskind, sie fischt uns alles vor dem Munde weg, das mag wohl so in ihrem zutraulichen Gesicht liegen; denn wo sie sich nur hinwendet, erzählen ihr die Leute viel lieber als uns.“²⁶ Hier ist also kein narratives Element, das der Hervorlockung des

23 Die Grimmsche Sammlung. In: Johannes Bolte, Georg Polivka: Anmerkungen zu den KHM der Brüder Grimm, Bd.4, Leipzig 1930, S.450. Diese Wirklichkeitskorrektur durch den Künstler fordern auch die anderen Romantiker. Clemens Brentano in einem Brief: „Platt, sehr platt ist die Welt, und künstlich muß der Hammer sein, der sie zum Relief schlägt.“ C. Brentano: Briefe. Nürnberg 1951, S. 165.

24 Die Grimmsche Sammlung (wie Anm. 23), S. 442.

25 Ebd. S.421.

26 Ebd. S.442.



Abb. 1 Die Gebrüder Grimm bei der Märchenerzählerin Frau Viehmann in Niederzwehren. Holzschnitt nach einem Gemälde von L. Katzenstein, 1892.

Materials dient, sondern das zutrauliche Gesicht öffnet den Erzählermund; solche physiognomischen Überlegungen sind außer Mode gekommen, aber so wie das falsche Wort, das ein Gespräch lähmen kann, gibt es vermutlich auch das falsche Gesicht oder die falsche Miene, die blockierend wirken.

Der *gute Gewährsmann* ist also jemand, der den Sammler hinabführt in die Tiefen der Volksseele, indem er entweder seine eigene Seele öffnet, aus der es strömt, oder sich darauf versteht, andere zum Klingen zu bringen.¹⁷ Sie/er bieten sicher keine Gewähr, eine durchschnittliche Meinung zu repräsentieren; das wurde ihm/ihr später in der Diskussion als entscheidendes Manko vorgeworfen, aber sie/er stehen gerade für ein spezielles Wissen, das allerdings noch vom romantischen Schriftsteller sortiert und ausgelesen werden muß - Armin der

27 In Novalis' Heinrich von Ofterdingen wird im 5. Kapitel sehr genau die Begegnung mit einem solchen „Bergführer“ dargestellt. „Von Jugend auf habe er (der Fremde) eine heftige Neugierde gehabt zu wissen, was in den Bergen verborgen seyn müsse, wo das Wasser in den Quellen herkomme, und wo das Gold und Silber und die köstlichen Steine gefunden würden, die den Menschen so unwiderstehlich an sich zögen.“ Novalis' Schriften Bd. 1. Darmstadt 1977, S. 239. "Er (der Bergmann) begnügt sich zu wissen, wo die metallischen Mächte gefunden werden und sie zu Tage fördern; aber ihr blendender Glanz vermag nichts über sein lautes Herz." Ebd. S.244. Die Bergmann-Gestalt spielt auch im Wilhelm Meister eine wichtige Rolle. Dazu Monika Wagner: Der Bergmann in Wilhelm Meisters Wanderjahren. In: IASL S, 1983, S. 145-168.

Spötter, der am zwanglosesten mit dem Sammelgut umging, und den die Frage nach philologischer „Treue“ nicht drückte, schrieb an Wilhelm Grimm nach Erscheinen der KHM: „Du hast glücklich gesammelt, hast manchmal recht glücklich nachgeholfen, was Du dem Jakob freilich nicht sagtest, aber Du hättest es noch öfter tun sollen.“²⁸

Der romantische Forscher fühlt sich nicht der Authentizität des Gesammelten verpflichtet, sondern den in ihm und dem Stoff verborgenen Idealen. Deshalb wählt er anders aus als der Szientist, der nur Tatsachen erblickt oder der Reisende, der das für ihn Merkwürdige festhält. Der Romantiker hat *den Schatzsucherbhek*, der auf Gold fixiert alles andere vergißt, dem egal ist, woher es kommt und den der Kies, den er in vielen Waschungen vom begehrten Erz trennt, nicht interessiert. „Aus Grimms Briefen erfuhr ich den heimlichen Schatz, der in der Frau Lehnhardtin (in Frankfurt) verborgen. Oh wäre ich ein guter Bergknappe und -Steiger, um diese Kindermärchen aus ihr loszuhaufen! Laß Dir doch welche davon erzählen, es finden sich wahrscheinlich ein paar gute darunter.“²⁹ So schrieb Armin in einem Brief an seine Braut Bettina.

Diese Blickweise, die auf Verborgenes zielt und beim Schürfen nicht gerade zimperlich vorzugehen gewillt ist, zudem im voraus weiß, daß eben nicht alles Gold ist, was glänzt, hat für die Entwicklung der Volkskunde fatale Folgen gehabt. In der Romantik der Epigonen, als sich der Schatzsucher-Blick vollends im mythischen Nebel verlor, wurde zunehmend weniger Gold und dafür umso mehr Geröllhalden produziert. Heute ist uns diese Art des Schauens mehrfach fremd: Als Ethnographen lehnen wir die Art des selektiven Umgangs mit dem Material ab, als philologisch geschulte Quellenkritiker die Art zu schürfen und als Volkskundler mit dem Tatsachenblick auch die idealische Bewertung, die von vornherein weiß, welche Schätze ins Töpfchen gehören und welche durch den Goldwäscher und Deuter verschönt werden müssen. Dennoch bleibt ein Blick auf diese Art des Schauens lohnenswert: Er bleibt nicht wie der Tatsachen- und der Reiseblick an der Oberfläche hängen, sondern er geht in die Tiefe hinab, bemüht sich um das Verborgene. Wir sind bescheidener geworden als die Romantiker und fördern nicht mehr nur Gold, aber die Volksseele, als die psychische Struktur, die sich zwischen den Ablagerungen der überlieferten Ordnungen und den Anforderungen der gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnisse entwickelt, sollte uns nach wie vor interessieren. Mentalitätsforschung begnügt sich nicht mit dem Tagebau, sondern sie muß gleichfalls - ohne fremde Hilfe - in tiefe Schächte einfahren und nicht immer ist der Lohn gülden.

Riehl, so unsympathisch er auch in vielem ist, war der erste Volkskundler, der seine Feldforschungstechnik offenlegte. Er machte schon im Titel seiner kleinen

18 Die Grimmsche Sammlung (wie Anm.23), S.448. (Brief vom 10. 2. 15). 29 Die Grimmsche Sammlung (wie Anm. 23), S. 421.

Schrift sehr subtil die Spannungen deutlich, die seines Erachtens das Feld und seine Erforschung widersprüchlich ordneten - „*Handwerksgeheimnisse*.“³⁰ Darin drückt sich das banale Regelwerk aus, das man lernen und lehren kann, darin steckt aber auch jene mysteriöse und empathische Fähigkeit, die notwendig ist, „um jede Tatsache in ihrem tieferen Zusammenhange zu erfassen und an den rechten Ort zu stellen.“³¹ Dies, so endet Riehl kompositorisch einwandfrei seine Studie, „ist das letzte und feinste Meistergeheimnis, welches sich aber nicht lehren läßt.“ Riehl hat also nicht nur den Tatsachenblick, ja den lehnt er sogar mit seiner oft zitierten Verachtung für Rock und Kamisol ab, sondern er entwickelt *den Ordnungsblick*, in den die Vorformen - Tatsachen-, Reise- und Schatzgräberblick eingehen, der aber alle diese Formen doch so interessant verknüpft, daß es sich lohnt zu überlegen, was wir von Riehls Blick heute noch akzeptieren können und was wir unbedingt ablehnen müssen.

Riehl hat ja die volkskundlichen Gemüter in den letzten Jahren stärker bewegt als andere Vordenker, die eine heftige Diskussion vielleicht eher verdient hätten. Aber es sind ja sicher auch die Anstrengungen der Demontage ein Zeichen von Größe - nicht nur das Aufstellen von Standbildern. Wiegelmann nahm in seiner Einführung³² sicher den Mund zu voll: „nach dem Maßstab der wissenschaftlichen Leistung muß man Riehl den großen Wegbereiter moderner, theorieorientierter Forschung nennen, der geniale Verknüpfer von Empirie und Analyse“ - gewissermaßen ein Idealvolkskundler, mit dem sich jeder identifizieren kann. Aber, daß sich daran ein richtiger Disput anschließt, verwundert ein wenig und erweist die stete Anwesenheit des Altvaters Riehl, auch wenn diese energisch bestritten wird. Hans Moser zerpfückt den angeblichen Wegbereiter mit gewohnter Kompetenz: „Genausowenig wie von der Theorie seines vielgepriesenen Vortrags aus läßt sich Riehl von der Praxis seiner Wanderfahrten her als Bahnbrecher, Verkünder und Begründer einer wissenschaftlich und systematisch betriebenen Volkskunde deklarieren.“³³ Das hat ja hoffentlich (außer Wiegelmann) auch nie jemand behauptet. Es ist richtig, daß es eine Tradition des Reisebheks gibt, und daß natürlich auch der Reisende Zusammenhänge sucht, aber so explizit und auch verräterisch durchsichtig hat vor Riehl niemand seine Sehweise vorgestellt. Natürlich fällt Riehl durch, mißt man ihn wie Helge Gerndt am „szientistischen“ Wissenschaftsmodell. Er will keine „auf reflektierte Voll-

30 Wilhelm Heinrich Riehl: *Handwerksgeheimnisse des Volksstudiums*. In: *Wanderbuch*, Stuttgart 1869, S.3- 31.

31 Ebd.S.31.

32 Günther Wiegelmann nebst Matthias Zender und Gerhard Heilfurth: *Volkskunde*. Eine Einführung. Berlin 1977, S 18.

33 Hans Moser: *Wilhelm Heinrich Riehl und die Volkskunde*. Eine wissenschaftsgeschichtliche Korrektur. In: *Jahrbuch für Volkskunde* 197S, S. 9-66; s.S. 56.

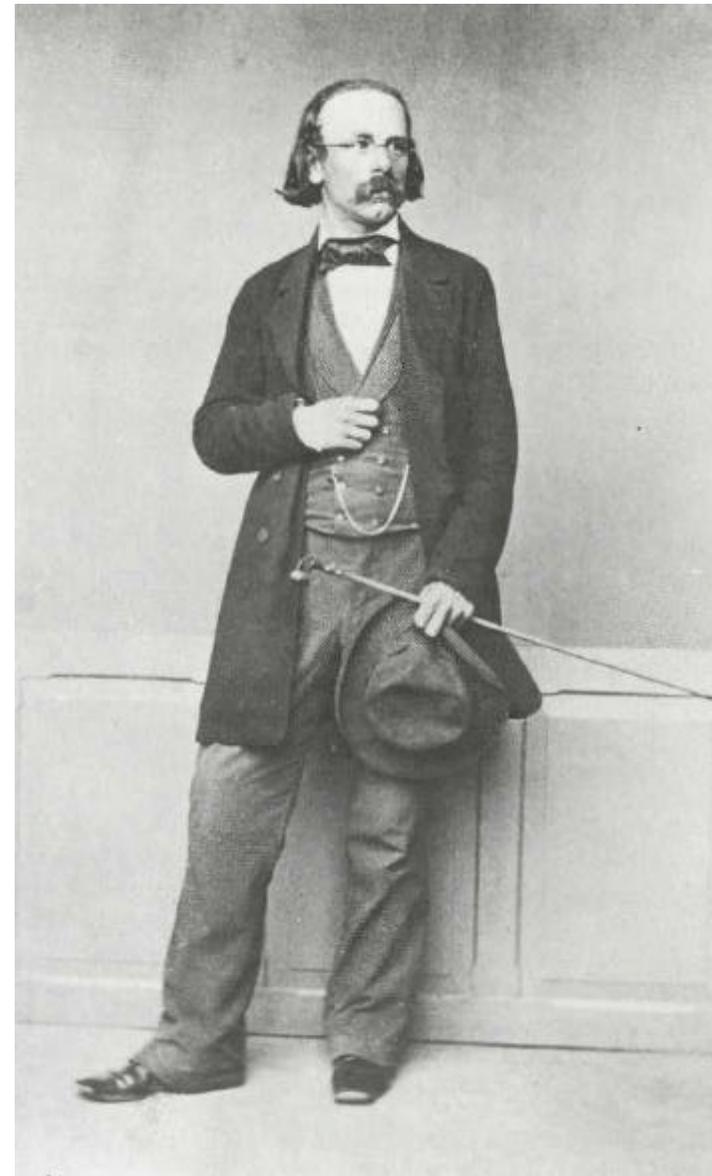


Abb. 2 Wilhelm Heinrich Riehl im Jahr 1868. Foto Hanfstaengel, München.

ständigkeitsbedachte Datensammlung erstreben",³⁴ und er steht auch nicht in dem Zusammenhang, in den ihn Heilfurth mit einigen Verrenkungen hineinbiegt - „es ist eine Vorgehensweise, die auf ‚Erfahrung‘ beruht und damit auf Wissen, das aus eigenem Wahrnehmen gewonnen ist - eine Untersuchungsform, hinter der eine an den Naturwissenschaften orientierte Forderung nach Genauigkeit und Objektivität steht.“³⁵

Originalton Riehl: „Wir wandern hinaus ins freie, damit wir durch eine ganz besonders verstaubte Bücherwelt wandern lernen; wir dürfen subjektiv schreiben im Hinblick auf objektive Resultate, und künstlerisch gestalten, während wir kritisch forschen; wir werfen uns in das bunte, schwankende Leben des Tages, und doch befriedet unser Studium zuletzt ganz besonders durch das Aufspüren fester, organischer Zustände.“³⁶ Riehl weiß zuvor, was er „zuletzt“ aufspüren will; er geht auch sehr offen mit dieser Vorgabe um, es ist ihm wichtig, leitende Gedanken vorweg zu haben, gewissermaßen Schienen, in die danach die einzelnen Erfahrungen eingehängt werden können: „Zu beobachten, was man findet, ist leicht, aber das zu finden, was man beobachten will, das ist die feinere Kunst.“ Der Mann weiß, was er will und seine vorfabrizierten Gedanken leiten ihn in jedem Fall zu seinen organischen Strukturen. Aber er ist kein Scharlatan; denn er legt in dieser Schrift seine Erkenntnisweise offen und macht sie so kritisierbar; was nicht nur für die Volkskunde jener Zeit, sondern auch für die heutige Forschungspraxis ziemlich ungewöhnlich ist. Riehl ist da viel couragierter als viele moderne Methodologen, die nicht beschreiben, wie sie es machen, sondern, was man nach den neuesten Leitlinien tun sollte.

Riehls Ordnungsblick bezieht sich jedoch nicht nur auf *die organische Struktur*, in die er, komme was da wolle, alles einreicht, sondern auch auf die Ordnung im Erfahrungsprozeß, wie die Stufen aufeinander aufbauen und wie sie angeblich hermeneutisch verzahnt in der Wiederholung neue Möglichkeiten zulassen - auch diese Methode nennt er organisch, weil „allezeit die spätere Vorarbeit als die Probe der vorhergehenden erscheint.“ So tut er so, als ob er das supplementäre Verhältnis im Verlauf der Forschung akzeptiere und präsentiert sich als offener Forscher, der seine grundsätzliche Kritisierbarkeit zugibt: „Nach dieser Fahrt durch die Spezialliteratur möchte man dann am liebsten gleich noch einmal zum Wanderstabe greifen und den ganzen Fußmarsch wiederholen; denn nun merkt man erst, wieviel man übersehen hat oder aufs neue prüfen sollte.“³⁷ Daß sich hier Wünsche in Riehls Forschungspraxis einnisten, soll später noch entwickelt werden.

34 Helge Gerndt: Abschied von Riehl (wie Anm. 10), S. So.

35 G. Heilfurth: Über Riehl's Handwerksgeheimnisse des Volksstudiums. In: Hess.B1. 1969, S. 29-38; s.S.31.

36 Riehl (wie Anm. 30), S. 30.

37 Ebd. S. 15.

Eine Ordnung im Kopf haben, die Reise vorbereiten, marschieren, kunstvoll fragen, Tagebücher führen, Anekdoten sammeln, schreiben mit dem verpönten Ich an der Spitze, Riehl stellt den ganzen Prozeß seiner wissenschaftlichen Erfahrungsgewinnung und Verarbeitung vor. Er liebte die Bauern sicherlich nicht, wie Emmerich Francis glaubt,³⁸ sonst würde er sie nicht als „dumm“ bezeichnen und sie bei seiner Befragungsweise nicht so hinterrücks angehen: „Was uns der Bauer erzählt, ist nur eine Gabe des Glückes, des Zufalls, oft viel, oft wenig, oft gar nichts wert. Aber wie er im Reden sich darstellt, empfindet, urteilt bis auf den sprachlichen Ausdruck hinab, das enthüllt uns oft die schärfsten, notwendigsten Charakterzüge des Volkes“³⁹ Riehl arbeitet im Vorübergehen, er weiß alles schon vorher und ich wäre ihm nicht gerne begegnet, wenn er mit seinem Hund und den „halben Lügen“⁴⁰ auf den Lippen einen zu überlisten versucht, um Material für sein konservatives Bild von der Welt zu sammeln, die ohne dieses Material wahrscheinlich auch nicht viel anders aussehen würde als mit ihm. Der Forscher weiß durch seine Vorbereitungen schon im voraus mehr als die Einheimischen, er hat zumindest das Know-how: „Unvermerkt das Wichtigste unter der Hand (zu) erhaschen, vermag nur, wer schon etwas Ordentliches von der Sache weiß.“⁴¹ „Was wichtig ist, und was nicht, haben die leitenden Gedanken vorweg strukturiert; weil ich den Blick aufs Idealbild des ganzen Volkstums gerichtet habe, sehe ich hundert individuellste Tatsachen, die jenem entgehen, der nichts als Tatsachen untersuchen will.“⁴²

Das Feld hat eigentlich keine Chance, sich selbst in Riehls Wanderforschungen einzubringen — weil er, „geführt von festen Grundgedanken, Gedanken suche,“ findet er sie auch. Was durch die Art des Vorgehens - „vom Kleinen zum Großen“⁴³ sich als empirisch, d.h. erfahrungsbestimmt ausbildet, ist in Wirklichkeit ein mittelmäßig getarntes rein deduktives Vorgehen. Die Anekdote ist deshalb die angemessene Wahrnehmungsform, weil sie gewissermaßen eine Art von Erleuchtung ist. Die Anekdote erfaßt ja das vorgewußt Typische, sie zieht den geschlungenen Knoten nur zusammen. Sie kennt formal keinen Widerspruch, ist gewissermaßen die erzählerische Form der dogmatischen Bestätigung. Anekdotisches und Wandern als Erfahrungsform fügen sich gut ineinander; beide sind bilderreich und beide illustrieren anschaulich, was zuvor schon klar war.

Riehl ist stolz, daß er nicht von der Eisenbahn aus seine Volksstudien betreibt, „wer Neues entdecken und beschreiben will, der ist notwendig auf den

38 Emmerich Francis: Ethnos und Demos. Berlin 1965, S.44.

39 Riehl (wie Anm. 30), S.u.

40 Ebd. S. 15.

41 Ebd. S. 15.

42 Ebd. S. 23.

43 Ebd. S. 22.

Fußweg gewiesen."⁴⁴ Er bedauert, daß er dabei „sein Zelt nicht aufzuschlagen vermag“, aber er tröstet sich sogleich damit, „daß im Wandern selbst doch der nächste Ersatz für das Wohnen liegt.“⁴⁵ Das ist typisch für Riehls Denkstil, etwas das nichts mit dem anderen zu tun hat, ja in vielem gegenteilig funktioniert als Ersatz auszugeben, um so Bewegung in Verharren, Vorübergehendes in Bleibendes umzumünzen. Der Wanderer wechselt doch ständig seinen Ort, er sieht alles im Vorübergehen, er läßt sich auf nichts ein, er durchmißt einen Raum, er beobachtet immer Neues und findet notwendig keinen festen Platz, die leitenden Gedanken führen ständig weiter. Im Grunde sucht er Anekdoten, die jedoch nur der Tourist als Quelle betrachtet - „dem wirklichen Forscher ist sie das nicht, sie ist ihm bloß Mittel zur Darstellung eines Allgemeinen, welches er bereits anderswoher gründlicher kennt.“⁴⁶

Wie lässig Riehl mit der örtlichen Realität umgeht und wie sehr er in seine Wanderbilder gestaltend eingreift, hat Leopold Schmidt am Beispiel des Leitha-Winkels ätzend verspottet. Er schließt: „Nein, Riehl ist kein wissenschaftlicher Denker gewesen, und er ist ganz offensichtlich kein Denker innerhalb des Weggangs der Volkskunde als Wissenschaft gewesen. Er hat seine sanguinisch hingeschriebenen Vorträge und Wanderberichte durchaus positiv empfunden und dementsprechend widerklingen lassen.“⁴⁷ Im Grunde ist er wirklich ein „Genre-maler“,⁴⁸ er täuscht Alltag vor, indem er in seiner Darstellung Struktur versteckt. Das ist vielleicht sein größtes Handwerksgeheimnis, daß das, was wie Leben aussieht, in Wirklichkeit die Darstellung der organischen Grundmuster ist; und daß die Wanderung nur dazu dient, um mit scheinbar lebendigem Material das vorher Bedachte auszustaffieren. Weil er dies jedoch so offenkundig und wie Schmidt und Moser zeigten, doch recht stümperhaft tut, haben seine Ergebnisse mehr Kritik gefunden als sie verdienen; denn wenn Riehls Blick auch starr auf sein Genre fixiert war, so zeigt er damit jedoch eine Spezifik des volkskundlichen Blicks, der allerdings vorschnell arrangiert und komponiert und sich beileibe nicht ethnographisch auf die Welt einläßt. Riehl hat sehr forsch offengelegt, daß auf jeder Stufe des Erkennens das forschende Subjekt eine Rolle spielt, bei der Vorbereitung (Hypothesenbildung), der Materialsammlung, der Auswertung und schließlich der Darstellung.

44 Stagl (wie Anm.25), S. 143, Anm. 135.

45 Ebd. S.4.

46 Ebd. S.24.

47 Leopold Schmidt: Die Entdeckung des Burgenlandes im Biedermeier. Eisenstadt 1959, S. 126. Schmidt zeigt auch, daß Riehl manche beschriebene Wegstrecke überhaupt nie zu Gesicht bekam: - „der berühmte Wanderer ist nämlich nach Parndorf mit der Eisenbahn gefahren.“ S. 122.

48 Als solchen hat ihn von Boehm klassifiziert. Zitiert bei Heilfurth (wie Anm. 35), S. 35.

Gerndt hält ihm „eine gewisse Naivität gegenüber wissenschaftlicher Methodik“ vor.⁴⁹ In Wirklichkeit hat er sich aber nicht an das herrschende Paradigma gehalten: „Während bei der Statistik die soziale Wirklichkeit nur insoweit ‚empirisch‘ perzipiert wird, wie sie in isolierte Variable zerlegbar ist, die als meßbare ‚Merkmale‘ in unterschiedlichen Situationen aufgefunden und verglichen werden können, bezieht sich der monographische Blick nicht auf derartige ‚Merkmale‘, sondern auf lebensweltlich tradierte Entitäten, die in dem Sinne als ‚wirklich‘ wahrgenommen werden, wie sie von den Handlungssubjekten selbst erlebt werden. Bei der monographischen Rekonstruktion geht es also sowohl um mehr, als auch um anderes als bei der Statistik, denn erfaßt wird nicht eine Ansammlung subjektunabhängiger Durchschnittseigenschaften, sondern ein ‚Insgesamt‘ qualitativer Besonderheiten, deren Zusammenhänge Subjekt- und situationsbezogen begründet ist.“⁵⁰ Den Blick auf dieses ‚Insgesamt‘ hat unser Riehl gehabt, bloß, er war kein Empiriker, sondern im Grunde *ein Nachfahr der Goldgräber*, der allerdings seine Schätze schon vorher im Kopf hatte, bevor er sie im Kulturraum versteckte, um sie als Anekdoten wieder einsammeln zu können. Sein Ordnungsblick zwang die Welt in die von ihm vorgegebene Struktur; er achtete die Wirklichkeit gering und ließ sich sein Weltbild durch sie nicht erschüttern. Kein Ethnograph kann etwas anderes tun, als die Welt so zu beschreiben, wie sie sich in seinem Kopf abbildet, egal welche methodischen Hilfsmittel er benützt oder beiseite läßt. Das ist Riehl ja auch nicht vorzuwerfen, daß er die Welt subjektiv sieht; er verwechselt nur seine Regeln mit der Realität, und hält die Ordnung für die Welt.

Ein Gegenstück zu dem starren Ordnungsmethodiker Riehl, ist Richard Wossidlo, der zwar bei weitem nicht so fesselnd und zwingend schreiben kann wie der „Magier“⁵¹ Riehl (daß er mit Sprache zaubern kann, das kann ihm nur ein Leser übelnehmen, der sich auf den Gegenzauber nicht versteht), der aber dennoch lebendig und anschaulich „über die Technik des Sammelns volkstümlicher Überlieferungen berichtet hat.“² Es gibt bei ihm zwar auch Geheimnisse - „eine glückliche Anlage, mit Leuten jeglichen Standes zu verkehren, und eine unbezwingliche

49 Gerndt (wie Anm. 34), S. 80.

50 Bonß: Tatsachenblick (wie Anm. 13), S. 110 f.

51 Gerndt (wie Anm. 34), schließt seine Überlegungen: „damit die Volkskunde endlich frei wird von der emotionalen Fixierung auf einen sprachlichen Magier, frei zu jenem klaren, argumentativen Denken, das einem modernen Wissenschaftsstandard entspricht.“ S.88. Daß Riehl verführerisch schreiben kann, wird ihm immer wieder vorgeworfen, gerade als bediene sich der „moderne“ Wissenschaftler nicht der Sprache, sondern eines anderen Codes. Der Text ist nie identisch mit der Wirklichkeit die er abbildet, er drückt sie immer nur aus und ist damit mehr und weniger zugleich. So ist die Schönheit eines Textes nicht von vornherein ein Widerspruch zur Genauigkeit, sondern sie kann zur Verdeutlichung und Präzisierung eingesetzt werden.

52 Richard Wossidlo: Über die Technik des Sammelns volkstümlicher Überlieferungen. In: ZsFvK 16, 1906, S. 1-24.

Liebe zur Sache" -, aber sie sind viel schlichter und nicht so vom „Meisterlichen“ umschattet wie bei Riehl. Wossidlo hat keine „leitenden Gedanken“, die die Erfahrung sogleich an die Kandare nehmen, er ist eher der neugierige Sammler, der ohne erkenntnisleitende Interessen auskommen zu können glaubt - und es nicht tut, wie er selbst im pathetischen Schluß beschwört - „Wenn wir so nicht müde werden, wetteifernd die Bausteine herbeizutragen, dann wird dereinst der kommende Meister ein stolzes Denkmal deutschen Volkstums aufrichten können.“⁵³

Die Anekdoten sind für ihn nicht die Schlüssel des Verständnisses, und er ist, was meine These von der Verwandtschaft von Wandern und anekdotischer Erfahrung vielleicht erhärtet, eher orts- als streckeninteressiert und auf Dauer seiner jeweiligen Besuche aus. Er sammelt auch nur in „seiner Gegend“, dort ist er nicht ein Reisender, der hervorlockt, sondern der „Herr Vosslow, der' n Sozialen Abend“ (so interpretieren seine Gewährleute den von Wossidlo gewählten Terminus „Sammelabend“!) macht. Aber vor allem in der Haltung zu den Leuten und in der Fähigkeit Interaktionen und ihre Bedeutung zu beobachten und zu registrieren liegt der Unterschied zu Riehls Vorgehen. Riehls Technik zielt auf Hervorlockung von Material. Im Nebensatz wird der Bauer plötzlich für dumm erklärt und wie wir sahen, interessiert auch nicht das, was er sagt, sondern was der Forscher hört. Bei Wossidlo ist dieses Sich-Einlassen erfahrbar, das wohl den leidenschaftlichen Ethnographen vom Besserwisser unterscheidet.

In vielen Facetten nimmt Wossidlo wahr, was zwischen ihm und dem Feld passiert, wie er Streit bekommt, weil er in seiner Gaststube Kartenspieler belauscht und sich Notizen macht „Wer hee Se dat Recht gäben, dat to Protokoll to nähmen, wat wi hier räden dohn? De Kroock ist doch wol keen Gerichtstuw!“; wie es Schwierigkeiten mit den „Originalen“ gibt, die zu selbständig sind, „um sich fremdem Gedankengange anzubequemen“; wie er für einen Antiquitätenhändler gehalten wird; oder Klein-Fritzing in der Wirtsstube hüten muß und der prompt in die Windel macht... was Wossidlo schamhaft umschreibt „Fritzing hält mit dem Lohn nicht zurück“,⁵⁴ wie er mit Derbheiten umgeht und in welche Positionen er als Feldforscher gedrängt wird, so wird er einmal sogar für einen Zirkusmensch gehalten: „Na nu seegen Se oewer mal ihrst, willen Se hüüt Abend noch mit de Apen Kemedi maken?“ Oder als er Halslösungsrätsel sammelt, eine Frau messerscharf folgert: „Se hebben Mitleid mit de armen Verbräkers un söäken nu so'n Geschichten tosaam, dat dee von' n Dod frikamen dohn.“ Schließlich wird er sogar für einen Hochzeiter angesehen - „Je wiel Se na Läwerrimels fragen, dee warden jo doch wol blot up Hochtiden bruukt.“ Das

53 Ebd. S. 24.

54 Ebd. S. 12, die Zitate sind alle aus dem Aufsatz (wie Anm. 52).

sind parallele Geschichten zu denen, die Utz Maas von den Indianern erzählt, um deren situationsspezifische Sprechhandlungen zu charakterisieren.⁵⁵

Wossidlo erzählt sehr einfühlsam, aber er interpretiert wenig. Er versteckt seine Geschichten in den Fußnoten und der Mundart - natürlich wäre aus diesem reichen Erfahrungsschatz mehr herauszuholen als nur einige Tips fürs Sammeln. Wahrscheinlich denkt Wossidlo wie alle Kasuisten: *die Wahrheit steckt im Fall*, für die Theorie haben wir die Riehls. So wünscht man sich die Begabung der beiden zusammengetan, um so die richtige Mischung aus leitenden Gedanken und leitender Neugier, ordnender Theorie und spontaner Begegnungsfähigkeit, kritischem Mißtrauen und herzlichem Vertrauen darauf, daß „absichtliche Täuschung bei solcher Art des Verkehrs völlig ausgeschlossen ist.“⁵⁶ Wossidlo will kein Meister sein, er versteht sich als Kärner und Vorarbeiter, der auch nicht müde wird zu betonen, was alles an Stoff schon aufgezehrt wurde durch die gefräßige Zeit. Riehls Ziel ist es, „jede Tatsache in ihrem tieferen Zusammenhange zu erfassen und an den rechten Ort zu stellen.“⁵⁷ Wossidlo begnügt sich mit dem Sammlerglück - „Auch im kleinen Bezirke läßt sich großes erreichen, wenn man nur will! Und die Liebe zur deutschen Heimat, die ja schon so viele zu Opfern angetrieben hat, wird auch die Kraft geben, alle Mühen willig zu tragen. Glückauf!“⁵⁸ So endet ein späterer Bericht Wossidlos, der am Ende trotz allen positivistischen Bestrebungen wenigstens formelhaft an den alten Schatzgräberblick erinnert, auch das Sammeln Wossidlos geht auf Tiefe. Er bekennt, daß Aug' in Auge mit dem alten Ziegler aus Gielow ihm schon öfter zu Mute war, „als wenn ich um Jahrhunderte zurückversetzt, einem germanischen Priester lauschte.“⁵⁹

Der Funktionalismus wäre eine Möglichkeit des Ausgleichs zwischen Ordnungs- und Sammelblick gewesen. Helmut Möller zeigt am Vorbild Malinowskis,

55 Utz Maas: Kann man Sprache lehren? Frankfurt 1976. „Wie eine solche Erfahrung aus sehen kann, hat ein Linguist namens Loewen einmal berichtet, der ausgezogen war, eine Indianersprache zu beschreiben: „Schließlich kam der Informant und wir fingen an zu arbeiten. ‚Wie sagen Sie in Ihrer Sprache ‚ich laufe‘?‘ Der Indianer schwieg eine Weile. Erst sah er auf den Boden; dann sah er nach draußen. Plötzlich erhellte sich sein Gesicht, so als ob ihn ein Geistesblitz durchzuckt hätte. Er sprach sehr schnell. Wenn ich in der Lage gewesen wäre, das, was er sagte, zu transkribieren, würde es mehrfach die Seiten gefüllt haben“... Als der Forscher erschöpft zurückfragte, ob das alles „ich laufe“ bedeutet hätte, verneinte der Indianer: „Es bedeutet, daß ich hier mit Ihnen saß, dann sah ich zur Tür raus und sah ein Wild; da packte ich schnell meinen Speer und jetzt renne ich hinter ihm her.“ Dann fügte er fast philosophisch hinzu: „Nur ein Narr würde für gar nichts laufen.““ S. 26f.

56 Wossidlo (wie Anm. 52), S. 21.

57 Riehl (wie Anm. 30), S. 31.

58 Richard Wossidlo: Über das Sammeln von Volksüberlieferungen. In: Deutsche Forschung H.6, Deutsche Volkskunde, Berlin 1928, S. 142—150.

59 Wossidlo (wie Anm. 30), S. 31.

wie dort gegen „Armchair-Scholars“ und Sammeltouristen gelästert wird, um eine Forschungspraxis zu entwickeln, in der theoretische Vorgabe und empirische Untersuchung in einem ausgewogenen Verhältnis zueinander stehen.⁶⁰ Die Schule Schwieterings hat diese Konzeption für die deutsche Volkskunde übernommen und ähnlich wie in der Ethnologie hat dort Feldforschung eine entscheidende Bedeutung gewonnen. Sie wurde von den Meisterscholaren der Frankfurter Schule mit großem Ernst betrieben, und es ist jedenfalls festzuhalten, daß im Umfeld dieser Arbeiten Feldforschung erstmals mehr ist als bloßes Sammeln und mehr als bloße empirische Bestätigung scheinbar gesicherter Vorannahmen.

Liest man allerdings mit dem Auge und Vokabular des Heutigen die theoretische Konzeption dieser Methode, die Martha Bringemeier in Peßlers Handbuch vorgibt, fröstelt es einen: „Als Weiterführung der Volkssoziologie von W.H. Riehl geht die soziologische Methode der Volkskunde von der Auffassung des Volkes als einer organischen Ganzheit aus. Um diese Ganzheit in ihrem Wesenskern zu erfassen, richtet sie ihr Augenmerk auf jene Schicht, die die Substanz des Volkstums birgt und den ‚Mutterboden‘ bildet, der dem ganzen Volkskörper Bestehen und Gepräge gibt.“⁶¹ Auch wenn man aus eigenen Fehlern lernend zugesteht, daß Sprache Zeiterscheinungen unterworfen ist, und dieses Handbuch nach 1933 erschien, wird doch die mögliche Balance zwischen Empirie und Theorie schon vorweg verletzt. Die organische Ganzheit (das wäre der funktionalistische Rahmen etwas seltsam umschrieben) hat einen Wesenskern, der sich im Bauernstand findet, obwohl der sich realiter aufzulösen begonnen hat.

Die volkskundlichen Funktionalisten in Deutschland taten schwer damit, dem Feld eine eigene Dynamik zuzugestehen. Malinowski und vor allem Evans-Pritchard lehrten, daß sich ein Ethnologe danach zu richten habe, was er vorfindet: „oft findet man etwas anderes als was man sucht.“⁶² Jedenfalls wäre Evans-Pritchard in Riesenbeck sicher nicht dem Volkslied nachgegangen. Auch Martha Bringemeier gesteht, daß sie einem nicht mehr vorhandenen „Idealfall“ nachjagt: „Heute aber ist in unseren Dörfern die Gemeinschaft bereits stark zersetzt, die Tracht verschwunden, und das Lied hat sich auf wenige kleine Kreise

60 Helmut Möller: Untersuchungen zum Funktionalismus. Göttingen 1954. Diese frühe Schrift Möllers fand in der Volkskunde leider nicht die Verbreitung, die sie verdient und die es gebraucht hätte, um damals schon methodisch voranzukommen.

61 Wühlern Peßler: Handbuch der Deutschen Volkskunde. Potsdam o. J., S. 20.

62 E.E. Evans-Pritchard: Social Anthropology. Oxford 1951, S.64. Evans-Pritchard berichtet von Erfahrungen in Afrika: „Als ich ins Zandeland fuhr, hatte ich keinerlei Interesse an Hexerei, dafür aber die Zande. Ich mußte mich also von ihnen führen lassen. Als ich ins Nuerland fuhr, hatte ich kein besonderes Interesse an Kühen, dafür aber die Nuer. Infolgedessen mußte auch ich mich wohl oder übel mit Kühen befassen.“ Evans-Pritchard: Hexerei, Orakel und Magie bei den Zande. Frankfurt 1978, S.239.

zurückgezogen.“⁶³ Sie bewältigt diese Schwierigkeit dadurch, daß sie eine „Gewährsfrau von ganz ungewöhnlicher Eignung fand (vgl. Abb. 15). Das Wissen der von ihr verehrten achtzigjährigen Frau Verlage (es scheint sehr häufig verehrte Lieblingsgewährsleute zu geben, die auch eine ganz bestimmte biographische Rolle für den Forscher übernehmen⁶⁴) ist wirklich eindrucksvoll, aber was sie mit ihr erarbeitet, ist ein hinabdämmerndes Dorfbild, so wie man es von einer hochmotivierten Heimatdichterin⁶⁵ zusammen mit einer an Riehl und Gemeinschaftsvorstellungen orientierten Volkskundlerin erwartet. „Volkskunde müßte Gegenwartskunde sein.“ Es bleibt beim Optativ⁶⁶.

In einer für die Volkskunde bemerkenswerten Weise hat Mathilde Hain diese Wunschformel eingelöst. Ihre beiden Studien über Mardorf und Ulfa sind sicherlich *Musterstücke für unsere Zunft*.⁶⁷ Es geht ihr um Lebensganzheit,⁶⁸ also einen holistischen Ansatz - „It is impossible to understand clearly and comprehensively any part of a people's social life except in the full context of their social life if as a whole.“⁶⁹ Es scheint, als seien ihre Untersuchungs sonden - in Mardorf die Tracht, in Ulfa Sprichwort, Bild und Formel - im Stande, eine Perspektive für ein Gesamtbild des Dorfes aufzuweisen. Leider hat Mathilde Hain ihre Handwerksgeheimnisse nicht verraten und es ist allenfalls auffällig, wie wenig sie als forschendes Subjekt ins Bild rückt. Im Sprachbuch werden wenigstens viele Situationen lebendig beschrieben, aber obwohl sie immer leibhaftig als Hörerin dabeigewesen sein muß, ist sie es in ihrer Schilderung sehr selten.⁷⁰ Sie begann ihre Beobachtungen im Herbst 1938 „indem ich in die Hausgemeinschaft eines Ulfaer Kleinbauern eintrat. Von dort aus lernte ich im Laufe

63 Martha Bringemeier: Gemeinschaft und Volkslied. Ein Beitrag zur Dorfkultur des Münsterlands. Münster 1931.

64 S. weiter unten bei Brednich und Saueremann. Auch Albert Ilien und ich haben in Kiebingen eine Familie gefunden, der wir ähnlich viel verdanken wie Martha Bringemeier ihrer Frau Verlage.

65 Bringemeier (wie Anm. 63), S. 6.

66 Ebd. S. 3.

67 Mathilde Hain: Das Lebensbild eines oberhessischen Trachtendorfs. Jena 1936. Dies.: Sprichwort und Volkssprache. Eine volkskundlich-soziologische Dorfuntersuchung. Gießen 1951. Hermann Bausinger wies bei seiner Einführung in die Freiburger Tagung auf Hains Bedeutung als Feldforscherin hin: sie gehöre „zu den Volkskundlern, die unserer Wissenschaft wichtige Wege gewiesen haben ...“ In: Rolf Brednich u.a.: Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Vorträge der Arbeitstagung der DGV in Freiburg (16.—18.3.1981) Freiburg 1982, S. 5.

68 Hain, Trachtendorf (wie Anm. 67), S. 8.

69 Evans-Pritchard: Social Anthropology. Oxford 1951, S.80.

70 Ich habe das Buch zwar nicht systematisch daraufhin gelesen, aber wenn ich zuverlässig geblättert habe, bringt sie sich nur einmal auf Seite 68 als Gesprächspartnerin ein. Hain, Sprichwort (wie Anm. 67).

eines Jahres die meisten Familien des Dorfes und die verschiedenen Gruppen der Jugend kennen; ich lebte mit den Dorfbewohnern das alltägliche Leben der Arbeit, die frohen Tage brauchtmüherer Feier, die stillen Stunden protestantischer Frömmigkeit und die Notzeiten der ersten Kriegsjahre."⁷¹ Sicherlich ein „sehr hoher“ Partizipationsgrad, umso unwirklicher berührt es, wenn die so involvierte Forscherin nach ihrem Eintritt in die Gemeinschaft in dieser sich zu verflüchtigen scheint. Der Text erweckt den Eindruck, als sei der Eintritt in dieses Dorf reibungslos und ohne Probleme möglich. Diese Auflösung des forschenden Subjekts berührt den Leser eigenartig, weil die Position der Forscherin unreflektiert bleibt und der Eindruck erweckt wird, als sei es völlig normal in dieser Gemeinde Ulfa, daß sich jemand über einen längeren Zeitraum hinweg nur für die Sprache des Dorfes interessiere.

Die Erfahrungen aus fernen Kulturen sind da ganz anders: „Es ist ganz unvermeidlich, daß meine Feldforschung von meinen Ideen und Interessen, ja selbst von meinen Vorurteilen beeinflusst wird. Wer den geraden, ehrlichen Weg geht, spricht sie offen aus, so daß sie leichter entdeckt und - wenn nötig widerlegt und eliminiert werden können. Wer den anderen Weg geht, versteckt sie so gut wie nur irgendmöglich.“⁷² Es sei nicht unterstellt, daß Mathilde Hain nicht den geraden und ehrlichen Weg gegangen sei, aber die Fähigkeit, in eine Gemeinschaft klaglos einzutreten, korrespondiert wohl auch mit einer Unfähigkeit, die dabei empfundenen Gefühle des Glücks und der Wut, der Verlorenheit und Geborgenheit zu haben und auszudrücken. Auch da läßt sich von den Ethnologen Eindrucksvolles lernen: „Since an ethnographer studies people and not insects, his field-work also causes emotions in himself. Personally, I lived under great psychological stress... and felt little of the proverbial peacefulness of ‚country life‘. Perhaps it is even a sine... qua non for field work.“⁷³ Rosalie Wax berichtet, daß sie enorm viel gegessen hätte⁷⁴ und bei einer Forschung in Japan in drei Monaten dreißig Pfund zugenommen habe. Sie erzählt von einem Kollegen, der gleichfalls total regredierte und tagelang Reader's Digest und Peanut-Butter verschlang; Briggs bei den Eskimos zog sich jeden Abend in das Zelt zurück und benützte „Bannock“⁷⁵ und ebenfalls Peanut-Butter, um sein seelisches Gleichgewicht zu halten.

71 Ebd. S.u.

72 Bronislaw Malinowski: Das Geschlechtsleben der Wilden in Nordwest-Melanesien, S.312.

73 Petti J. Pelto: Anthropological Research. The Structure of Inquiry. New York 1970, S.222.

74 Rosalie Wax „succumbed to an urge to eat enormously and in three months gained thirty pounds.“ Pelto, S. 224. „One field-worker tells privately of a considerable span of field time during which he spent most of his days perusing The Reader's Digest and eating peanut-butter Sandwiches.“ Ebd.

Anscheinend ist Ulfa psychisch nicht so stressig, aber das Aufgehen in der Gemeinschaft, von den Schwietering-Schülern auch als methodische Basisregel gefordert, erscheint deshalb widersprüchlich, weil die Distanz zum Objekt, die Forschung erst möglich macht, verlorenzugehen scheint.⁷⁶ „Solche Zusammenschau des Volksguts mit der Gemeinschaft setzt die langdauernde, die innerste Schwingungen erfassende Beobachtung voraus, zu der nur völliges Vertrautsein mit der Gruppe befähigt. Man muß ihre Welt mitzerleben imstande sein, sonst bleibt die Befragung der Leute und die Beobachtung ihrer Lebensführung an äußerlichen Dingen haften.“⁷⁷ Aber gerade, wenn man aus den eigenen Erlebnissen diese Welt rekonstruieren und verstehen will, ist es unabdingbar, die eigene Membran, die mitschwingt, weder vor sich selbst noch vor dem Leser zu verstecken.

Malinowskis Untersuchungen⁷⁸ kommen einem heute ja auch in vielem kolonialistisch vor, aber er ist immer präsent, so z.B. auch auf den Bildern, die bei

75 Briggs berichtet von Forschungserfahrungen bei den Eskimos: „My tent had become a refuge, into which I withdrew every evening ... to repair ravages to my spirits with the help of bannock and peanut butter.“ Ebd. Bannock ist ein Fladenbrot. Weitere Beispiele finden sich bei D.G. Jongmans/P. Gutkind: Anthropologists in the Field. New York 1967. Zum gesamten Problemkreis die meisterhafte Studie von Rolf Lindner: Die Angst des Forschers vor dem Feld. In: ZsfVk, 1981, S. 51-66.

76 Diese Distanz wird heute gelegentlich geleugnet, indem man das Wort Objekt durch Subjekt ersetzt — und dann das gleiche macht. Die Frage des Selbst- und Fremdverstehens ist in der Volkskunde noch nicht einmal konsequent angegangen geschweige denn gelöst worden. Siehe dazu Peter Winch: Was heißt ‚eine primitive Gesellschaft verstehen‘? In: H. G. Kippenberg u. a. (Hg.): Magie. Frankfurt 1978, S. 73-118.

77 Bringemeier in Peßler (wie Anm. 61), S. 23.

78 Ich beziehe mich auf die Bände über Malinowskis Pazifik-Forschungen. B. Malinowski: Schriften in vier Bänden, Band 1-3. Hg. von Fritz Kramer. Frankfurt 1981. Tief beeindruckt hat mich auch Malinowskis Forschungstagebuch aus jener Zeit: A Diary in the strict Sense of the Term. New York 1967. Wie ehrlich da einer mit seiner gewiß nicht einfachen Innenwelt umgeht, wie offen er seine Schwächen eingesteht, wie sehr er an seiner Einsamkeit leidet, wie ihn die ganze Situation plagt, ist außerordentlich hilfreich und lehrreich. So wie man bei den objektivierenden Methoden die Instrumente kennen muß, so ist es auch bei der subjektiv bestimmten Feldforschung notwendig, über die Sehweise des Forschers möglichst viele, eben auch private, ja intim scheinende Kenntnisse zu erlangen. Daß er Heimweh hatte, häufig Kopfweh und gelegentlich in die „blackest depression“ (S. 12) fiel, daß er von sich selbst träumte („strangely autoerotic feelings; the Impression that I'd like to have a mouth just like mine to kiss ...“ (S. 13)); Leitmotiv von Tristan und Isolde erinnerte (S. 52), in der Schönheit einer Landschaft („I rediscover woman's beauty or I look for it!“ (S. 83)) und dementsprechend häufig beschrieb er entsprechende Landschaften, die zu interpretieren lohnend (und lustig) wäre; er scheute sich nicht einmal seine sexuellen, rassistischen Wünsche zuzugeben: „A pretty, finely built girl walked ahead of me. I watched the muscles of her back, her figure, her legs, and the beauty of the body so hidden to us whites, fascinated me. Probably even with my own wife I'll never have the opportunity to observe the play of back muscles for as

den Trobriandern gemacht wurden. Ich greife zwei davon heraus. Auf dem einen (Abb. 3) steht der weiße Mann in Bridges-Hosen, Gamaschen und dem unvermeidlichen Tropenhelm ziemlich in der Mitte der Aufnahme, um den Festschmuck zweier junger Frauen zu befeigen. Die Frau, deren Kette er gerade neugierig mit Augen und Fingern betastet, schaut verlegen zur Seite, sie wagt auch nicht den Blick in die Kamera. Sie läßt mit sich machen. Ihre Beine sind eng zusammengedrückt, der Ethnologe dagegen hat sein Spielbein lässig vorgeschoben. Er ist so eindeutig Herr der Lage, daß er sich sogar entspannen kann. Das zweite Mädchen wartet gleichfalls ergeben, sie wird vermutlich als nächste drankommen, auch ihre Haltung drückt Ohnmacht aus. Was die Männer, die hinten auf Baumstämmen sitzen, denken, läßt sich nicht genau sagen, der eine scheint den ethnologischen Eingriff zu kommentieren, die Kinder gucken anscheinend nach dem Fotoapparat, und der Mann ganz links schaut in die Ferne und reibt sich die Hände, nach hiesigem Mienenspiel würde ich sein Gesicht als wütend interpretieren, als begehre er innerlich auf und versuche, seinen Zorn abzuwehren. Verständlich, dreht man die Situation um: es käme ein japanischer Ethnologe im Kimono zu mir, verlangte von meiner Frau, sie solle ihr Hochzeitskleid anziehen und fummelte dann vor meinen Augen an ihrer Halskette herum. Rauswerfen würd' ich ihn!

Auf dem zweiten Bild (Abb. 4)⁷⁹ ist der Ethnologe nicht mehr ganz so lässig, wie ein Großwildjäger steht er auf einem Holzstück, das eine Bein fast aggressiv vorgeschoben, die Hände in die Hüfte gestemmt, als gelte es einen imaginären Colt zu ziehen. Sogar der Tropenhelm ist abgesetzt, der Kopf straff auf sein Gegenüber gerichtet. Das lehnt mit einer fließenden Linie an einer Palme, den Blick in die Ferne gerichtet, aber man hat nicht den Eindruck, als weiche er dem durchdringenden Auge des Ethnologen aus, sondern er besteht auf einer eigenen Welt, in der dieser Fremde auch optisch kein Gegenüber ist. Der Eingeborene scheint entrückt, weit weg, dem auftrumpfenden Gehabe des Weißen setzt er die körperliche Sicherheit desjenigen entgegen, der hier zu Hause ist, der mit und von den Palmen lebt, der sich an diese Welt friedlich anzulehnen weiß und sie nicht herrisch unter den Nagelschuh zu nehmen braucht.

Zugegeben, der Ethnologe ist einem auf diesen Bildern nicht sympathisch, man kann sich gut vorstellen, wie er taktlos, wann immer er will, in die Zelte

long as with this little animal. At moments I was sorry I was not a Savage and could not possess this pretty girl." (S. 255) Die Offenheit hat etwas Bestürzendes, aber sie setzt auch Maßstäbe! Es braucht nicht jeder Forscher sein Tagebuch zu veröffentlichen, aber es ist sicher für jeden notwendig mit ähnlicher Schonungslosigkeit die eigenen schamlosen Wünsche, Träume, Stimmungen zu analysieren wie das Malinowski tat. Wie er mit seinen unsympathischen Seiten umgeht, macht ihn wieder sympathisch.

79 Zu diesem Bild auch Lindner Abb.33.



Abb. 3 Bronislaw, Malinowski: *Das Geschlechtsleben der Wilden in Melanesien*. Frankfurt 1979, S. 1.



Abb. 4 Bronislaw, Malinowski: *Das Geschlechtsleben der Wilden in Melanesien*. Frankfurt 1979, S. 229.

gafft und wie er sich sein Anwesenheitsrecht mit Zigaretten erkaufte.⁸⁰ Aber er ist vorhanden als Störenfried, als einer, der unangenehm auftritt - aber durch seine nicht geleugnete Anwesenheit, macht er sich kritisierbar, wird er zum Supplement, das von anderen gleichfalls unter die Lupe genommen werden kann. Vergleicht man nun damit die Bilder, die Mathilde Hain ihrer Trachtenuntersuchung in Mardorf beigegeben hat, so fällt als erstes auf, daß sie nicht ein einziges Mal erscheint. Das ist kein Zufall. Auch in Mardorf hat sich Mathilde Hain „die unmittelbare Erfassung der Lebensganzheit“⁸¹ zum Ziel gesetzt, es geht ihr „um die Wesensfrage nach Sinn und Bedeutung der Tracht für die volkskundliche Gemeinschaft.“⁸² So wird der Forscher unsichtbar, obwohl er so intensiv dabei ist, wieselt zuvor in der Volkskunde. Da er die Gemeinschaft nicht stören will, wird er angeblich ein Teil von ihr und *verbirgt sich unter der Tarnkappe*. Kinder glauben ja auch, wenn sie die Augen zumachen, sieht sie keiner.

Die Fotos sind integraler Bestandteil der Arbeit und gehören mit zum Forschungsplan: „Maler und Photograph suchen in ihrer Bildauffassung ebenfalls den Gedanken der Lebensganzheit zu verwirklichen, dem auch der ästhetische Anspruch untergeordnet war. So sind die Bilder, die, nicht gestellt, das Beieinander dörflicher Trachten im Laufe des bäuerlichen Jahres wiedergeben, nicht als zufällige Illustrationen und Schmuck des Buches zu werten. Sie entstanden aus den Problemen der Arbeit heraus, ganz ihrer Zielsetzung dienstbar.“⁸³

Weil ich diese Erklärung ernst nehmen, zum anderen aber auch die Unsichtbarkeit der Forscherin überprüfen wollte, habe ich mich mit der Tübinger Kunsthistorikerin Monika Wagner zusammengesetzt, um den bildnerischen Code zu entziffern, der sich ja auch in Photographien verbirgt, gerade, wenn diese mit einem ‚bloß dokumentarischen‘ Charakter zur Fehleinschätzung verführen. Wir haben die formalen Elemente des Bildaufbaus, des Ausschnitts, vor allem der Stellung des Betrachters untersucht und gemerkt, daß diese den manifesten Bildinhalt latent unterstreichen oder korrigieren, jedenfalls kommentieren und so von Interesse für unser Thema, Verhältnis von Forscher und Feld sind.

Das erste Bild (Abb. 5) ist ein klassisches Breitformat in der Tradition der Vedoutenbilder, es ist streng horizontal gegliedert, das Dorf liegt im Mittelgrund, zu ihm besteht eine Distanz, kein Weg führt durch den unspezifischen Vordergrund. So bleibt es in seiner Wirkung ganz flach, nur die Umrisse werden

80 B. Malinowski: Argonauts of the Western Pacific. London 8. Aufl. 1972. „In fact, as they knew that I would thrust my nose into everything, even where a well-mannered native would not dream of intruding, they finished by regarding me as part and parcel of their life, a necessary evil or nuisance, mitigated by donations of tobacco, S.8.

81 M. Hain: Trachtendorf (wie Anm.67), S.8.

82 Ebd.

83 Ebd.S.9.



Abb. 5 Mardorf, im Hintergrund die Amöneburg. Foto: Ludwig Ph. M. Marck, Frankfurt. Bildanhang zu Mathilde Hain: *Das Lebensbild eine; oberhessischen Trachtendorfes*. Jena 1936, Bild Nr. 1.

deutlich; die Wahrzeichen des Dorfes zeichnen sich ab: Genau in der Bildmitte die Kirche, schon im Nebelschleier sich verlierend, die Amöneburg. Im zweiten Bild (Abb. 6) kommt man in Mardorf an. Die Kamera schaut in eine fast leere Gasse, sie öffnet den Raum durch die Zentralperspektive; ganz symmetrisch werden die gleichwertigen Höfe links und rechts in eine Beziehung zum Betrachterauge gesetzt - das Dorf der Höfe. Danach erst die Menschen; zuerst (Abb. 7) die Kinder, die Kamera nimmt sie von unten auf, sie bilden dadurch eine fast geometrisch präzise Pyramide, deren krönender Abschluß ein Knabe bildet, obwohl Wesen männlichen Geschlechts sonst kaum auf den Bildern vorkommen. Noch deutlicher wird diese Tendenz zur Formierung auf Abbildung 8. Obwohl die Kinder gar nicht in einer symmetrischen Gruppierung dastehen, hat der Photograph durch seinen Standpunkt - von oben und seitlich versetzt - sie zu einem Muster gefügt, in dem jede einzelne Tracht sichtbar wird, die kleinen Mädchen jedoch, von obenherab betrachtet, zu bloßen Kleiderständen erstarrten, und das Ornament, das sie bei der Aufnahme bilden, fast genauso aussieht wie die Gruppierung der handbemalten Ostereier auf Abbildung 9. Dieser Eindruck entsteht durch den freigelassenen Rand auf allen vier Seiten; so glaubt man bei Kindern wie bei den Eiern, an eine isolierte, runde und zusammengehörige Gruppe, — eben eine Gemeinschaft.

Von den Arbeitsbildern greife ich die Kartoffellese heraus (Abb. 10). Es ist ja eine harte, anstrengende und schmutzige Arbeit, die im Knien verrichtet wird. Aber auf dem Bild entsteht ein eher freundlicher, ja fast gemütlicher Eindruck, die Frauen, die da wortlos nebeneinander her schuften, sind zu einer Einheit verbunden. Der Photograph hat einen hohen Standort gewählt. Er schaut herab



Abb. 6 Dorfstraße. Foto: Marck. Aus: Hain, Bildanhang, Bild Nr.2.



Abb. 7 Kinder beim Ostereierholen. In der farbenfrohen Tracht des Sonntagnachmittags besuchen die Kinder ihre Palen am zweiten Osterlag. Foto: Marck. Aus: Hain, Bildanhang Bild Nr.3.



Abb. 8 Pfingstbrauch der Kinder. Ali Bräutchen und Brautmädchen ziehen die Kinder am zweiten Pfingsttag durch die Straßen zum „Eierbacken“. Foto: Marck. Aus: Hain, Bildanhang, Bild Nr. 6.

und sieht so die Arbeit anders als die Frauen sie sehen. Sie bleiben unter der Horizontlinie, sie scheinen mit dem Boden zu verschmelzen; auch die Endlosigkeit der Ackerfurche wird weggetäuscht, indem entgegen der Fluchtlinie der Äcker geknipst ist. Die pathetischen Bilder vom Landarbeiter, wie sie beispielweise Millet gemalt hat, unterstrichen die Kraft und Bedeutung des schaffenden Individuums, indem sie die Arbeiter eben über die Horizontlinie hinausschauen ließen und sie nicht unter sie duckten. Interessant ist das eine Bild, das dieses Mittel benützt: es ist die Aufnahme der Flurprozession an Christi Himmelfahrt (Abb. 11). Die Gruppe überragt insgesamt den Horizont, die Köpfe sind alle gleich hoch (Isokephalie), was ein egalitäres Element in den Bildaufbau hineinträgt; durch den Ausschnitt scheint die Prozession nie aufzuhören, und sich in weiter Ferne zu verlieren. Bestimmt wird das Bild vom Kreuz am Weg, das in den hohen Himmel hineinwächst. Oben ist das Bild bloßer Resonanzraum für diesen Christus, der alle gleichmacht und zugleich alle übertrifft.

Es ist methodisch nicht ganz unproblematisch, einige Bilder nur zu analysieren und andere, die vielleicht „nicht so gut passen“ nicht. Wer jedoch den Verdacht hat, daß manipulativ ausgewählt worden ist, der schaue sich in Hains Buch einmal die Gemäldereproduktionen an, die zu beschreiben ich mir erspare;



Abb. 9 Ostereier. Die jungen Mädchen verzieren die Ostereier für ihre Liebsten mit Sprüchen und Ornamenten. Foto: Marck, Aus: Hain, Bildanhang, BildNr.27.



Abb. 10 Kartoffelflese. Zu dieser Arbeit werden die ältesten Trachtenstücke getragen. Die Oberkleider hat man an den Feldrain gelegt. Foto: Marck. Aus: Hain, Bildanhang, Bild Nr. 11.

Abb. 11 Flurprozession. An Christi Himmelfahrt zieht die Gemeinde in schlichter Kirchentracht betend und singend durch die Kornfelder. Foto: Marck. Aus: Hain, Bildanhang, Bild Nr.30.

denn da wird auf dem Weg einer anachronistischen Malerei die Trachtenfrau monumentalisiert. Thema ist nicht die Gemeinschaft wie auf den Fotos, sondern das Trachtendenkmal, mit einem schrecklichen, nicht fixierten Blick, der sich stets in der Ferne verliert, als ob er den Untergang ohne - asexuelle, in bunte Stoffwürste gewickelte Personen, an denen die Tracht das einzig Interessante ist. Wenn wir also Mathilde Hain wirklich beim Wort nehmen und ihre Fotos und Bilder in ihre Konzeption miteinbeziehen, dann erschrickt der Interpret zweifellos mehr als bei der Lektüre des Textes; denn unverhohlener als im Wort begegnen ihm da stumme und auf ihre Kostümierung reduzierte Menschen. Nur einmal auf Abbildung 12 trifft den Betrachter ein ätzender Blick, ein verletztes menschliches Wesen blickt direkt in die verfolgende Kamera, eine probt den Aufstand der Kleiderständer und hinterläßt beim unschuldigen Trachtenbetrachter einen dementsprechend anhaltenden Schreck.

Auch die Bildanalyse zeigt, der Maler, der Photograph, jeder, der sich und seine Kamera aus dem Feld mogelt, kann gleichfalls festgehalten werden. Sein scheinbar harmloses Unterfangen, bloße Dokumente beizugeben, entpuppt sich dem geschulten Auge als ein sehr direkter Versuch ideologischer Beeinflussung. Bilder kommentieren, sie haben eine eigene Sprache, es gilt nicht, diese durch bessere Dokumentation zu leugnen, sondern diesen subjektiven Standpunkt bei jeder scheinbaren Dokumentation zu suchen und akzeptieren zu lernen.

Zum Abschluß dieser Wanderung (die sich hoffentlich durch ihre leitenden Gedanken nicht zu sehr zur Dogmatik hinführen ließ), möchte ich noch zwei *moderne Feldforschungen* befragen, wie sie es mit dem volkskundlichen Blick halten, wie in ihnen der moderne Forscher mit dem Feld umgeht und sein Verhältnis zu ihm begreift. Ich wende mich zunächst dem Projekt Saskatchewan zu, das Rolf Wilhelm Brednich durchführte und in der Zeitschrift für Volkskunde beschrieb.⁸⁴ Er war im Herbst 1975 bei rußlanddeutschen Mennoniten in Kanada und er bekennt sich in seinem Bericht, der auch methodische Fragen behandelt, zum Abschied von traditionellen Forschungsmethoden, obwohl sein Auftraggeber, das ethnographische Museum in Ottawa, durchaus an einer Sammelaktion mit ‚Goldgräberblick‘ interessiert gewesen wäre.

Brednich beschreibt den Eintritt in das Feld sehr minutiös, so daß seine einzelnen Schritte genau erkennbar, dadurch aber auch durchsichtig und kritisierbar werden; was ohne Zweifel ein großer Vorzug dieser Arbeit ist. Der erste Schritt ins Feld ist ja ein äußerst wichtiger Vorgang,⁸⁵ weil in ihm bestimmte

84 Rolf W. Brednich: Projekt Saskatchewan. Neue Aufgaben und Methoden volkskundlicher Empirie. In: ZsfVvk 1977, S.14-41.

85 Deshalb wird dieser Initiationszeit in der ethnologischen Literatur auch besondere Bedeutung zugemessen. Rosalie Wax nennt diesen Abschnitt „The First and Most Uncomfortable Stage of Fieldwork.“ Und sie berichtet in diesem Kapitel (S. 15 -20) von



Abb. 12 Mädchen in Abendmahlstracht. Das Abendmahlskleid der protestantischen Marburger Tracht ist in erstem Schwarz-Weiß gehalten. Über dem schwarzen "Stülpchen" sitzt die weiße Ziehhaube. Foto: Vermutlich Marck. Aus: Hain, Bildanhang, Bild Nr. 44 (Ausschnitt).

Wahrnehmungs- und Ordnungsvorgänge ablaufen, die man aus dem Alltag nicht nur unter der Chiffre von der Liebe auf den ersten Blick, sondern von vielen ersten Eindrücken her kennt. Man weiß aus Psychotherapien, daß die ersten fünf Minuten einer Begegnung all das schon enthalten, was dann über Jahre hinweg mühsam aufgedeckt und durchgearbeitet wird. So scheint es mir auch sinnvoll, als Feldforscher jener ersten Begegnung mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, als dies üblich ist - weil man ja selbst mit seiner Aufregung und Angst beschäftigt ist, so daß man kein Auge und Ohr für die Situation hat.

Brednich nahm als erstes Kontakt „mit dem wichtigsten Zweig, der in verschiedene Denominationen aufgesplitterten mennonitischen Kirche auf.“⁸⁶ Die Kirche ist der Partner und von ihr der wichtigste Zweig; es ist für die Analyse der Situation wichtig, daß diese Studie z.B. nicht über die Jugendlichen oder über schwankende Kirchgänger lief, sondern über die gläubige Mehrheit. Auch die nächste Station ist ein kirchlicher Vorsitzender, ein langjähriger. Die meisten Feldforscher haben die Tendenz von oben in das Feld einzusteigen, den Segen der Offiziellen abzuwarten.⁸⁷ Bei Brednich kommt als nächstes die Lokalzeitung, die ja auch ein beliebtes Medium ist, um die eigene Wichtigkeit und Seriosität zu demonstrieren.⁸⁸ Es geht in jedem Schritt darum, die Türen zu öffnen. Auch Brednich sieht, daß man sogar als urheimatlich verbundener Deutscher bei den Mennoniten nicht ohne weiteres Zutritt erlangt. Alle Bemühungen sind eine deutliche Intervention, die normale Haltung gegenüber Fremden aufzubrechen, um wie ein Gast behandelt zu werden: „Erst wenn man ihr Vertrauen gewonnen hat, wird einem jene überwältigende Gastfreundschaft zuteil, die Feldforscher bei Auslandsdeutschen stets zu rühmen wissen.“

allerlei Schwierigkeiten die verschiedenen Forschern widerfuhren. Carpenter (1965) habe sich auf Monate „like a mental defective“ gefühlt, sie selbst wurde in Japan als „a spy for the administration“ angesehen und schon Boas klagte: „The only way I can get people is to drag them in by the hair. I am very glad to get away from here because I cannot work at all. The Indians are so difficult here.“ Schließlich zitiert Wax Margaret Meads Erfahrungen bei den Omahas: „This is a very discouraging job, ethnologically speaking. You find a man whose father or uncle had a vision. You go to see him four times, driving eight or ten miles with an interpreter. The first time he isn't home, the second time he's drunk, the next time his wife's sick, and the fourth time, on the advice of the Interpreter, you start the interview with a five Dollar bill, for which he offers thanks to Wakanda, prays Wakanda to give him a long life, and proceeds to lie steadily for four hours.“ Rosalie Wax: *Doing Fieldwork. Warnings and Advice.* Chicago 1971, S. 17f.

⁸⁶ Brednich (wie Anm. 84), S. 34f.

⁸⁷ Thomas Lau und Stephan Wolff: Der Einstieg in das Untersuchungsfeld als soziologischer Lernprozeß. In *Kölner ZZ.* 1983, S.417-437.

⁸⁸ Während unserer Kiebingen-Forschungen haben wir auch immer wieder in der Lokalzeitung Meldungen geschrieben, um dadurch Bedeutung zu gewinnen und insgeheim

wohl auch etwas Furcht dadurch einzuflößen - hinter denen steht „die Presse!“

Gastfreundschaft ist sicher ein Zeichen für geöffnete Türen; aber sie könnte zugleich eine zurückgezogene ‚Hauptkampflinie‘ signalisieren, indem ich den Fremden, ist er erst durch die Tür gedrungen, unter die Regeln der Gastfreundschaft stelle, und ihm so einen Platz zuweise, um mich weiterhin in einer veränderten, aber klar geordneten und nach distanzierten Regeln funktionierenden Konstellation sicher zu fühlen. Vielleicht hat das gar nichts mehr mit Vertrauen zu tun, sondern sehr viel mehr mit der Angst vor unregulierter Nähe? Brednich fragt selbst - „Doch wie gewinnt man das Vertrauen der Menschen?“ Eine Frage, über die schon jeder Feldforscher gebrütet hat, die aber - ganz ernst genommen - jedem Gegenüber gerechtfertigtes Mißtrauen einflößen müßte. Wenn der Gewinn von Vertrauen instrumentalisierbar wird wie in dieser Frage, ist die Basis eines eventuell aufkeimenden Vertrauens bereits verletzt. Im Grunde fragen so Handelsvertreter, Heiratsschwindler und Glücksspieler, die, um Erfolg zu haben, etwas anderes zu sein vorgeben als sie sind. Das ist das Dilemma des Feldforschers, daß er etwas haben will, Brednich nennt es Erfolg, und daß er, um zu diesem Ziel zu gelangen, bestimmte Mittel einsetzt, die zumindest im Alltag als zweckfrei gelten. Kann jemand wirklich mein Vertrauen gewinnen, wenn er bei mir Erfolg haben will, wenn er „eine Rolle... zu spielen gedenkt“, wenn er mir nicht einmal eingesteht, daß er ‚folklorist‘ ist - „da das amerikanische Pendant folklorist leicht Assoziationen auf die bei Mennoniten nicht sehr hoch im Kurs stehenden Märchen, Sagen oder Volkslieder hatte hervorrufen können. Ich zog es daher vor, die Rolle eines Sozialarbeiters (social worker) anzunehmen.“⁸⁹ Schon Riehl redete von der halben Lüge, die im Feld

89 Brednich (wie Anm.84), S.35. Allerdings sieht Brednich die Möglichkeit des Forschers seine Rolle im Feld zu bestimmen zu asymmetrisch. Das Feld definiert mit und bietet dadurch manche unliebsame Überraschung, so wurde ich auf Grund des Dokortitels schon für manche medizinische Beratung herangezogen, auch einen Juristen kann man sich noch eher vorstellen als einen Volkskundler. Aber das sind harmlose Begebenheiten gemessen an dem, was immer wieder Ethnologen unterstellt wurde: „Mohawk steel workers, for example, thought I was some kind of scholarly tramp looking for a home, since I was constantly sitting in ‚their‘ bar, without displaying any interest in finding a job. Trinidadian peasants thought I was an income-tax spy, a reasonable deduction, since I set up residence in a government-owned building.“ Morris Freilich (hg.): *Marginal Natives at Work. Anthropologists in the field.* Cambridge Mass. 1977, S. 2f. Der Verdacht, daß der fremde Ethnologe Spion sei, ist häufig und kommt ja auch nicht ganz von ungefähr: „Many Nova Scotian Negroes thought the Whittens were spies; two Samoan women spread rumors of Robert Maxwell's ‚spying‘ activities; some of the Toro of Uganda thought that Malvin Perlman was a government tay spy ... and the Slave and Cree Indians thought that John Honigmann was spying on a U.S. military air base.“ Ebd. S.3. Freilich empfiehlt, ähnlich wie Brednich, eine Geschichte auszudenken: „For example, I described rny interest in modern Mohawks as part of a fascination for Iroquois history and for the way of life of the descendants of the great warriors of old. In Trinidad, I defined myself as a Student of tropical agriculture and related cultural

gelegentlich notwendig sei. Jeder Feldforscher weiß, daß es oft nicht bei der halben bleibt, aber deshalb ist es auch nicht gut, von Vertrauen zu reden und Zweckfreiheit vorzutäuschen.

Das Verhältnis von Forscher und Informant ist ein Arbeitsbündnis, in das man keine falschen Versprechungen einbringen sollte. Sonst bekommt man eine Rolle zugewiesen, die es einem zwar erlaubt, viel zu erfahren, die aber letztendlich die Informanten über ihren Charakter hinwegtäuscht. Das Geständnis von Brednichts Hutterer-Freund ist doch auch eine verzweifelte Warnung, so etwas nicht zu tun: „Obr an Ding hob i ihm zog, nit nar amol, zwa mol hob i's ihmzog: Wann noch amol so a Professor kommen dut, afrogn dut bei uns zu bleibm: net lenger wie vier Tog! Du werst - wie mr af Englisch zog - ‚too attached‘ zu ner'e Mensch; wann er wegfohrt so wie du morgn, bis du ‚depressed‘ zwa odr drei Tog.“⁹⁰ Brednichts Interpretation: „Er stellt im Schlusswort gewissermaßen die Distanz zum Besucher wieder her, in der er sich an ihm vorbei an eine utopi-sche Öffentlichkeit im „off“ wendet und seine Betroffenheit kundtut“ - finde beunruhigend uneinfühlsam; als könne er den Schmerz des Freundes - oder vielleicht seinen eigenen? - über den Verlust nicht ertragen und müsse sich in pseudowissenschaftliche Allerweltsfloskeln flüchten.

Diese Interaktion macht den Zwiespalt vieler intensiver Feldforschungen deutlich, daß es neben der Ebene Forscher - Objekt, häufig auch andere Beziehungsebenen gibt, Zuneigung, Antipathie, in Einzelfällen auch Haß und vielleicht häufiger Liebe. Wie damit umgehen? Solche Gefühle sind auf Zweiseitig-eit gegründet, verspricht man dem Partner nur Freundschaft, um nachher ein Buch schreiben zu können, verletzt man diese Gefühle und er ist ‚depressed‘ Umgekehrt schließt man Freundschaft und geht diesem Gefühl nach, dann ist es Unmöglich, nachher ein Buch zu schreiben. Man verärgert den Auftraggeber, der die Karriere bleibt stecken. Eine eindeutige Lösung gibt es nicht, aber sicherlich zeigt Brednichts Verstrickung, daß eine gewisse Distanz für die eigene Sicherheit und die des Partners unumgänglich ist. Diese läßt sich nur herstellen, indem man bei seiner Arbeit mit dem Notizblock auch die vorhandenen Gefühle, speziell aber die eigenen genauestens prüft, um illusionärer Vertrautheit vorbauen zu können.

practices.“ Ebd. S. 3. Wie sollen die Einheimischen den Fremden verstehen, wenn er sich als etwas anderes präsentiert als er wirklich ist? Das scheint mir weniger ein forschungsethisches Problem zu sein, als ein Moment gegenseitiger Verunsicherung zu bedeuten. Wenn mir ein Forscher vorspielt, er sei Lexikonverkäufer oder Straftlassener, dann spiel' ich ihm vor, ich hatte schon ein Lexikon und Schulden dndrein. > Rolf Wilhelm Brednich: *Zum Stellenwert erzählter Lebensgeschichten in komplexen volkskundlichen Feldprojekten.* In: Brednich, Lixfeld (hg.): *Lebenslauf und Lebenszusammenhang.* Freiburg 1982, S.46-70; s.S.64. 91 Ebd.S.63.

Daß dies möglich ist, ohne harsche Abwendung, ja, daß bei einer gewissenhaften Prüfung der eigenen Rolle durchaus Herzlichkeit und Wissenschaftlichkeit verschwistert werden können, zeigt der Rechenschaftsbericht, den Dietmar Saueremann von seiner Arbeit mit Ralf Dunkmann auf der Freiburger Arbeitstagung gab.⁹² Saueremann erlebte gleichfalls dieses doppelte Verhältnis, indem sich über private Besuche und Geschenke jenseits des dienstlichen Kontakts „ein mehr oder weniger enges Vertrauensverhältnis zwischen dem Mitarbeiter und dem Betreuer im Archiv“ ergab.“ Auch Saueremann erlebte den Erfolg, den diese freundschaftliche Ebene mit sich brachte: „Je intensiver der Kontakt war, um so auskunftsfreudiger und aktiver waren die Gewährsleute, ja und um so farbiger und detaillierter waren ihre Berichte.“ Aber Saueremann merkte im Studium der eigenen Gefühle, daß da auch eine problematische Note im Spiel war: „Das persönliche Gefordertsein wurde für mich mit der Zeit zu einem Problem. Die menschliche Seite des Kontaktes nahm mir auf die Dauer zu viel Zeit in Anspruch, so daß das „Eigentliche“, die wissenschaftliche Arbeit, meiner Meinung nach zu kurz kam. Viele Gespräche und Besuche dienten oft nur dazu, die Beziehung zu festigen, oder nahmen den Charakter einer Altenbetreuung an.“ Das Unbehagen wurde so heftig, daß Saueremann die Mitarbeiterbetreuung ganz aufgab.⁹⁴ Saueremann rettete seine Wissenschaftlichkeit, indem er die Beziehungen ganz kappte. Das ist vielleicht rigoros, aber es wird ehrlich auf *die Genauigkeit der Gefühle* geachtet.

Erst später nimmt er den Kontakt wieder auf, und zwar mit der offen artikulierten Absicht „ein solches (biographisches) Interview durchzuführen.“ Da wird nicht Freundschaft vorgetäuscht, sondern das offen zugegebene Arbeitsvorhaben ist die Basis der Begegnung, die gleichwohl nicht im emotionalen Abseits abläuft, sondern beide Partner heftig erschüttert; Nicht nur Herr Dunkmann redet von seinem „körperlichen Zusammenbruch“ und berichtet „unter Tränen von dem Verlust seines Sohnes“ auch Saueremann gesteht, daß er „vor Verlegenheit nicht wußte“, was er sagen sollte. Spontan erklärt er das Gespräch „für eine Veröffentlichung auswerten“ zu wollen und spürt dann auch, woher sein Zögern kommt, es mit dem Stoff aufzunehmen: „Ich spürte, daß eine Aufarbeitung nicht nur eine intellektuelle Angelegenheit war, sondern, daß ich mich selbst dabei in Frage stellen mußte.“⁹⁵

Bei der dann doch vorgenommenen Bearbeitung merkt Saueremann, „daß das Gespräch ein Teil von mir selbst war“. So sprach er aus eigenem Interesse über

92 Dietmar Saueremann: Gedanken zur Dialogstruktur wissenschaftlicher Befragungen, (wie Anm.90), S. 145-153.

93 Ebd. S. 146.

94 Ebd. S. 147.

95 Alle folgenden Zitate Finden sich Ebd. S. 147-152.

Hausbau und Weihnachtsfest, so ließ er aus eigenem Desinteresse das Thema Politik beiseite. Saueremann erklärt auch, was Herr Dunkmann von ihm und was er von Herrn Dunkmann bekam. Herr Dunkmann spricht mit seinem Stellvertreter-Sohn, gibt diesem die Erfahrung weiter, die er jenem, der im Krieg umkam, nicht geben konnte und Dietmar Saueremann erhielt für das geduldige Akzeptieren dieser Rolle das Material für ein gutes Buch, einen wunderbaren Vortrag und ein neues, verändertes wissenschaftliches Interesse.

So war es in aller Zuneigung auch ein klares Tauschgeschäft, bei dem kein Partner zu kurz kommen und deshalb ‚depressed‘ sein müßte. Was Saueremanns Erfahrung auszeichnet und über andere erhebt, ist *die Unbestechlichkeit seines volkskundlichen Blicks für die interaktive Situation*, vor allem aber für sich selbst. Er benützt dazu auch nachahmenswerte Hilfen, die er am Ende seines Vortrags auflistet: „Protokoll des Wissenschaftlers über seine eigenen Erlebnisse und Gefühle bei diesem Gespräch, Analyse der Kommunikationsstruktur, in die der Wissenschaftler bei diesem Gespräch eingespannt ist, Diskussion mit dem Interviewpartner über das Gespräch und die Rolle des Wissenschaftlers.“ Diesen Vorschlägen ist nichts hinzuzufügen.

Saueremann ist vielleicht der erste Volkskundler, der nicht Handwerksgeheimnisse ‚verrät‘, sondern der zugibt, selber mit diesem rätselhaften Konnex zwischen Gewährsmann und Forscher Probleme zu haben. Der Methodiker ist darauf aus, Geheimnisse durch Regeln in den Griff zu bekommen, der Kasuist berichtet danach von seinen neuen Geheimnissen, die nach Lösung der alten entstanden oder geblieben sind. So sieht es nur so aus, als hinke der Kasuist dem Systematiker hinterher, in Wirklichkeit stellt er die Fragen, die dann der Systematiker zu lösen versucht, ohne im Einzelfall jedesmal helfen zu können.

Carlo Ginzburg hat gezeigt, daß es neben dem galileischen Paradigma auch ein ‚Indizienparadigma‘ gibt,⁹⁶ das gleichfalls der Wahrheit auf der Spur ist, wenn es auch keine Technik entwickelte, zu entsubjektivierten Wahrheitskontrollen zu gelangen. So haben es Morelli und besser noch Freud verstanden, aus einzelnen unscheinbaren Symptomen die Wahrheit oder die Fälschung (Morelli) zu entziffern. Morellis Trick hat Mustercharakter, er verfolgt nicht den typischen Ausdruck des Gesichts etc., um eine meisterhafte Fälschung zu entlarven, sondern er geht von der Annahme aus, daß sich der Betrüger im Unscheinbaren, auf das man nicht achtet, verrät - im Ohr der gemalten Figur zum Beispiel.⁹⁷ Und das ist ja u.a. auch das Wesen der freien Assoziation in der Psychoanalyse, daß eben vom Hauptweg der Vernunft abgegangen wird, um von verstorbenen

96 Carlo Ginzburg: Spurensicherung. In: Ginzburg: Spurensicherungen. Berlin 1983, S.61–96. 97 Zu Morelli: Ernest Wind: Kunst und Anarchie. Frankfurt 1979, S.40-55.

Pfaden aus auf die leiseren Laute der Unvernunft zu lauschen und um so das Unbewußte und seine Regeln zu entziffern. So ähnlich wird auch eine künftige Feinanalyse kulturwissenschaftlicher Feldforschung vorgehen müssen; sie wird lernen müssen, genau zu sehen und genau zu hören - auf das Feld und auf das in es verstrickte eigene Ich.

Sauermann ist deshalb für die volkskundliche Diskussion so wichtig, weil er sich wirklich konkret und als Person in den Forschungsprozeß einbrachte, und sich nicht gleich wieder hinter Devereux oder anderen Meistern, die das theoretisch vielleicht fundierter und überzeugender zeigen konnten, versteckt. Aus dieser ehrlichen Position heraus nimmt die Arbeit ihre große persönliche Wucht, die mich nicht nur beim Vortrag in Freiburg, sondern auch bei der Lektüre packte. Vielleicht auch deshalb, weil man manches wiederfindet, was man selbst erlebt hat und vielleicht in der Deutlichkeit nicht wahrhaben wollte. Sauermann hat die Fähigkeit, seine eigenen Fehler und Schwächen offen zuzugeben; das ist in der Wissenschaft ein seltener Vorgang und sicher das Zeichen einer außergewöhnlichen Stärke.

Ich glaube, das Indizienparadigma und die subjektorientierte Methode, die nicht mehr vom Apparat, sondern von den anderen Wissenschaftlern kritisiert wird, wird sich dann durchsetzen, wenn zum einen die kasuistische Ehrlichkeit in unserem Fach größer geworden ist, zum anderen die methodische Reflexion fortgesetzt wird, so wie das Max Matter⁹⁸ und Klaus Geiger⁹⁹ getan haben, die in ihren Beiträgen wirklich fundierte Analysen leisteten, die im Feld und in der methodischen Reflexion auf den Forschungsprozeß weiterhalfen. Die eigene Betroffenheit läßt sich nicht nur theoretisch lösen, dann würde sie verdrängt und als Erkenntnismittel wurmig, aber bloße Betroffenheit ohne Anstrengung, sie theoretisch zu verstehen und ihren je spezifischen Charakter verallgemeinerbar zu machen, ist selbstquälend und ermüdend. Den volkskundlichen Blick genauer und schärfer zu machen, ohne seine Spezifik und seine Problemorientiertheit einzuschränken, ist die Aufgabe der kommenden Jahre. Diese ist nicht lösbar ohne massenhafte Feldstudien und deren regelmäßige und hartnäckige methodische Reflexion.

98 Max Matter hat hinter dem unscheinbar klingenden Titel ‚Gedanken zur ethnologischen Gemeindeforschung und zu den dafür notwendigen Datenerhebungsverfahren‘ einen höchst lesens- und bedenkenswerten Aufsatz versteckt. In: Rhein. Jahrbuch für Volkskunde, S. 283-311.

99 Klaus Geiger: Probleme des biographischen Interviews. In: Freiburger Tagungsband (wie Anm. 90), S. 154-181.

Utz Jeggle

Das Bild der Forschung

Anmerkungen zu einigen Darstellungen aus dem volkskundlichen Feld

So wie der Forscher im Text seine Spuren tilgt, so läßt er sich auch nur in seltenen Fällen bei seiner Arbeit abbilden. Er macht sich zwar sein Bild, aber von sich selber läßt er ungerne eines machen - höchstens für private Erinnerungszwecke. Die Schwierigkeiten, Ängste, Freuden und Illusionen der Feldforschung gehören ins geheime Tagebuch und gehen die Öffentlichkeit nichts an. In der Publikation zählt der Erfolg, die Mängel und Mißgeschicke, Tölpelien, Kränkungen und Fehler bleiben wortlos und bildlos. Deshalb ist es umso erfreulicher, wenn sich ab und zu ein Forscher dem momentanen Abbild stellt und sich bei der Beobachtung beobachten läßt. Manchmal ist er wenigstens indirekt sichtbar, wenn er Feldszenen nach seinen Vorstellungen arrangiert und so sein Verhältnis zum Objekt in der Konzeption der Darstellung preisgibt. Nun sind solche inszenierte Bilder sicherlich von anderen, sogenannten zufälligen, wie sie die Photographie ermöglicht, zu unterscheiden. Der Schnappschuß von der Exkursion, vom gemütlichen Beisammensein mit den Kollegen will etwas anderes dokumentieren als eine Arbeitsszene; aber dieser Zufall gehorcht auch gewissen dramaturgischen Regeln, die für eine Interpretation der volkskundlichen Arbeit nicht belanglos sind. Freilich müßte man die Bilder systematischer sammeln und ebenfalls die Auswahl sorgsamer treffen. Der folgende kleine Bildessay steht unter der Kuratel jenes zitierten Zufalls, der seine Ordnung geschickt hinter dem Schleier der Willkür verbirgt. Deshalb will er auch nichts „enthüllen“, sondern nur dazu anregen, selber einmal in sein eigenes Foto-Archiv zu greifen, um die eigenen Bilder unnachsichtig zu betrachten und zu analysieren: ob und wie ‚das Volk‘, der Forscher, die Situation der Begegnung auftauchen.

In der guten alten präfotographischen Zeit gab es noch nicht das Arrangement des Moments, das die Zeit festhält und gerade in seiner unbedachten Art des optischen Zugriffs verräterische Indizien hinterläßt. Das Arrangement wurde bewußter durchgehalten und bestimmte Vorstellungen von Feldforschung und Gewährsleuten konnten planmäßiger aufgebaut werden. Die Szene, wie die „Ewig“ im Hause Hassenpflug in Kassel Märchen erzählt (Abb. 13), entspricht deshalb auch nicht der realen Forschungssituation, wie sie den Romantikern immer wieder zu schaffen machte, sondern hier erscheint das Wunschbild des



Abb. 13 Die Ewig, Kinderfrau Eva im Hause Hassenpflug, Weihnachten 1829. Quelle: Karl Schulte-Kemminghausen und Ludwig Denecke: Die Brüder Grimm in Bildern ihrer Zeit. Kassel 1963, S. 92.

Abb. 14 Dorothee Viehmann, geborene Pierson, die Märchenfrau aus Kassel Niederzwehren. Quelle: Karl Schulte-Kemminghausen und Ludwig Denecke: Die Brüder Grimm in Bildern ihrer Zeit. Kassel 1963, S. 67.

Abb. 15 Frau Verlage, die Lieblingsgewährsfrau von Martha Bringemeier. Quelle: Martha Bringemeier: Gemeinschaft und Volkeslied, Münster 1931, S. 1.



Feldes, das die angebliche Lebendigkeit und Alltäglichkeit des Tradiervorgangs detailreich propagiert. Der breite Schoß der Erzählerin dient als ruhende Mitte, um die die aufmerksamen Kleinen aufgestellt sind, die gebannt lauschen, sogar das Jüngste, von der Ewig beschützend umfaßt, spielt an den eigenen Zehen als mache es eine Konzentrationsübung. Die Dekorationsstücke einer glücklichen Kindheit sind zahlreich vorhanden, vom Christbaum (das Bild entstand im Januar 1830) über das gemütliche Kaminfeuer, die schnurrende Katze, die aufgeschlagene ABC-Fibel bis hin zu den Herzchen in der Stuhllehne. Eine Erzählsituation, wie sie von den Forschern erwünscht und vorgetäuscht wurde, ein Bilderbuchalltag, von dem Gefährdungen und Bedrängnisse sauber abgehalten wurden. Der Laienmaler mischt sich perspektivisch unter das kleine Auditorium, um so das Gefühl des Behagens noch zu vermehren.

Die Erzählerin ist aber nicht nur Kindsfrau, die den großbürgerlichen Nachwuchs in Ruhe hält, sondern die Darstellung der Dorothee Viehmann (Abb. 14) der Märchenfrau aus Kassel Niederzwehren zeigt, daß darüberhinaus auch eine Verbindung zum fernab liegenden, nebulösen Ursprung besteht. Sie hält die Hände übereinandergelegt; ein Sträußchen, vermutlich Hahnenfuß, zeigt in die gleiche Richtung wie ihr undurchdringlicher Blick, der sie dem Betrachter entzieht, die parallelen Augen-Blicke weisen in die Unendlichkeit und rufen etwas aristokratisches und zugleich abweisendes hervor. Es ist interessant, daß 100 Jahre später der Photograph von Martha Bringemeiers Lieblingsgewährsfrau Frau Verlage (Abb. 15) die Hände genauso arrangierte, zu einem in sich geschlossenen Kreis, aber den Blick veränderte er entscheidend. Er ist jetzt auf den Betrachter gerichtet, schaut ihn an, aber zugleich durch ihn hindurch. Trotz der freundlich geschürzten Mundwinkel fühlt man sich durchschaut. Es ist nicht der Kontakt zum Ursprung, der sich vermittelt sondern eher menschlicher Erfahrungsreichtum, der im Gesicht Schmerz und Fröhlichkeit zusammen spielen läßt. Jedenfalls wird die Verehrung spürbar, die Martha Bringemeier für diese Frau empfand, so wird die Pose - große und allwissende Gewährsperson - zugleich umgestaltet und aus dem Sachzusammenhang, Forscher und Feld, wird ein durchaus menschlicher - zwischen zwei Frauen.

Obwohl die Drapierung des Fotos aus Bad Tölz (Abb. 16) viel mehr Entspannung und Offenheit zulassen könnte, entsteht wohl durch das Verhältnis Fotograf - Opfer eine beklemmende Verkrampfung. Die beiden eingeborenen Herren haben sich vom Tisch und vom Bier abgewandt, sie sind streng symmetrisch einander zugeordnet, ihr Blick verliert sich merkwürdig ängstlich im Imaginären. Der mit dem Hut wagt wenigstens noch neben der Kamera vorbeizuschauen, währenddem sein Kollege seine Augen fast verschämt abgesenkt hat. Was wollte der Photograph festhalten? Sicher nicht ihre Unsicherheit, die auch in der geballten Faust einen angestregten Ausdruck findet, wahrscheinlich (im



Abb. 16 Zwei Männer aus Bad Tölz, ungefähr 1936 (?). Fotoarchiv des LUI. Fotograf unbekannt.

Abb. 17 Der Erzähler Raimund W. aus Obernheim, 21. 11. 37. Fotoarchiv des LUI. Fotograf unbekannt.

Abb. 18 Die Familie W. aus Obernheim, 1937. Fotoarchiv des LUI. Fotograf unbekannt.

Abb. 19 Exkursion ins Burgenland „Lehrfahrt des Instituts für Deutsche Volkskunde in die befreite Ostmark“, Juni 1938. Fotoarchiv des LUI. Fotograf unbekannt.

Abb. 20 Exkursion ins Remstal, November 1956. Fotoarchiv des LUI, Fotograf unbekannt.





Abb. 21 Exkursion ins Remstal, November 1956. Fotoarchiv des LUI, Fotograf unbekannt.



Abb. 22 Exkursion ins Remstal, November 1956. Fotoarchiv des LUI, Fotograf unbekannt.



Abb. 23 Exkursion ins Remstal, November 1956. Fotoarchiv des LUI, Fotograf unbekannt.



Abb. 24 Hällristningar-Expedition / Schweden. Hof von Finnorp, vor 1940. Fotoarchiv des LUI. Fotograf unbekannt.

Geist der dreißiger Jahre) markante rassebewußte Bauernschädcl, die man jeglicher Lebendigkeit beraubt; sie sitzen da als Träger eines Ausdrucks, das Foto macht sie zu Masken und erweist eine Wissenschaft, die sich solcher Bilder bedient als desinteressiert an menschlichen Verhältnissen. Diese Volkskunde sucht nicht menschliche Lebensverhältnisse aufzuzeichnen und zu verstehen, sondern konzentriert sich auf den äußerlichen physiognomischen Phänotyp.

Welche Verächtlichkeit für das Innere der Menschen diese Konzentration auf ihr Äußeres bedeutete, das zeigt noch deutlicher ein Beispiel aus der Erzählerkartei, die das Tübinger Volkskundeeinstitut in der Nazi-Zeit anlegte und in der die Mitarbeiter gewissermaßen erkennungsdienstlich behandelt wurden, als wäre das Rätsel der narrativen Begabung eine Frage des Gesichtsausdrucks, als könne man aus der Schädelarchitektur auf Beredsamkeit schließen (Abb. 17). Der Erzähler wird dann auch noch im „Schoße“ seiner Familie aufgenommen. Die drei Generationen sind in der Wohnstube symmetrisch angeordnet, interessanterweise bilden die Frauen den Flankenschutz, dann kommen die Männer und in der Mitte als Brücke zwischen den Generationen die Enkel. Der Knabe, vermutlich Erbe des Hofes steht dabei Vaters Knie am nächsten. Das Bild zeigt sehr ehrlich eine patriarchalische, männliche Ordnung (Abb. 18).

Etwas jünger (1928) ist das Bild von einer Exkursion des Volkskundeeinstituts ins Burgenland (Abb. 19). Es ist der typische Schnappschuß, der uns auf vielen Bildern aus der Institutsgeschichte begegnet; der junge und drahtige Nachwuchsforscher steht in der Mitte des Bildes, er ist von vorn abgebildet, der Volksmensch dagegen ist leicht verwackelt und der Fotograf begnügt sich mit seiner Kehreseite. Er ist keine bleibende Erinnerung, er ist nur der Anlaß um etwas zu fragen, sich zu amüsieren; es zählt die Gruppe und das gemeinsame Erlebnis. Die Exkursion als Erfahrungsform läßt sich durch die Bilder desavouieren, mit dem Bus fährt man an (Abb. 20), in Rudeln rückt man dem Volk auf den Leib (Abb. 21), dann trinkt man noch ein Fläschchen mit den Honoratioren (Abb. 22), und hat einen Spaß zusammen (Abb. 23). Die Bilder aus den 50er Jahren wären genauso gut ersetzbar durch Aufnahmen von neueren ähnlichen Unternehmungen: unserer Exkursion in die Pfalz (1981) (auf 80 Prozent meiner Bilder befinden sich nur Studenten, auf keinem ist ein regelrechter Pfälzer), der Radexkursion nach Ostfriesland (1983), auch da überwiegen die Gruppendynamik, die Landschaft und das klassische Amateur-Motiv, der Hund im Schatten, die Windmühle im Gegenlicht etc. Die Bilder zeigen vielleicht unfreiwillig, daß Exkursionen kaum Raum für riskante oder auch nur offene Begegnungen bieten, der soziale Kitt der Gruppe schützt einen und verhindert zugleich anhaltende Erfahrungen mit anderen und fremden Menschen. Aus der Gruppe heraus beobachtet man volkskundliche Objekte, so wie es das Bild vom Steinhafen (Abb. 24) zeigt, für den man vielleicht nicht extra nach Schweden fuhr, der es aber

immerhin wert schien, fotografiert und in die Schwarz-Weiß-Bildsammlung des Ludwig-Uhland-Instituts eingereiht zu werden.

Diese Spaltung zwischen Volkskundler-Gruppe und volkskundlichem Objekt ist kennzeichnend für die beiläufige und passagere Form der volkskundlichen Feldbegegnung, wie sie leider bei uns häufig ist. Man sammelt volkskundlich Relevantes auf und hält es photographisch fest, ohne seine Bedeutung verstehen zu können. Das ist keine Frage mangelhafter Photoausbildung, sondern darin drückt sich eine spezielle Form der Erfahrung aus, die im Grunde touristisch ist, den volkskundlichen Stoff aufpickt und wie eine Sehenswürdigkeit verschlingt. Die Erforschung des Zusammenhangs wird fragmentiert und löst sich in Segmente auf, die von sehr unterschiedlicher Bedeutung sind und szenisch ungleiche Valenzen haben: es gibt bestimmte Momente, die „lohnend“ festgehalten zu werden, gewissermaßen die dramatischen Zuspitzungen von Handlungsketten und andere Zeiteinheiten, die unbeachtet bleiben und als „uninteressant“ abgetan werden können und so der Dokumentation entzogen sind. Die spezifische Methodik des Photographierens kennzeichnet die verdinglichende Tendenz, die in der volkskundlichen Praxis steckt, wenn sie Gegenstände und Situationen aus dem Kontext ihres sozialen Gebräuchs her auslöst.

Diese Exkursionsbilder erzählen einiges über das Verhältnis zwischen Forscher und Feld, aber sie zeigen es nicht. Deshalb die abschließenden fünf Aufnahmen als Belege dafür, daß es lohnte, den Forscher häufiger im Feld sichtbar werden zu lassen. Das erste in der Serie (Abb. 25) stammt auch von einer Exkursion und zeigt den Besuch des jüdischen Friedhofs in Laibach (Hohenlohe). Der Feldforscher kennt keine Zäune und Verbote, aufgemuntert durch seine Fachkompetenz überwindet er allerlei Vorschriften als bloße Hindernisse, die ihn bei seiner Arbeit hemmen. Auch das scheint mir symptomatisch, auch wenn es sicherlich manchmal notwendig ist, sich über Barrieren hinweg zu setzen, so wird hier doch eine grundsätzliche Mißachtung allgemeiner Vorschriften und das Berufen auf eine Sonderregelung im Umgang mit der Realität, mit den abgeschlossenen und eingefriedeten Bezirken offenbar. Der unruhige Feldforscher in der Gier, allem möglichst nahe zu kommen, legt sich keine Rechenschaft darüber ab, daß er vielleicht verdiente Ruhe stören könnte.

Diese präpotente Attitüde wird auch im nächsten Bild (Abb. 26) festgehalten. Der Freiburger Feldforscher, den eine studentische Forschungsgruppe in Hüfingen bei der Fronleichnamprozession 1984 ertappte, stiefelte im Windschatten einer Fernsehkamera stets vorweg und ohne Bedenken über die von fleißigen Händen gelegten und von frommen Hoffnungen begleiteten Blumenteppeiche. So findet er vielleicht vorteilhafte Einstellungen für die Filmkamera und Anerkennung als professoraler Multi-Media-Beobachter, der anstatt selbst zu beobachten es vorzieht beachtet zu werden. Was kann bei solchen Forschungen her-



- Abb. 25 Exkursion nach Würzburg (1966?)
 ▲ Fotoarchiv Korff, Fotograf Korff.
 Abb. 26 Fronleichnamsprozession Hüfingen
 1984. Fotoarchiv des LUI.
 ◀ Fotograf: Corinna Steinwärder
 Abb. 27 Feldforschung in Wurmlingen
 ▶▲ (1972?). Fotograf: Grobe. Quelle:
 H. Bausinger: Volkskunde.
 Darmstadt o. J. S. 224b.
 Abb. 28 Feldforschung bei den Navajos
 ▶▶ (1964?), Privatbesitz. Fotograf
 unbekannt.
 Abb. 29 Apfeleernte in Kiebingen, Herbst
 ▶ 1975. Fotograf: Jeggle.



auskommen? Wenn man das Bild als Antwort auf diese Frage heranzieht, dann muß man folgern: Nichts, außer einigen gutbelichteten Photographien.

Das nächste Bild hat eine andere Geschichte. Es wurde gestellt und von einem Tübinger Berufsfotografen aufgenommen, als der Verlag Hermann Bausinger aufforderte für die erste Auflage seiner „Volkskunde“ einige ‚typische‘ Bilder beizubringen. Eines sollte modernen „Techniken“ gewidmet sein, damals wurde in Tübingen gerade über Wandschmuck gearbeitet und der alte Herr auf dem Bild war bei einer Befragung als Informant besucht worden. Er stimmte dem Wunsch nach einer Ablichtung zu, zog seinen Anzug an, ließ es sich gefallen, daß der Photograph das eine Bild umhängte und das Segelschiff auch noch ins Foto rückte; er wurde dann von den beiden Damen (ganz modern) in die Mitte genommen, die eine hielt ihm das Mikro unter die Nase und die andere machte zusätzliche schriftliche Notizen. Der Mann fühlt sich sichtbar in die Zange genommen und weicht verständlicherweise nach hinten aus. Die Situation ist gestellt und das merkt man auch an der Beziehung zwischen Informant und Interviewerinnen, sie erscheint oberflächlich und keiner ist vom Gespräch berührt oder befangen. Man sieht die ordnende Hand des Photographen und spürt, daß die Beziehung zu Ende ist, wenn sich der Verschuß der Kamera schließt.

Ganz anders ist der Eindruck der Aufnahme des amerikanischen Folkloristen, der einer Indianerin etwas erzählt oder vorgesungen hat. Die Beziehung wird nicht für das Bild hergestellt, sondern das Bild schneidet aus ihr einen (nicht genau beschreibbaren) Moment heraus. Der Forscher lacht bu rschikos, die Frau schaut fast verschämt (zumindest nach unseren kulturellen Mustern - Hände zwischen den Knien, Blick zur Seite und nach unten); vielleicht hat er ein zwei - deutiges Lied gesungen, oder einen Witz erzählt, jedenfalls läuft etwas zwischen beiden ab, das ihnen gehört und in das der Photograph gewissermaßen einbricht. Deshalb bleibt er auch ein Stück weit draußen und deshalb läßt sich das Bild auch nicht bis zur Neige deuten.

Schließlich noch ein Bild von unserer Arbeit in Kiebingen, die studentische Forscherin ist in die Familie integriert, der Mann steht an die Leiter gelehnt, der Chef eben, daneben seine Frau und als dritte und älteste Tochter die Forscherin, die auf bestem Weg ist, in die Familie eingereicht zu werden. Sie schaut als einzige nicht ins Bild. Das Bild hat etwas berückend Ehrliches für mich. Es ist nicht mehr und nicht weniger als ein Stück Erinnerung an Erfahrungen, in der die Angst des Forschers vor dem Feld längst erloschen und ein fruchtbares Arbeits - bündnis entstanden war, in dessen Rahmen auch Gewürzluiken geerntet werden konnten.

Rolf Lindner

Ohne Gewähr

Zur Kulturanalyse des Informanten

I. Der Forscher, der in eine Lebenswelt eintritt, die nicht die seine ist (und diese Fremdheit wird der Feldforschung als *conditio sine qua non* vorausgesetzt) braucht jemanden, der ihm die Türen öffnet. Diese Person wird in der angloamerikanischen Literatur nicht von ungefähr als *key person* bezeichnet: sie ist es, die im wahren Sinne des Wortes über die Schlüsselgewalt im Feld verfügt. In der Regel hält sich der Forscher an den *bewährten* Gewährsmann; als Erfahrungswert gilt, daß „(in) der Mehrzahl der Feldbeobachtungsstudien... es sich als vorteilhaft erwiesen (hat), die Anfangskontakte mit den sozial Höherstehenden oder den Meinungsführern aufzunehmen...“¹ Wissenschaftsgeschichtlich liegt die Vermutung nahe, daß diese strategische Anweisung ihre Wurzel in der, im Zusammenhang mit der Verwaltungspolitik der *indirect rule* geprägten Parole „Find the Chief“ hat, die zum Leitsatz der auf Feldbeobachtung basierenden Sozialanthropologie wurde.²

Die Vorteile dieser Strategie liegen, scheinbar, auf der Hand. Einerseits ist damit zu rechnen, daß, läßt man diese Regel außer acht, „die gekränkten Einflußreichen dem Beobachter das Leben und die Forschung unmöglich machen können“, andererseits wird durch ein solches Verfahren, so die Annahme, eine möglichst breite Streuung von Feldkontakten ermöglicht:

„Once the top leaders have offered cooperation, persons farther down the hierarchy will generally go along with the research if they are properly approached.“⁴ Der Wissenschaftler, der ansonsten, um der Objektivität der Untersuchung willen, bemüht ist, sich nicht mit seinen Objekten gemein zu

1 Angelika Weidemann: Die Feldbeobachtung. In: J.v. Koolwijk, M. Wieken -Mayer (Hg.): Techniken der empirischen Sozialforschung, Bd. 3, München/ Wien 1974, S. 19.

2 Gérard Leclerc: Anthropologie und Kolonialismus Frankfurt/ Berlin/ Wien 1976, S.79f.

Vgl. dazu auch: George W. Stocking: Die Geschichtlichkeit der Wilden und die Geschichte der Ethnologie. In: Geschichte und Gesellschaft 1978.

3 Weidemann (wie Anm. 1), S. 20.

4 John P. Dean, Robert L. Eichorn, Lois R. Dean: Establishing Field Relations. In: Mc Call/ Simmons (Hg.): Issues in Participant Observation. Reading 1969, S.68.

machen, arrangiert sich schnell mit Seinesgleichen. Der nonchalante Unterton des „go along with“ deutet an, daß der Erfolg einer Untersuchung allererst daran bemessen wird, daß sie zustande gekommen ist.

Der Pakt mit den „Einflußreichen“ mutet jedoch faustisch an. Gang abgehen von Untersuchungen in gesellschaftlichen Konfliktfeldern, in denen die Bitte um Unterstützung bei den „sozial Höherstehenden“ geradezu die Verzerrung der Ergebnisse heraufbeschwört, stehen die Vermittlungspersonen, obwohl dem Untersuchungsfeld angehörend, sozial und kulturell dem Forscher näher als den Forschungsobjekten. In der Volkskunde mag dies der Bürgermeister sein, der Lehrer oder der Herr Pfarrer; in der Soziologie der Vertreter des Managements, der Arbeitsdirektor oder der Sozialarbeiter; in der Kultur und Sozialanthropologie der (Verwaltungs-) Beamte oder der Missionar. Nicht zufällig wird der Forscher von seinen designierten Forschungsobjekten positional mit solchen Personen verwechselt.⁵ Häufig sind diese Vermittlungspersonen selbst Laien-Ethnologen, Laien-Soziologen und Laien-Volkskundler; in ihrer kulturellhegemonialen Funktion sind sie auf zumindest rudimentäre Kenntnisse der kulturellen Eigenarten der jeweiligen Population angewiesen. Werden solche Mittler von Beruf um Mithilfe gebeten, dann liegt es nahe, daß sie bemüht sind, dem Forscher ihre ‚Schäfchen‘ vorzuführen.

Will man diesen leichten Weg nicht gehen, dann wird es in der Tat beschwerlich; der „Fremde“, als der sich der Forscher ja versteht, kommt sich dann tatsächlich fremd vor: „Cornerville was right before me and yet so far away. I could walk freely up and down its streets, and I had even made my way into some of the flats and yet I was still a stranger in a world completely unknown to me“.⁶

William F. Whyte,⁷ der dies schrieb, hat seine schmerzhaften Erfahrungen bei der Kontaktaufnahme gemacht. Bei der Kontaktaufnahme in einer Kneipe lief Whyte gar, aufgrund eines *faux pas*, Gefahr, ‚vor die Tür gesetzt zu werden‘ (vgl. die Darstellung ebda.). Doch Whyte findet schließlich seinen Gewährsmann, Ernest Pecci, auf Empfehlung einer Sozialarbeiterin. Das Pseudonym für Pecci, nämlich ‚Doc‘, ist unter kulturanalytischen Gesichtspunkt signifikant: Pecci

5 Rolf Lindner: Die Angst des Forschers vor dem Feld. In: Zs. für Volkskunde 1981, S. 51-66.

6 William F. Whyte: Street Corner Society. The Social Structure of an Italian Slum Chicago 1973, S. 289.

7 Wenn ich im folgenden besonders auf Whyte rekurriere, dann nicht, weil ich seine Studie für besonders kritikwürdig halte, im Gegenteil: zurecht gehört Street Corner Society zu den großen, klassischen Studien soziologischer Feldforschung. Ich berufe mich darauf vielmehr, weil Whyte mit seinem „Appendix“ in der 2. Auflage (ff) seine Vorgehensweise wie kaum ein zweiter offenlegt. Auch diese Offenlegung ist für mich Ausweis einer „großen“ Studie.

war, in seinen eigenen Worten, in seiner Gruppe (den ‚Nortons‘) „the one with half a brain“.⁸

Pecci wird nicht nur Whyte's Gewährsmann, verschafft ihm Kontakte und organisiert Treffen. In gewisser Hinsicht wird er dessen Forschungsassistent und Sekretär;⁹ verblüffend ist vor allem, mit welcher Souveränität sich ‚Doc‘ in die Perspektive des Forschers einfühlte.

Es fragt sich nur, wofür dieser Gewährsmann bürgt und ob mit Gewähr.

2. Die Sozialarbeiterin, die Pecci empfohlen hatte, war Mitarbeiterin des örtlichen *settlement house*. Settlements sind, in den Worten ihrer Vertreter, „Ansiedlungen gebildeter, sozial denkender Männer und Frauen inmitten des großstädtischen, industriellen Proletariats zum Zwecke sozialer Hilfsarbeit“.¹⁰ Dies war auch beim Settlement im italienischen Viertel von ‚Eastern City‘ (Boston) der Fall: die Mitarbeiter des Settlement waren mehrheitlich Mittelschichtsangehörige nicht-italienischer Herkunft. Obwohl bei der Settlement-Arbeit, je nach den nationalen Besonderheiten, unterschiedliche Akzente gesetzt wurden (so stand in den USA die kulturelle Integration als ‚Amerikanisierung‘ im Vordergrund), verstanden sich die Mitarbeiter generell als „soziale Missionäre“, die, wie es zeitgenössisch hieß, an der „Hebung der Bevölkerung“ arbeiteten. Darauf verweist auch Whyte, wenn er schreibt, daß die primäre Funktion des *Settlement house* dann bestand, „to hold out middle-class standards and middle-class rewards to lower-class people“.¹¹

Sich von einem Mitarbeiter einer solchen Institution eine Kontaktperson vorzuschlagen zu lassen, kommt der Vermittlung eines Gewährsmannes durch die lokale Missionsstation gleich. Aus *Street Corner Society* geht hervor, daß die überwiegende Mehrheit der ‚Nortons‘ dem Settlement reserviert bis ablehnend gegenüberstanden: „Except for the four men who belonged to the Community Club, the Nortons almost never set foot inside the settlement house. The girls moved in a different social orbit, and the Nortons considered them ‚high-toned‘ and conceited“.¹² Der Vorwurf, den ein Mitglied der Nortons (Long John) den Klienten des Settlement macht, klingt so banal wie er aufschlußreich ist: „I think that everybody that goes in there thinks they're a little bit better than the next fellow“.¹³

8 Whyte (wie Anm. 6), S. 4. Übrigens ein sehr hübsches Understatement, das Doc's kommunikative Kompetenzen offenbart. 9 Whyte (wie Anm. 6), S. 60f.

10 Adele Schreiber: Settlements. In: Th. Heller u.a. (Hg.): Enzyklopädisches Handbuch des Kinderschutzes und der Jugendfürsorge. Halle 1911, S. 247-250.

11 Whyte (wie Anm. 6), 1. Aufl. 1955, S. 104.

12 Whyte (wie Anm. 6), S. 26 und S. 98f.

13 Whyte (wie Anm. 6), S. 27.

Aus der Arbeiterkulturforschung wissen wir, daß es in sozial homogenen Vierteln kaum einen größeren Vorwurf gibt, als den, jemand sei „eingebildet“, „halte sich für etwas Besseres.“¹⁴ Daß ein solcher Vorwurf zuweilen sehr restriktiv gehandhabt wird - etwa in dem Fall, wo eine Familie ihr Kind zur höheren Schule schicken will - ist vor allem aus autobiographisch gefärbten Romanen und Studien von Autoren aus dem Arbeitermilieu bekannt. Die in diesem Vorwurf sich niederschlagende Praxis sozialer Kontrolle hat aber auch eine andere Dimension; in einem sozial homogenen Viertel mit einem ausgeprägten dichotomischen Gesellschaftsbild (them/us), dient sie der Konservierung und Stabilisierung der kulturellen Identität. Ein solcher Vorwurf kann sich machen an der Kleidung, an der Sprache, selbst an der Weise, wie sich jemand bewegt, vor allem aber an den Kontakten, die jemand pflegt. Ein besonderer Gradmesser stellt die Beziehung zu formellen Organisationen dar, die von Mittelschichtsangehörigen geleitet werden. Teilnahme am Gesellschaftsleben solcher Institutionen, wie es etwa der Italian Community Club war („designed to be an organization of well-educated and superior men, *although Doc was a member*“;¹⁵ impliziert, *vice versa*, eine gewisse Distanz zum informellen Leben im Viertel.

Ernest Pecci hatte eine besondere Stellung gegenüber dem Settlement, deren Mitarbeiter und Klienten bei der Mehrzahl der ‚Nortons‘ (und bei den anderen *gangs*) als ‚feine Pinkel‘ galten. Er verteidigte das Settlement gegenüber Angriffen und Kritik, die vor allem von Mitgliedern einer anderen *gang* („Corner Bums“) kamen:

„... I took it upon myself to defend the settlement. They were all in Marino's store one night when I went in to argue with them. There was Guy Poletti - he was a heavy-weight fighter. There was Fred Mantia - he was a light-heavy-weight, and he had done pretty well in the ring. They were all talking, but I interrupted them. I said, ‚Wait a minute, listen to me!‘ And then I gave it to them. They argued back and they had a good argument. They had plenty to say about the social workers. ‚They are a bunch of snobs‘. ‚They're high-toned‘. ‚Who do they think they are in there that they're better than us?‘. They had a good argument there, and I couldn't answer that. But I said, ‚After all, the place does some good. In a crowded district like this, we need rooms to meet in‘.“¹⁶

Pecci's Argumente für das Settlement sind die Argumente der Settlement-Mitarbeiter. Whyte schreibt:

„Doc once said to me:... Bill, those settlement houses were necessary at first. When our parents landed here, they didn't know where to go or what to do.

¹⁴ Eine Fundgrube für solche Ansichten ist Josephine Klein; *Samples from English Cultures*, Vol. 1, London 1965.

¹⁵ Whyte (wie Anm. 11), S. 14 (Hervorhebung von mir. R.L.)

¹⁶ Ebd. S. 7f

They needed the social workers for intermediaries (sic! R.L.). They did a fine job then, but now the second generation (sic! R.L.) is growing up, and we're beginning to sprout wings. They should take that net off and let us fly.“¹⁷

Ernest Pecci war, das wird deutlich, kein gewöhnlicher Vertreter der Untersuchungsgruppe. Das zeigt sein elaborierter Sprachgebrauch und sein Metaphernschatz, der ein Einverständnis mit Funktion und Ziel der Settlements signalisiert. Daraus ergibt sich nicht nur die Frage, ob Whyte nicht zu anderen Schlüssen gelangt wäre, wenn er statt Doc z.B. Long John zur Bezugsfigur gehabt hätte.¹⁸ Weitaus wichtiger scheint mir die Frage, ob überhaupt eine andere Bezugsfigur als Doc denkbar gewesen wäre.

3. Aus der ethnologischen Forschung ist bekannt, daß sich die meisten Feldforscher auf eine Hauptgewährsperson stützen, die ihnen darüberhinaus, wie sich die Forscher rühmen, zum Freund geworden ist. Das wohl berühmteste Beispiel ist Don Eustaquio Cime, schlitzohriger Hauptinformant von Robert Redfield bei dessen Chan Kom-Studien, der seine Stellung (die Beziehung zu den einflussreichen *gringos*) zum systematischen Ausbau seiner lokalen Macht nutzte.¹⁹ Die Hauptgewährsperson öffnet die Türen, spielt den Fremdenführer, macht den ‚Dolmetsch‘ und ist lebendes Geschichtsbuch und *chronique scandaleuse* in einem. Aber - ist er auch repräsentativ für die untersuchte Gesellschaft? Aufschlußreich ist die erste Begegnung zwischen Whyte und Pecci:

In a sense, my study began on the evening of February 4, 1937, when the social worker called me in to meet Doc. She showed us into her office and then left so that we could talk. Doc waited quietly for me to begin, as he sank down into a chair...

I began by asking him if the social worker had told him about what I was trying to do.

„No, she just told me that you wanted to meet me and that I should like to meet you.“

Then I went into a long explanation which, unfortunately, I omitted from my notes. As I remember it, I said that I had been interested in congested city districts in my College study but had felt very remote from them. I hoped to study the problems in such a district. I felt I could do very little as an outsider. Only if I could get to know the people and learn their problems first hand would I be able to gain the understanding I needed.

Doc heard me out without any change of expression, so that I had no way of predicting his reaction. When I was finished, he asked: „Do you want to see the high life or the low life?“

¹⁷ Ebd. S. 276.

¹⁸ Vgl. Whyte's conclusion, Ebd. S. 255 -276.

¹⁹ Robert Redfield. Alfonso Villa Rojas: *Chan Kom. A Maya Village*. Washington 1934. Robert Redfield: *A Village That Chose Progress*. Chan Kom Revisited. Chicago 1950. Zur Kritik daran: Victor Goldkid: *Anthropologists, Informants and the Achievement of Power in Chan Kom*. In: *Sociologist*, Vol. 20, 1970, S. 17-41.

„I want to see all that I can. I want to get as complete a picture of the Community as possible.“

„Well, any nights you want to see anything, I'll take you around. I can take you to the joints - gambling joints - I can take you around to the street corners. Just remember that you're my friend. That's all they need to know. I know these places, and, if I tell them that you're my friend, nobody will bother you. You just tell me what you want to see, and we'll arrange it.“

The proposal was so perfect that I was at a loss for a moment as to how to respond to it. We talked a while longer, as I sought to get some pointers as to how I should behave in his company. He warned me that I might have to take the risk of getting arrested in a raid on a gambling joint but added that this was not serious. I only had to give a false name and then would get bailed out by the man that ran the place, paying only a five-dollar fine. I agreed to take this chance. I asked him whether I should gamble with the others in the gambling joints. He said it was unnecessary and, for a greenhorn like myself, very inadvisable.

At last I was able to express my appreciation. „You know, the first steps of getting to know a community are the hardest. I could see things going with you that I wouldn't see for years otherwise.“

„That's right. You tell me what you want to see, and we'll arrange it. When you want some information, I'll ask for it, and you listen. When you want to find out their philosophy of life, I'll start an argument and get it for you. If there's something else you want to get, I'll stage an act for you. Not a scrap, you know, but just tell me what you want, and I'll get it for you.“

„That's well. I couldn't ask for anything, better. Now I'm going to try to fit in all right, but, if at any time you see I'm getting off on the wrong foot, I want you to tell me about it.“

„Now we're being too dramatic. You won't have any trouble. You come in as my friend. When you come in like that, at first everybody will treat you with respect. You can take a lot of liberties, and nobody will kick. After a while when they get to know you they will treat you like anybody else - you know, they say familiarity breeds contempt. But you'll never have any trouble. There's just one thing to watch out for. Don't spring [treat] people. Don't be too free with your money.“

„You mean they'll think I'm a sucker?“

„Yes, and you don't want to buy your way in.“

We talked a little about how and when we might get together. Then he asked me a question. „You want to write something about this?“

„Yes, eventually.“

„Do you want to change things?“

„Well-yes. I don't see how anybody could come down here where it is so crowded, people haven't got any money or any work to do, and not want to have some things changed. But I think a fellow should do the thing he is best fitted for. I don't want to be a reformer, and I'm not cut out to be a politician. I just want to understand these things as best I can and write them up, and if that has any influence...“

„I think you can change things that way. Mostly that is the way things are changed, by writing about them.“

That was our beginning. At the time I found it hard to believe that I could move in as easily as Doc had said with his sponsorship. But that indeed was the way it turned out“²⁰

Dieser Abschnitt wurde so ausführlich zitiert, weil er in prägnanter Weise Auskunft über die Forscher-Informanten-Beziehung gibt. Ins Auge sticht unmittelbar die Selbstverständlichkeit, mit der Pecci dem Vorhaben von Whyte begegnet („Do you want to see the high life or the low life?“). Hier scheinen bereits Erfahrungen mit Besuchern von außen vorzuliegen; immerhin gehörte ‚Cornerville‘ zu den „chief points of interest in any tour organized to show upper-class people the bad housing conditions in which lower-class people live“. ²¹

Deutlich wird, daß Pecci sich bereit erklärt, die Türen zu öffnen, den Fremdenführer zu spielen, vor allem aber (und darin ist zunächst einmal seine Primärfunktion als *sponsor* zu sehen) das sozial konstituierte, im dichotomischen Gesellschaftsbild eingelagerte Mißtrauen gegenüber dem Forscher abzubauen („if I tell them that you're my friend, nobody will bother you“). Ich habe bereits an anderer Stelle²² darauf hingewiesen, wie zentral gerade die primären Einschätzungen des Forschers durch die zu Erforschenden sind. Dem Forscher erscheinen diese primären Einschätzungen (aus seiner Sicht Fehlinterpretationen seiner Person, gar Ausdruck von Ressentiments) als Barrieren, die er überwinden muß, um überhaupt mit seiner eigentlichen Aufgabe (etwa der Untersuchung der sozialen Struktur eines italienischen Slums) beginnen zu können; tatsächlich aber sind sie bereits Erkenntnisdaten *par excellence*. Pecci, der diese Barrieren - und damit bestimmte Erkenntnisquellen! - beiseite räumt, geht in seinem Rollenverständnis über den Status des bloßen Informanten hinaus: er ist ein „collaborator“ im doppelten Wortsinn. In gewissem Sinne macht er das Anliegen des Forschers zu seinem Anliegen; das wird besonders dort deutlich, wo er die mit teltschichtspezifische Auffassung vertritt, daß durch Schreiben Dinge verändert werden („mostly, that is the way things are changed, by writing about them“)²³ Pecci ist in dieser Hinsicht kein Einzelfall. Aus Fallstudien, die die Beziehungen zwischen Forschern und Informanten beleuchten, geht hervor, daß die Gewährsperson in signifikantem Ausmaß mehr als die durchschnittlichen Mitglieder ihrer Gruppe,

20 Whyte (wie Anm. 11), S. 291-293. 21 Ebd. S. XV.

22 Lindner (wie Anm. 5).

23 Pecci beweist seine Fähigkeit zur Übernahme wechselnder Rollen dadurch, daß er seinen Freunden gegenüber untersichtspezifisch argumentiert, wenn er auf den Hinweis eines Mitglieds der Nortons - „Say, Doc, I hear Bill Whyte's book is out. Maybe we should go up the library and read it“ - antwortet: „No, you wouldn't be interested, just a lot of big words. That's for the professors“. Whyte (wie Anm. 11), S. 343. Whyte erklärt dies, durchaus plausibel, damit, daß Doc auf diese Weise die Gefühle der Verlegenheit vermeiden wollte, die die Beschreibung bei einzelnen Mitgliedern der Gemeinde hervorgerufen halte, Ebd. Zugleich aber wird Doc's Wissensmonopol bestärkt. Vgl. Whyte (wie Anm. 6), S. 61.

„js likely to have had experience with urban institutions, government officials, and the powerful foreigners who have become important in so many areas studied by anthropologists. Often as a result of residence in urban areas or unusually long schooling in urban schools, or in schools conducted by foreign missionaries, the informant will have learned to speak and write the language of urban people, perhaps even that of the powerful foreigners ... Having adopted at least some of the values of the urban or foreign culture, the informant may receive public praise as a model for others to follow from the anthropologist - himself probably identified with the powerful foreigner who is engaged in an 'action' program of applied anthropology".²⁴

Goldkind schließt daraus, daß ein zu starkes Verlassen auf *einen* Informanten den Ethnologen zu einem verzerrten Bild des sozialen Lebens in einer Gemeinde führt, indem er nämlich die Rolle, Interessen und persönlichen Werte seines Informanten favorisiert. Aber ist es tatsächlich ein *quantitatives* Problem? Goldkind gibt selber genug Argumente es anders zu sehen. Das Problem scheint zunächst in der Logik des Forscher-Informanten-Verhältnisses selbst zu liegen.

4. Stagl, der sich besonders intensiv mit der Logik der Feldforschung auseinandergesetzt hat, sieht in der Tatsache, daß sich die meisten Feldforscher auf einen Hauptinformanten gestützt haben, die Chance, daß sich dadurch eine „Partnerschafts-Beziehung“ bildet, „in welcher der Ethnograph die forschende und der Hauptgewährsmann die erforschte Gesellschaft repräsentieren.“²⁵ Das ist aber gerade nicht der Fall. Der Hauptinformant im Feld ist in der Regel eine marginale Persönlichkeit, ein sozialer Typus, der zwischen den Kulturen lebt.²⁶ Dies wird aus Berichten von Ethnographen über ihre Hauptgewährsleute deutlich: „Yet, in spite of his keep loyalty to his culture, Petrus is anything but a typical Truskese“;²⁷ „In his conduct and career he (Sulli, R.L.) has been unlike any other Kota“.²⁸

24 Goldkind (wie Anm. 19), S. 23.

25 Justin Stagl - Kulturanthropologie und Gesellschaft. Eine Wissenschaftssoziologische Darstellung der Kulturanthropologie und Ethnologie. Zweite, durchgesehene, verbesserte und um ein Nachwort vermehrte Auflage. Berlin 1981, S.92.

26 Vgl. zum Marginal Man: Robert E. Park: Human Migration and the Marginal Man. In: American Journal of Sociology, Vol. 33, 1928, S.881-893. Den.: Mentality of Racial Hybrids. In: American Journal of Sociology, Vol. 36, 1931, S. 534-551. Everett V. Stonequist: The Marginal Man. New York 1961. 27 Thomas Gladwin: Petrus Mailo, Chief of Moen. In: Joseph Casagrande (Hg.): In the Company of Man. Twenty Portraits by Anthropologists. New York 1960, S.41-62; s.S. 55. 28 David G. Mandelbaum: A Reformer of His People. In: Casagrande (wie Anm. 27),

Gerade darin, daß der Hauptinformant *kein* typischer Vertreter der Untersuchungskultur ist, sieht Stagl die Chance von Objektivität. Als Voraussetzung von Objektivität erscheint so eine vom Gruppenkonsens abweichende Situierung und Situationsdeutung. Damit wird aber nur die dem Forscher als Fremden notwendig aufgedrungene und in der Methodologie zur Tugend erhobene Logik transferiert: die objektive Distanz, die Forschung überhaupt als notwendige und sinnvolle erscheinen läßt, wird über ihre methodologische Festschreibung zur erkenntnistheoretischen Prämisse: „He (the ethnologist, R.L.) seeks to belong in order to understand, but he must be an outsider if he is to remain an ethnologist. In short, the picture of the ideal field worker is very similar to Simmel's stranger in whom the qualities of nearness and remoteness give the character of objectivity“.²⁹

Die Forderung nach Distanz, die als Voraussetzung der Befähigung zur Ethnographie gilt,³⁰ obwohl sie zunächst einmal nur Voraussetzung von Ethnographie überhaupt ist, wird hier in Bezug auf die Person des Informanten nochmals erhoben, sei es in kultureller (*marginal man*), sei es in sozialer Hinsicht (*local leader*). Das ist aber nichts anderes als *Ethnozentrismus der Logik*. Denn indem der Forscher den idealen Gewährsmann seiner eigenen Position anähelt, bestätigt er seine Denkform, die Abstraktionsfähigkeit mit Situationsfreiheit gleichsetzt.³¹ Nicht zufällig heben die Forscher hervor, daß ihr Hauptinformant, im Unterschied zum durchschnittlichen Mitglied der Untersuchungskultur, in der Lage war, „(to discuss problems in general terms“.³²

Damit kommt es in gewisser Hinsicht zur Verdoppelung der Rolle des Forschers: in die des Forscher-Informanten und in die des Forscher-Forschers. Dies wird am Beispiel des Forscher-Informanten Doc überdeutlich:

„When you want some information, I'll ask for it, and you listen. When you want to find out their philosophy of life, I'll start an argument and get it for you. If there's something else you want to get, I'll stage an act for you“.³³

Die Forscher-Informanten, „die sich soweit außerhalb ihrer eigenen Kultur stellen können, daß sie den Ethnographen gleichsam ethnographisch über diese berichten können“,³⁴ liefern dem Forscher-Forscher streng genommen keine

29 Dennison Nash: The Ethnologist as Stranger. An Essay in the Sociology of Knowledge.

In: Southwestern Journal of Anthropology, Vol. 19, 1963, S. 149-167; s.S. 158.

30 Stagl (wie Anm. 25), S. 143, Anm. 135.

31 Ganz offensichtlich entspricht diese Vorstellung dem Paradigma der Soziolinguistik der Sprechweisen. Vgl. zu deren Kritik Hartwig Berger: Untersuchungsmethode und soziale Wirklichkeit. Frankfurt 1974, S. 179ff.

32 Raymond Firth: A Polynesian Aristocrat. In: Casagrande (wie Anm. 27), S. 3.

33 Whyte (wie Anm. 11), S.292. In gewisser Weise dient sich Doc hier als lebender Fragebogen an!

34 Stagl (wie Anm. 25), S.92.

Informationen, sondern Interpretationen. Bereits in die gemeinsame Vorbereitung der Untersuchungssituation gehen Situationsdeutungen mit ein.⁴

Was durch den Ethnozentrismus der Logik verschleiert wird, ist die Tatsache, daß hier im Grunde genommen aus der Not eine Tugend gemacht wird. Indem die Qualifizierung zum Informanten von der besonderen Stellung der Person innerhalb der Untersuchungskultur abhängig gemacht wird, wird die entscheidende Frage umgangen: *wer wird Informant?*³⁶

5. Der Forscher hat in der Regel den Eindruck,⁷ daß er es war, der - nach möglicherweise großen Mühen, die diesen Eindruck noch verstärken - „seinen“ Informanten ‚aufgespürt‘ hat. Daß vielleicht er es war, der vom Informanten aufgespürt worden ist, das kommt ihm selten in den Sinn.³⁸ Hier unterliegt der Forscher einem ähnlichen Trugschluß wie bei der Vorstellung, daß er es sei, der über das Monopol des Rollenspielfähigkeits im Feld verfügt. Unterschlagen wird hier, daß Feldforschung ein komplexer reziproker Prozeß des Austausches, des Gebens und Nehmens ist und dies vom allerersten Moment des Auftretens des Forschers im Feld. Nicht nur, daß sich reziprok zur Rolle des Forschers (bei ausreichend häufigem Kontakt) die Rolle der Gewährsperson herausbildet (und in

35 Dies ist bereits beim Abbau des Mißtrauens der Fall. Der Satz „if I tell them that you're my friend, nobody will bother you“ enthält eine Aussage über Handlungsmuster in der Untersuchungskultur. Ein weiteres Beispiel ist Doc's folgender Rat: „Don't spring (treat) people. Don't be too free with your money“. „You mean they'll think I'm a sucker (sic! R.L.)?“ „Yes, and you don't want to buy your way in“ (Ebd. S. 292). Die Deutung von Whyte („You mean, they'll think I'm a sucker“) halte ich übrigens für falsch; Doc ist höflich genug, Whyte recht zu geben und doch die richtige Deutung folgen zu lassen: Freundschaft kann man nicht kaufen. Diese Passage ist übrigens noch aus einem anderen Grunde interessant. Sie verdeutlicht, wie sich beide Kommunikationspartner bemühen, sich in die jeweilige Sprachebene des anderen einzufühlen. Während Doc zuweilen zu einer formalen Sprechweise neigt, gibt sich Whyte, dem Anlaß scheinbar angemessen, informell. Zu einem späteren Zeitpunkt wird Whyte übrigens deswegen von Doc zur Rechenschaft gezogen: „Doc insisted however, that I was different, and they wanted me to be that way“ (Ebd. S. 304). Hier insistiert Doc auf der objektiven Distanz, die Whyte durch Rollenspiel zu überwinden trachtet.

36 Zurecht können die Vertreter der Distanzthese behaupten, daß diese Frage und ihre Beantwortung in ihren Aussagen enthalten ist, allerdings in Form eines Zirkelschlusses: die Marginalität, die zur Ethnographie befähigt, gilt zugleich als empirisches Merkmal des Informanten. Die Antwort auf obige Frage lautet dann: Informant wird, wer marginal ist. Worauf diese Marginalität beruht, wird allerdings nicht gefragt.

37 Zumindest vermittelt der Forscher diesen Eindruck.

38 Dabei liegt ein solcher Gedanke allein schon aufgrund der Wahrscheinlichkeitsrechnung, nahe, denn für den Forscher, der fremdes Terrain betritt, ist zunächst jeder fremd, während für die Erforschten nur der Forscher fremd ist. Es wäre naiv anzunehmen, daß seine Kontaktversuche (zumal in relativ geschlossenen Gesellschaften) unbemerkt bleiben.

der Volkskunde ist diese Rolle bereits häufig halb -professionalisiert), gerade bei der Untersuchung fremder Kulturen spürt der Forscher nicht selten jene Person als Informanten auf, die die Untersuchungsgruppe zuvor als solchen ‚bestellt‘ hat. Auch in informellen Gruppierungen gibt es Rollen, die denen des „Pressesprechers“, „Referent für Öffentlichkeitsarbeit“ etc. in formellen Organisationen entsprechen: der ‚Kopf der Gruppe, derjenige, der ein bißchen besser ‚reden‘ kann, derjenige, der ‚rumgekommen‘ ist, der sich mit ‚solchen Leuten‘ auskennt.“ Die Person, die das ‚Amt‘ des Informanten übernimmt, entlastet die Untersuchungsgruppe von allzu großen Belästigungen durch den Forscher. Die Mitteilungen, die der Informant macht, sind deshalb nicht unbedingt falsch, aber sie stellen gewissermaßen die offizielle Version dar, die interne Ambivalenzen und Widersprüchlichkeiten ausspart, das Bild der Gruppe gegenüber dem Fremden glättet. So ergibt sich das scheinbare Paradox, daß die *key person*, die die Türen öffnet, zugleich der *gatekeeper*⁴⁰ der Gruppe ist. Ein solcher Gewährsmann ist ein guter Gewährsmann im Sinne der Untersuchungsgruppe, ein offizieller Mittler, der im Auftrage und im Sinne der Untersuchungsgruppe Bericht erstattet.

Demgegenüber ist der „gute Gewährsmann“, wie ihn sich der Forscher wünscht⁴¹ insofern marginal, als er zwischen seiner Herkunftskultur und der Kultur des Forschers schwankt. Wir hatten bereits gesehen, daß die meisten Hauptinformanten in der ethnologischen Forschung über überdurchschnittlich viele Kontakte mit Vertretern der Herkunftskultur des Forschers, über eine überdurchschnittliche Bildung und über Sprachkompetenz verfügen - wobei es sich dabei nicht unbedingt um Fremdsprachenkenntnisse handeln muß, sondern z.B. um Hochdeutsch oder um den elaborierten Code.⁴² Diese Fähigkeiten lassen ihn

39 Vgl. etwa die in jugendlichen Banden häufig vorzufindende Arbeitsteilung zwischen ‚Kopf‘ (‚Hirn‘, ‚Stirn‘) und ‚Faust‘. Otto Wilfert: Jugend ‚Gangs‘. Entstehung, Struktur und Behandlungsmöglichkeiten der Komplizengemeinschaft Jugendlicher. Wien 193p, S. 17. Der ‚Kopf‘ ist sowohl für ‚Ideen‘ (betreffs Aktionen der Gruppe) als auch für ‚Erklärungen‘ nach außen (Behörden, Erzieher, Polizei usw.) zuständig. Der ‚Kopf‘ ist sozusagen der Intellektuelle der Gruppe.

40 Im kommunikationswissenschaftlichen ‚gatekeeper‘ -Konzept entscheidet der gatekeeper (dtsh.: Schleusenwärter, ‚Türhüter‘) darüber, welche Kommunikationsinhalte die Schleuse zwischen Außenwelt und Gruppe passieren (vgl. Kurt Lewin: Channels of Group Life. In: Human Relations, Vol. I, 1948). Ein Paradebeispiel für einen Türhüter, der sich als Türöffner gibt, scheint mir Herr Dürr aus K.-Dorf zu sein, der Geheimnisse hütet, indem er zu plaudern vorgibt („Herr Jeggle, ich will ganz offen mit Ihnen reden“). Vgl. Jeggle (wie Anm.4), S. 196f. Im übrigen ist diese Floskel der formalen Sprechweise („ich will ganz offen mit Ihnen reden“), bekannt vor allem aus Fernsehinterviews, sicheres Indiz dafür, daß wohlkalkuliertes vorgetragen wird.

41 Utz Jeggle: Geheimnisse der Feldforschung. In: H. Nixdorf und Th. Hauschild (Hg.): Europäische Ethnologie. Berlin 1982, S. 187-204.

42 Etwa wenn der Informant die im Immigrationsland geborenen und aufgewachsenen Kinder von Immigranten als ‚second generation‘ bezeichnet.

als besonders qualifiziert erscheinen, verfügt der Informant doch qua Bildung und Stellung über Abstraktionsvermögen und ‚Überblick‘.⁴³

Es sind aber genau diese Kontakte und Kompetenzen, die ihn nicht nur (vom Standpunkt des Forschers) zu einem qualifizierten, sondern überhaupt zu einem Informanten machen und zwar nicht im erkenntnistheoretischen, sondern im *motivationalen* Sinne. Informant zu werden, setzt nämlich nicht nur gewisse Fähigkeiten, sondern auch eine gewisse *Bereitschaft* voraus. In der Forscher-Informanten-Konstellation treffen reziproke Interessen aufeinander. Der Forscher lernt seinen Informanten in der Regel deshalb kennen, weil dieser den Kontakt mit dem Forscher selber sucht.

Es ist gerade diese Bereitschaft zum individuellen Kontakt, die ihn vom durchschnittlichen Mitglied der Untersuchungsgruppe unterscheidet. Das war gemeint, als ich davon sprach, daß nicht nur möglicherweise ein anderes Bild von den Nortons entstanden wäre, wenn Whyte statt ‚Doc‘ z.B. ‚Long John‘ als Bezugsfigur gehabt hätte, sondern daß es überaus fraglich ist, ob Long John überhaupt bereit gewesen wäre, eine solche Rolle zu übernehmen. Die Übernahme einer solchen Kelle schließt, gerade in sozial und kulturell homogenen Gemeinden, einen Verstoß gegen kulturelle Konventionen der Untersuchungsgruppe mit ein. Dies läßt sich am Beispiel des *local leader*, der ja als potentieller Informant gilt⁴⁴ anhand der Arbeiterkulturforschung belegen:

„There are traditional attitudes which prevent a man from being a ‚leader‘ for any length of time. First and foremost there is the social and psychological pressure not ‚to stand out‘ or ‚to put yourself forward‘ and to suspect the motives of those who do. Secondly, leaders of groups are more likely to associate by virtue of their role, with leaders of other groups, and are therefore more likely to be in contact with middle-class groups or people. In this way they are more open to the accusation of ‚giving themselves airs‘ and thereby calling down upon themselves the sanctions of ridicule even if their own consciences are at peace in this respect. Since, in the traditional workin-class Community, solidarity is the great value, greater than leadership, association with others elsewhere is correctly perceived as weakening that solidarity, and disliked“.⁴⁵

Diese ‚normative Regel‘ wird vom Informanten offensichtlich verletzt; derjenige, der den Kontakt mit dem ‚Fremden‘ sucht, bricht mit der traditionellen ‚them/us‘-Sicht, die Teil einer defensiven, auf internen Zusammenhalt ausgerichteten Strategie ist. Indem er dies tut, zeigt er ein Einverständnis mit dem Vertreter der anderen Kultur, das dem z.T. rigiden Konformitätsangebot, dem

⁴³ Es wird zuweilen vergessen, daß ihn diese Kompetenzen einfach zu einem angenehmen Gesprächspartner für den Forscher machen. Beide - Forscher wie Informant - vermögen aus einem solchen Gespräch intellektuelle Befriedigung zu ziehen, ein nur allzu verständliches Motiv angesichts der Marginalität beider.

⁴⁴ Stagl (wie Anm. 25), S. 143, Anm. 135.

⁴⁵ Josephine Klein (wie Anm. 14), S. 209f.

zumeist erfahrungsbedingtes Mißtrauen zugrundeliegt, zuwiderläuft. Hinter der Alltagsregel „I keep myself to myself“, die der Informant durchbricht, mag sich, so Hoggart, verletzter Stolz verbergen: „It is difficult to believe that a visitor from another class could ever realize all the ins-and-outs of one's difficulties — there is an anxiety not to ‚show y'self up‘, to defend oneself against patronage“⁴⁶ Diese Haltung bezieht sich defensiv auf Prozesse der ‚institutionellen Individualisierung‘⁴⁷ (wie sie in der Sozialarbeit etwa in der ‚case study -method‘ zum Ausdruck kommt), die gegen die kommunikative Verständigung über gruppenspezifisch geteilte Unrechtserfahrungen gerichtet sind. Das Konformitätsgebot richtet sich in erster Linie auf das Unterlassen von individuellen Kontakten und exklusiven Gesprächen, die den Verdacht (und manchmal auch den Neid) erregen, daß sich die Partner für etwas Besonderes halten und etwas zu verbergen haben. Diese Tendenz zu exklusiven Gesprächen oder, wie Jeggles es recht schön ausgedrückt hat, zu „Gipfelgesprächen“, die dem stärker „vergemeinschafteten Sprachverhalten“ (d.h. dem Vorzug der Gruppenkommunikation vor dem Zweiergespräch) zuwiderläuft,⁴⁸ ist in der Logik des Forscher-Informanten-Verhältnisses angelegt, die auf den Dialog zweier ‚Randseiter‘ mit ‚Überblick‘ zielt.

Der Informant erweist sich so als ein bereites an die Kultur des Forschers assimiliertes bzw. eine solche Assimilation anstrebendes Mitglied der Untersuchungsgruppe. Daß dem so ist, wird vor allem daran deutlich, daß eine Reihe von Hauptinformanten in ihrem späteren Leben selber zu Ethnographen (Sozialforscher) geworden ist.⁴⁹ Stagl spricht in diesem Zusammenhang von „Aufstiegsassimilation“.⁵⁰ Der Status des Informanten schließt die Loyalität zur Herkunftskultur nicht aus, im Gegenteil: der Informant mag sich als Mittler verstehen, „representing the interests of(his) followers to the higher-ups“.⁵¹ Aber indem er dies tut, teilt er zentrale Vorstellungen und Überzeugungen des Forschers: von der Nützlichkeit eines klassenübergreifenden Dialogs und von der Notwendigkeit soziokulturellen Wandels.⁵²

⁴⁶ Richard Hoggart: The Uses of Literacy. Aspects of working -class life with Special references to publications and Entertainments. Harmondsworth 1976, S. 79f.

⁴⁷ Axel Honneth: Moralbewußtsein und soziale Klassenherrschaft. In: Leviathan, 9.Jg. 1981, S.556-570.

⁴⁸ Hartwig Berger, Manfred Heßler, Barbara Kavemann: Brot für heute, Hunger für morgen. Landarbeiter in Südspanien. Ein Sozialbericht. Frankfurt 1978, S. 234ff.

⁴⁹ Stagl (wie Anm. 25), S. 92f. Whyte (wie Anm. 11), S. 349ff. und William F. Whyte: On Making the Most of Participant Observation. In: The American Sociologist, Vol. 14, 1979, S. 56-66; s.S.61.

⁵⁰ Stagl (wie Anm. 25), S.93.

⁵¹ Whyte (wie Anm. 11), S.272.

⁵² Dies wird exemplarisch deutlich an Sulli, dem Informanten von Mandelbaum: „He (Sulli, R. L.) howed no desire to be anything other than a Kota, but he was possessed by a burning desire to change those Kota ways which, as he saw them, lowered the Kotas in the eyes of their neighbors“ Mandelbaum (wie Anm. 28), S.276. Auf ähnliche Einstellungen von Ernst Pecci ist bereits hingewiesen worden.

Zur Ikonographie der ethnographischen Situation

1. Wie bereits in den *Berliner Heften* (Nr. 12/1979) aufgezeigt worden ist, läßt sich die Geschichte der Ethnologie in Bildern darstellen - Die Bilder, in denen sich die Geschichte der Ethnologie (oder besser: die Geschichte ihrer Methodologie) niederschlägt, sind allerdings keine Aufnahmen der Untersuchungskultur selbst (obwohl auch hier die Veränderung des Blickwinkels wie die Veränderung der Kultur zum Ausdruck kommen könnte), sondern Fotografien, die den Forscher mit seinen Informanten zeigen.' In diesen Fotos ist das *Verhältnis zwischen Forscher und Informanten* festgehalten; daher lassen sie sich ikonographisch als eine Symbolisierung dieses Verhältnisses aus dem Selbstverständnis des Forschers 'lesen'.

Im Unterschied zu populärwissenschaftlichen Darstellungen, denen es zuallererst darum geht, aufzuzeigen, daß man 'gut Freund' mit den 'Wilden' ist, um so die Kühnheit des Unternehmens zu unterstreichen (Abb. 30), geht es in der wissenschaftlichen Präsentation immer um ein Doppelples: die Aufnahmen sollen sowohl einen Beleg für gelungenes *rapport management* ('Nähe') als auch für das *wissenschaftliche Vorgehen* ('Distanz') darstellen.

Die Geste von Paul Schebesta, Ethnograph und Missionar, der 'seinem' Ituri-Pygmäen väterlich den Arm auf die Schulter legt (Abb. 31), zeugt von *Paternalismus*, dient aber zugleich einem wissenschaftlichen Zweck, der dem Stand der Anthropologie entspricht. Der Körper des Ethnographen fungiert hier als dezente Meßlatte, um anthropometrische Informationen, Unterschiede in den Körpergrößen, zu (v)ermitteln. Deutlicher wird dies in der 'idealtypischen' Abb. 32, die einzig diesem Demonstrationszweck dient.

Zuweilen wird durch die Ikonographie der ethnographischen Situation mehr über die Methode ausgesagt als durch deren verbale Explikation im Textteil.

1 Eine interessante Frage, die ich nirgendwo gestellt, geschweige denn beantwortet fand, ist die nach dem Urheber der Fotos. Aber gerade weil mit dem Foto der Anspruch auf Authentizität verbunden ist, ist es wichtig zu wissen, ob der Fotograf ein Verwaltungsbeamter, ein Mitglied der Untersuchungskultur, der Lebenspartner des Forscher/s/der Forscherin, ein Kollege/eine Kollegin, ein professioneller Fotograf war oder ob die Aufnahme per Selbstaustöser gemacht wurde.

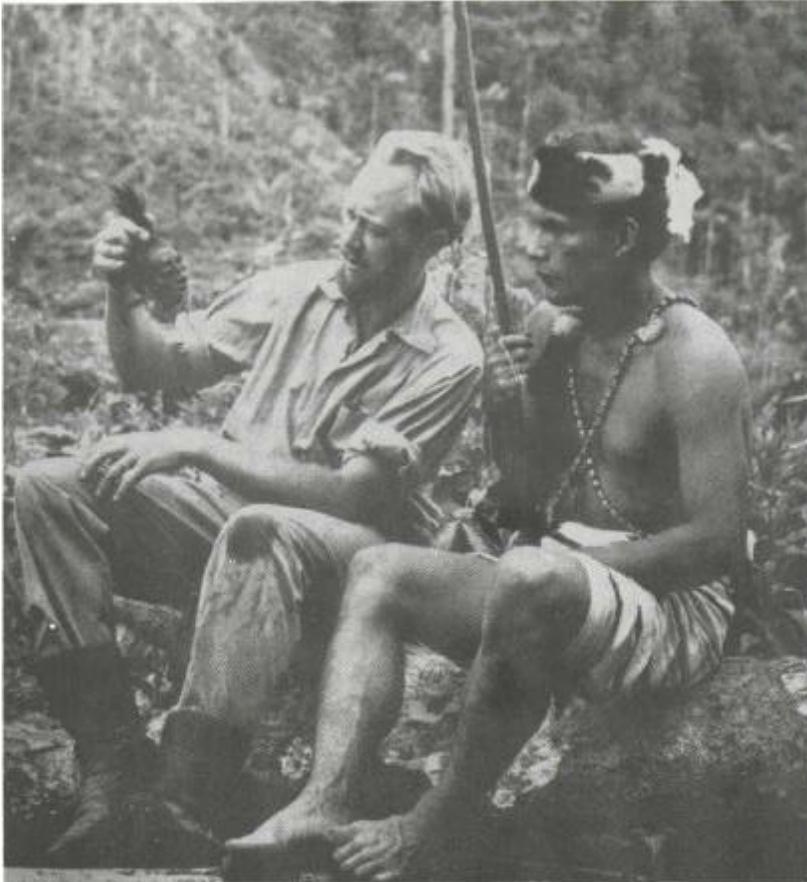


Abb. 30: Ein Schrumpfkopf (tsantsa) ist Anlaß für eine lebhaftere Unterhaltung zwischen dem Forscher und seinem Jivaro-Freund.
 ▲
 (Quelle: Jörgen Bitsch, Jivaro)



Abb. 31: (Quelle: Berliner Hefte 12/79)
 ◀

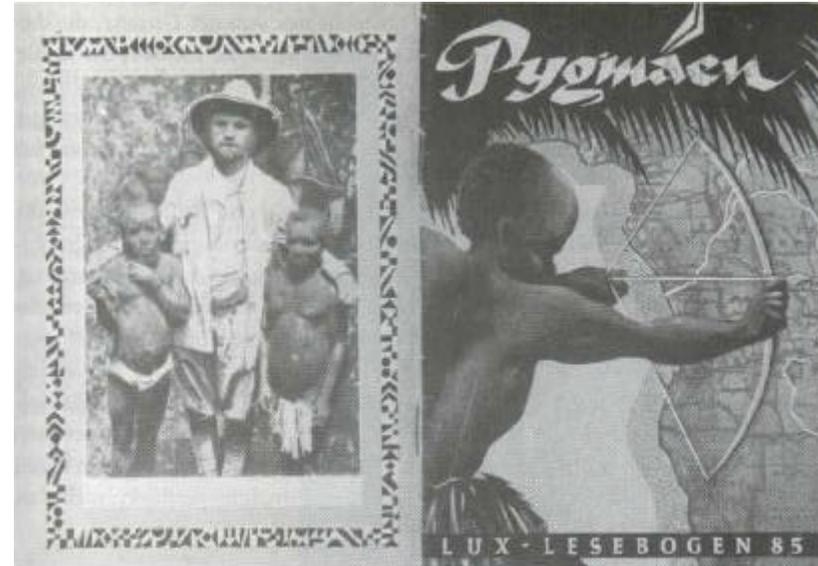


Abb. 32: Umschlag des Lux-Lesebogen 85: Pygmäen.



Abb. 33: „Der Ethnologe im Gespräch mit Togugu'a, einem ziemlich berühmten Zauberer und guten Gewährsmann.“ (Quelle: B. Malinowski, Das Geschlechtsleben der Wilden in Nordwest-Melanesien, Frankfurt 1979, S.229)

Malinowski's Haltung z.B. (Abb. 33) zeugt nicht nur von der Distanz, die der Forscher auch körperlich einzunehmen hat, um objektiv zu bleiben; die in die Hüfte gestemmen Hände und das ‚aufgebockte‘ Bein haben, körper-sprachlich, militärisch-herrischen Zuschnitt, eine Haltung, die in einem merk-würdigen Kontrast zu seiner Forderung steht, in das Leben der Eingeborenen einzu-tauchen.

Der Wandel im Selbstverständnis von Ethnographie und Ethnographen lässt sich kaum besser als durch den Wandel in der Symbolisierung der ethnographischen Situation aufzeigen: an die Stelle des Paternalismus ist, schlagwortartig ausgedrückt, die Sozialpartnerschaft getreten. Abb. 34 hinterläßt beim Betrachter unwillkürlich den Eindruck von Geschäftspanner n, die einen Abschluß ge-tätigt haben, der für beide Seiten günstig ausgefallen ist; Abb. 35 schließlich erweckt in uns die Vorstellung eines Plausches zwischen Nachbarinnen, die sich auf dem Wege vom und zum Markt getroffen haben. Dieser Eindruck, der Inti-mität suggeriert, die nur durch wirkliches ‚Eintauchen‘ gewonnen werden kann, wird noch durch den Schnappschußcharakter der Aufnahme verstärkt: nichts an ihr scheint gestellt.

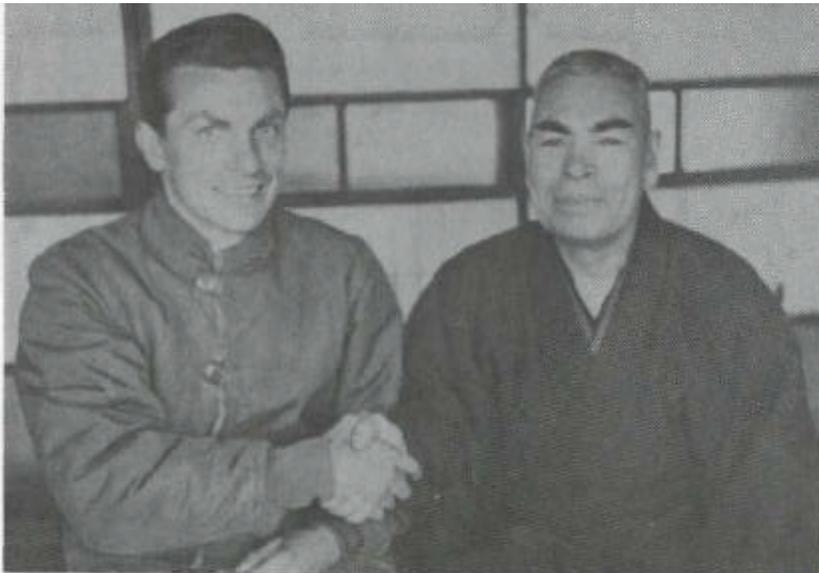


Abb. 34: „Edward Norbeck, 1951, with Aino-Japanese Informant, in Hokkaido.“
(Quelle: George D. Spindler (Hg): *Being an Anthropologist*. New York u. a. 1970, S. 239)

Abb. 35:
„Ethnographic fieldwork requires intimate association with informants. The anthropologist must establish contact, develop rapport, and maintain a working relationship with the people she observes and interviews in the field. Here Barbara Kirk talks with an informant near Olsobie. New Guinea.“
(Quelle: James P. Spradley/ David W. McCurdy: *Anthropology. The Cultural Perspective*. New York u. a. 1975, S. 45)



Abb. 36:
(Quelle: *Alterantiva* Nr. 14, wieder abgedruckt in: *Die frohe Botschaft unserer Zivilisation*, Reihe pogrom)



2. Wir können also diese Aufnahmen als wissenschaftlich auswertbare Daten zu einer Ethnographie der Ethnographie ansehen. Ob diese Aufnahmen nun gestellt oder authentisch sind (wobei die Authentizität dieser Aufnahmen im Felde immer zweifelhaft bleibt; vgl. Anm. 1), in beiden Fällen sagen sie etwas über das ins Bild gesetzte Selbstverständnis des Forschers aus. Aber die in diesen Bildern enthaltenen Daten wissenschaftlich auszuwerten, heißt nicht nur auf Veränderungen des Selbstverständnisses zu achten, die mittels der Fotos zum Ausdruck gebracht werden. Ebenso wichtig ist es, die Konstante zu erkennen, die diese Aufnahmen, trotz aller Veränderungen, in sich bergen. Obwohl die hier vorgestellten Beispiele nur eine minimale Auswahl aus der Fülle fotografischer Felddokumente darstellen, sind sie in einer Hinsicht repräsentativ: die Begegnung zwischen Forscher und Informanten wird in der Regel als eine *Begegnung von Individuen* wieder gegeben. In dieser Tendenz zur „exklusiven Begegnung“ und zum „exklusiven Gespräch“ fließt aber die sowohl euro - wie soziozentrische Vorstellung vom *Dialog* als der angemessenen Diskursform ein, die wiederum die Vorstellung von der *persönlichen* Meinung zur Voraussetzung hat (Abb. 36).

Ob aber eine solche Diskursform möglicherweise der üblichen Kommunikationsweise in der Untersuchungskultur essentiell widerspricht, ob es in der Untersuchungskultur überhaupt legitimerweise so etwas wie eine persönliche Meinung gibt, diese wichtigen Fragen, deren Beantwortung Aufschlüsse über einen zentralen Aspekt der untersuchten Kultur geben könnte, bleiben bei einem solchen Vorgehen weitgehend außer acht. Stattdessen bringt der Forscher, ohne dies beabsichtigt zu haben, in die Begegnung seine Dispositionen ein, die der persönlichen Begegnung, dem Zwiegespräch, dem Privaten überhaupt Vorrang gegenüber dem Gemeinsamen und Öffentlichen einräumt.

Als Methode ist diese Disposition in der *life history method* wie überhaupt in der Nutzung *persönlicher Dokumente* (Briefe, Tagebücher² etc.) eingeschrieben.

2 Aus der psychologischen und soziologischen Jugendforschung ist bekannt, daß das Tagebuch schreiben nicht nur geschlechtsspezifisch (Mädchen schreiben signifikant häufiger Tagebuch als Jungen), sondern auch schichtspezifisch variiert. Aus einer Diplomarbeit, die im Rahmen eines von mir geleiteten Studienabschlußprojekts entstanden ist, geht hervor, daß das Tagebuchschreiben nicht nur mit steigendem Schultyp (Hauptschule, Gesamtschule, Gymnasium) zunimmt, sondern auch mit der sozialen Herkunft der Schülerinnen korreliert: die beiden einzigen Gymnasialschülerinnen, die aus der Unterschicht stammten, schrieben kein Tagebuch. Insgesamt schrieben 30% der Mädchen aus der Unterschicht, 82,5% aus der Mittelschicht und 93% aus der Oberschicht ein Tagebuch (Grundgesamtheit: 299 Schülerinnen). Vgl. M. Meiers/S. Steinmann: „Reden ist Silber, Schreiben ist Gold ...“. Zum Tagebuch schreiben von Mädchen, Typskript (Diplomarbeit), FU Berlin 1983, S. 57ff.

Aus dem ethnographischen Schrifttum gehen die Schwierigkeiten des Ethnographen hervor, Mitglieder der Untersuchungskultur zum Erzählen oder Schreiben ihrer Lebensgeschichte zu motivieren. Exemplarisch macht dies Leslie A. Whyte am Beispiel der Pueblo Indianer deutlich:

„It is especially difficult to secure them (autobiographies) from Pueblo Indians of the Southwest... They are not individualists; they are not given to reflective introspection and analysis. They do not conceive of human experience as something dependent upon an intimate and personal encounter... One's individuality is the individuality of a unit in a textile pattern, repeated over and over again. I have tried numerous times to secure autobiographies, but without much success. The Indian tells of his initiation into the organization which impersonates gods with the same impersonality and detachment that he tells of his birth. The autobiography of a Pueblo Indian is about as personal as the life story of an automobile tire".³

3 Zit. nach Clyde Kluckhohn: The personal document in anthropological science. In: Gottschalk, Kluckhohn, Angell: The use of personal documents in history, anthropology, and sociology. New York 1951, S. 119f. Die Enttäuschung des Forschers darüber, daß die Lebensgeschichte so unpersönlich erscheint, verleitet ihn häufig dazu, Kollektiv und Individuum alternativ zu setzen. Die Tatsache aber, daß sich in der Lebensgeschichte die individuellen Erfahrungen als soziale Beziehungen niederschlagen, sagt noch nichts über den Grad der Achtung aus, die dem Einzelnen innerhalb einer stark vergemeinschafteten Lebensweise entgegengebracht wird. Ein Indikator dafür ist z.B. die Häufigkeit des Gebrauchs von Spitznamen.

ses Material in allen Genres (vom Roman bis zur politischen Rede) antreffen. Ebenso verhält es sich mit „popular culture“ (Comics, Groschenromane, Popmusik, Mode usw.). Diese Genres sind in relativ beständiger Form verfügbar (Illustrierte, Aufnahmen usw.).

Aber das Gebiet, das ich hier als das Anliegen der amerikanischen Folklore - Forschung vorstelle, obwohl es sich natürlich mit Elementen beider Nachbar - Kategorien überlappt, scheint hauptsächlich im *Tradierungsprozeß* zu existieren und nicht in einem endgültigen Produkt. Diesen Aspekt bezeichnete ich an anderer Stelle als die „dynamics of informal Performance“.² „Performance“ wird hier nicht in einem formalen, trainierten oder professionellen (vorführungsorientierten) Sinn gesehen, sondern vielmehr als eine bewußt ausgeführte Präsentation, in der das vorgestellte Material nicht gänzlich vom Vorführer erfunden, sondern von anderen übernommen und während der „Vorführung“ umgeformt wird. Dies findet normalerweise vor einem wohlbekannten Publikum statt (z.B. die Familie, die ethnische Gruppe oder die Arbeitskollegen).³ Heute ist eines der besten Beispiele dafür das Witze -Erzählen; ein weiteres Beispiel wäre der Gebrauch von Dialekt, in beiden Fällen übernimmt der „Präsentator“/„performer“ die „Regeln“ und den größten Teil des Inhalts von anderen, aber er hat ziemlich viel Spielraum in der Art und Weise, wie er dies seiner Gruppe verständlich macht. Aber obwohl diese zwei Genres wohl weit verbreitet sind, ist es niemals einfach, überzeugende Beispiele im lebendigen Kontext zu sammeln, die später für empirische Forschung verwendet werden können.

Die typische Vorgehensweise der heutigen Feldforscher in Amerika ist es, sich einer Gruppe zu nähern, die man schon kennt, mit der man schon Verbindung und Kontakt aufgenommen hat oder aber zumindest durch eine *Vertrauensperson* in die Gruppe angeführt zu werden. Dann versucht der Feldforscher, diese Gruppe und ihre Geschichte bzw. ihren ethnischen Hintergrund, ihre Weltanschauung und Arbeitsbedingungen - natürlich der Art und Weise dieser Gruppe gemäß - kennenzulernen. Dabei hat der Forscher die Möglichkeit, zu beobachten, wie die Gruppe funktioniert und unter welchen Bedingungen folkloristische Ausdrucksformen erscheinen. Es ist ziemlich einfach, eine Hochzeit zu dokumentieren, weil jeder Beteiligte sowieso den Vorgang festhalten möchte (in letzter Zeit entwickelte sich in Amerika ein Interesse daran, ‚folk documentation‘ selbst zu studieren: Familienfilme, Fotoalben etc.). Dagegen ist es tatsächlich fast unmöglich, die Bräuche von Holzfällern während der Arbeit - nur dann

2 Barre Toelken: *The Dynamics of Folklore*. Boston: Houghton Mifflin, 1979.

3 Eine Diskussion dieses Konzepts in Deutsch im Aufsatz „Zum Begriff der Performance im dynamischen Kontext der Volküberlieferung“, *Zeitschrift für Volkskunde*, 1981/I, S. 37-50.

nämlich finden diese statt - festzuhalten, weil der Arbeitsplatz zu gefährlich ist (und weil das Mißtrauen Nicht-Arbeitern und speziell Akademikern gegenüber zu groß ist). Und obwohl Feuerwehrleute unter sich nach einem Löscheinsatz Geschichten erzählen, geht man nicht einfach in ein Feuerwehrhaus, um zu sagen: „Tag Leute, kann ich euch zuhören, wie ihr euch 'n paar tolle Geschichten erzählt?“ In allen Fällen sind Kennenlernen, Zeit und Sensibilität sehr wichtige Faktoren.

Fragebögen, Interviews, Sondervorstellungen (z.B. wenn eine deutsche Gemeinde in Amerika ihr jährliches Schauspiel aufführt, das von einem Gemeindeglied geschrieben wurde und das die Geschichte und Eigenart der Gemeinde darstellt), mögen alle Teil einer Studie werden, aber die vorrangige Quelle sind Bräuche, die auf selbstverständliche Weise unter den Mitgliedern einer engen Gemeinschaft ausgeübt werden. In diesem Zusammenhang ist eines unserer größten Probleme in der amerikanischen Feldforschung, daß der größte Teile von Studenten geleistet wird, die für ein Zertifikat während eines Vierteljahres oder eines Semesters arbeiten. Deshalb hat der Student meistens nur zehn bis fünfzehn Wochen Zeit, um das Feldforschungsprojekt zu erledigen, parallel zu weiteren Seminaren, die er während desselben Semesters belegen muß. Bei Professoren findet man dasselbe Problem: mit einem Stipendium für drei Monate im Sommer, versucht ein Wissenschaftler alles schnell zusammenzubringen, und deswegen konzentriert er sich auf einen sehr spezifischen Teil der Kultur oder der Gruppe, über die er forscht. Deshalb tendieren die meisten Sammlungen dazu, sehr kurz und voller Bild- und Klangdokumentation zu sein, aber oft fehlt es ihnen an Hintergrund, informativer Kommentierung, Analysen und Vergleichen.

Die Idee einer langfristigen Feldforschung, z.B. an einem Projekt, das sich über einige Jahre erstreckt, ist relativ selten in den USA (obwohl es natürlich viele Wissenschaftler gibt, die ihr ganzes Leben lang an einem speziellen Thema in einer Bibliothek forschen). Ich möchte an dieser Stelle eine ganz persönliche Illustration der Vorteile (und Überraschungen) durch langfristige Feldforschung geben und ebenso die Wichtigkeit des Informanten -Kommentars auf zwei Ebenen verdeutlichen: 1. Anmerkungen eines Hauptinformanten, der im Verlauf der Zeit ein immer besseres Bild dessen, was die Forschung beinhaltet, entwickelt und der in einem ganz echten Sinne ein Kollege wird; und 2. kulturelle Kommentare von anderen in der Gruppe, die etwas Wichtiges zu sagen haben, was sie zuvor nicht sagten aus Furcht, den Forscher zu kränken oder sich selbst bloßzustellen. Mir scheint, daß einige der wichtigsten und delikatesten Aspekte der Folklore von einem Forscher unter Umständen niemals gehört werden, wenn er nicht bereit ist, eine beträchtliche Zeitinvestition einzugehen.

Das Beispiel, das ich hier vorstelle, ist spezifisch für meine Forschung mit den *Navajos*, und es war nicht als Langzeitprojekt geplant. Ich bin mit den Navajos seit 1955 verbunden, und da ich als Mitglied einer Familie betrachtet werde, mit der ich damals lebte, gehe ich sehr regelmäßig dorthin, um Besuche zu machen (mindestens einmal im Jahr, obwohl die Hin- und Rückreise nun über 3 000 Meilen beträgt). Ich hatte die Gelegenheit, verschiedene Arten von Erzählungen aufzunehmen und somit an verschiedenen Arten von Projekten zu arbeiten, bei denen ich meine Navajo-Familie als Informanten benutzte. Ich forderte sie beiläufig auf, mir jegliche Art von Einschränkungen bezüglich des Gebrauchs des Materials aufzuerlegen, und ich würde diese Restriktionen genauestens befolgen. Sie erzählten mit ihre Geschichten für Kassettenrecorderaufnahmen sehr bereitwillig, da sie wußten, daß die Geschichten nicht außerhalb der „Saison“ abge spielt werden würden (mehr dazu weiter unten).

Zuerst ein paar, den Zusammenhang erklärende Anmerkungen über Navajo-Kultur (wenn dies ein analytischer Essay über die Geschichten und ihre Bedeutung wäre, wären weit mehr als diese wenigen notwendig; aber ein paar Bemerkungen helfen vielleicht, um die Aspekte der Feldforschung deutlicher zu machen). Die Navajos glauben, daß der Akt des Sprechens an sich schon ein machtvoller Prozeß ist, der die Realität, in der wir leben, verursacht. Deshalb wird Sprache nicht als Beschreibung dessen, was schon existiert, betrachtet, sondern vielmehr als die Realität bestimmend, in der alles existiert. Die Navajo-Sprache ist besonders reich an Verben und Verbkonjugationen, denn Bewegung ist das wichtigste Element in der Navajo-Kultur (es gibt 356200 Konjugationen für „gehen“, und nur 4 Konjugationen für „sein“).⁴

Sprache ist so mächtig, besonders Sprache, die in Geschichten oder Ritualen verwendet wird, daß sehr strikte Kontrollen über ihre Verwendung in Gebrauch sind. Zum Beispiel die *Geschichten über ‚Coyote‘*, eine urzeitliche, uranfängliche Figur, die alle Möglichkeiten vom Geheiligten bis zum Profanen in sich vereinigt, dürfen nur während der Wintermonate (d.h. zwischen dem ersten „tönen“ Frost und dem ersten Gewitter) erzählt werden. Jeder, der ‚Coyote‘-Geschichten sammelt oder nur hören will, muß die Navajos deshalb während des Winters besuchen. Jeden Abend um ein offenes Feuer oder neben dem Küchenherd sitzend, hört die Familie dem Vater oder Großvater zu, der zwei oder drei Geschichten über ‚Coyote‘ erzählt. Die Geschichten sind äußerst wichtig; denn obwohl ‚Coyote‘ als eine heilige Figur betrachtet wird, macht er auch Fehler, ist er immer hungrig, immer sexuell stimuliert, zu gierig, anderen gegenüber unsensibel - und deshalb macht er immer etwas, was in einem Unglück oder einer Peinlichkeit endet. Viele, wenn nicht gar die meisten der Ge-

⁴ Gary Witherspoon: *Language and Art in the Navajo Universe*. Ann Arbor: University of Michigan Press, 1977.

schichten enden mit seinem Tod, der immer durch seine eigene Schuld verursacht wird.

In anderen Episoden oder in Epilogen wird er wieder ins Leben zurückgerufen. Während der Erzähler die Geschichte erzählt, wird er ständig durch unverhohlenen Gelächter seines Publikums unterbrochen - oft an Stellen in der Geschichte, die einem Außenseiter nicht besonders komisch erscheinen mögen (in der Geschichte weiter unten z.B., wenn ‚Stinktief‘ seinen „Urin“ in die Augen der kleinen Tiere spritzt, gibt es großes Gelächter, genau wie später, wenn ‚Coyote‘ alle kleinen Tiere mit einem Stock tötet, gibt es erneut eine Lachsalve). Deshalb realisiert der Sammler, daß es sich hier nicht um eine einfache Nacherzählung eines Textes handelt, sondern, daß *die Bedeutung des Textes tiefer liegt*. Das Gelächter und die anderen Reaktionen zeigen, daß andere kulturelle Informationen bekannt sein müssen, um die wirkliche Bedeutung der Geschichte (d.h. für diejenigen, die erzählen und die zuhören) zu verstehen. Damit ist eine Frage aufgeworfen, die zu einer Prämisse oder einer Hypothese und eventuell zu mehr Feldforschung führt.

Während ich mit der Yellowman-Familie im Winter 1955/56 in SüdUtah lebte, hörte ich vielen ‚Coyote‘-Geschichten zu, die den Kindern erzählt wurden. Eine der Lieblingsgeschichten war eine über ‚Coyote‘ und die Präriehunde. Auf der Erzählebene ist die Geschichte ziemlich einfach. ‚Coyote‘ verursacht einen großen Regenschauer (natürlich nur dadurch, daß er darüber spricht), um eine Anzahl kleiner Tiere, die in der Gegend leben, zu ertränken und zu essen. Typisch für seine Handlungen: er verursacht so viel Regen, daß er von einer Flut von seinen beabsichtigten Opfern weit weggeschwemmt wird. Später überzeugt er ‚Stinktief‘, ihm dabei zu helfen, den kleinen Tieren glaubhaft zu machen, daß er tot sei. Der Trick funktioniert und die kleinen Tiere tanzen um den Körper des „toten“ ‚Coyote‘ herum. ‚Stinktief‘ ruft ihnen zu, nach oben zu schauen und spritzt dann sein giftiges Sekret in die Luft, so daß es in ihren Augen fällt und sie blendet. ‚Coyote‘ springt auf und zusammen mit Stinktief tötet er alle anderen Tiere. Sie bauen einen kleinen Erdofen und beginnen die Tiere zu garen. ‚Coyote‘ schlägt vor, ein Rennen zu einem entfernten Berg und zurück zu machen, um zu entscheiden, wer die fettesten Tiere essen dürfe. Er gibt ‚Stinktief‘ einen Vorsprung, aber ‚Stinktief‘ versteckt sich nur hinter einem Stein, bis ‚Coyote‘ vorbeirent; und während ‚Coyote‘ tatsächlich den ganzen Weg zum Berg und zurück rennt, kommt ‚Stinktief‘ hervor und ißt alle Tiere bis auf die dünnsten vier. ‚Coyote‘ kommt erschöpft zurück und muß beim ‚Stinktief‘ um Überreste betteln.

Offensichtlich gibt es hier einige *moralische Lektionen*, die jeder Zuhörer, Navajo oder nicht, verstehen kann: Tricks kommen oft auf einen selbst zurück (wer andern eine Grube gräbt, ...), übertriebene Handlungen sind selbstzerstö-

risch usw. Aber das große Gelächter der Zuhörer (und manchmal sogar des Erzählers) verdeutlichen mir, daß es da wichtige Elemente gibt, die im Text selbst nicht enthalten sind, aber offensichtlich *dank* den Text freigesetzt werden: es wurde auf gemeinsame Haltungen bestimmter Art verwiesen und ich wollte mehr darüber wissen. Später war ich in der Lage, eine Erzählung dieser Geschichte auf Kassette aufzunehmen, und ich verbrachte Jahre mir ihrer Übersetzung und Analyse (im Vergleich mit Navajo ist Englisch eine ziemlich primitive Sprache). Zuerst machte ich eine Studie über das Gelächter und später einige stilistische Analysen, wobei ich meine Beobachtungen mit Yellowman austauschte, der mir immer geduldig erklärte, warum er die Geschichten so erzählte und nicht anders.'

Schließlich entwickelte ich ein ziemlich detailliertes System auf zwei Ebenen, durch das jeder, auch ein „Nicht-Indianer“, genau sehen kann, was in der ‚Coyote‘-Geschichte passiert. Im wesentlichen ist es folgendes: *Die Oberflächenebene* weist eine Erzählung auf, die an und für sich interessant und oft lustig ist (in derselben Art ist auch ein Cartoon lustig: übertriebene Handlungen, peinliche oder verwirrende Situationen etc.). *Eine zweite Bedeutungsebene* kann beobachtet werden, wenn man das Wesen der Dinge, die belacht werden, betrachtet; sie sind beinahe alle, ohne signifikante Ausnahme, Tabus irgendeiner Art, die gebrochen werden - aber von einer heiligen Person (als ob der Papst Bugs Bunny spielen würde). Navajos benutzen Gelächter als eine Art Strafe für Personen, die sich nicht richtig benehmen. Wenn die Kinder über ‚Coyote‘ lachen, weil er Tabus bricht, verschafft es ihnen ein Gefühl momentaner Überlegenheit und einige Erfahrungen mit Handlungen, die sie in ihrem eigenen Leben nicht machen sollen, ebenso wie die Versorgung mit moralischen Instruktionen subtiler Art (tatsächlich geben Navajos so gut wie nie offene moralische Anweisungen oder Verbesserungen, weil dies als zudringlich angesehen wird). Der Bequemlichkeit halber werde ich diese zwei Ebenen I und II nennen, wobei I die Unterhaltungsebene ist und II die moralische oder kulturelle Normen reflektierende Ebene.

Mit diesen zwei theoretischen Ebenen ausgestattet und wohlversorgt mit Tonbandaufnahmen anderer Erzählungen und der Versicherung von Yellowman, daß ich dabei sei, zu verstehen, wie die ‚Coyote‘-Geschichten wirken, begann ich Artikel zu veröffentlichen und Vorlesungen zu halten über die Bedeutung der Erzählungen. Später, davon überzeugt, daß nicht eine Prosa, sondern eine Präsentation in Wortgruppen dem tatsächlichen Stil der Erzählung angemessen sei,

5 „The ‚Pretty Languages‘ of Yellowman: Genre, Mode and Texture in Navajo Coyote Narratives“, *Genre* 2, September 1969, 211-235; reprinted in *Folklore Genres*, hg. Dan Ben-Arnos, Austin: University of Texas Press, 1976, S. 145-170.

übersetzte ich die selbe Geschichte nochmals mit der Hilfe eines Navajos, Tacheeni Scott, dessen Vater ein Sänger war („Medizinmann“, wie die Weißen sagen würden). Ich begann, so viel mehr über die Geschichte und ihre Bedeutung herauszufinden, daß ich wieder zurückging und andere Versionen von Yellowman sammelte.

Inzwischen war die ganze Sache unter den Navajos so wohlbekannt, daß ich eingeladen wurde, der einzige Nicht-Navajo-Referent bei einem zwölfwöchigen Symposium über Navajokultur zu sein: Ich sollte eine Vorlesung über die Bedeutung der Navajo-‚Coyote‘-Geschichten vor einem ausschließlichen Navajo-Publikum halten. Nachdem meine Rede vorüber war, wurde sie von drei Sängern kommentiert. Ich war natürlich stolz darauf, daß die ersten beiden mein Verständnis der Navajo-Kultur lobten; einer erwähnte, daß ich wahrscheinlich so weit wie nur möglich in so einer begrenzten Sprache wie Englisch gekommen wäre. Der dritte Sänger wartete mindestens 15 Minuten, bevor er seinen Kommentar begann. „Nachdem unser Freund nun so viel darüber weiß und nachdem er uns nun so viele Jahre zugehört hat, ist es vielleicht an der Zeit, ihm und auch einigen unserer jüngeren Zuhörer im Publikum klarzumachen, was das *wirklich* Bedeutende an diesen Geschichten ist!“ Er fuhr dann fort, einen zwei-stündigen Vortrag zu halten über die Benutzung elliptischer Schlüsselreferenzen zu diesen Geschichten in heiligen Navajo-Zeremonien.

Dabei muß gesagt werden, daß Navajo-Zeremonien immer mit Gesundheit zu tun haben - entweder deren Erhaltung oder Wiedergewinnung. Es gibt keine Navajo-Zeremonie ohne Patient und ohne Doktor (Sänger). Dieser spezielle Sänger nun umriß die Art und Weise, wie Teile der ‚Coyote‘-Geschichten in *Heilungsritualen* benutzt werden können, um die magische Kraft von Worten und Bildern auszunutzen. In der Geschichte, die ich als Beispiel oben angeführt habe, produziert ‚Coyote‘ Regen und in entsprechenden Ritualen, in welchen die Krankheit einer Person die lokale Ökologie so beeinflusste, daß eine Dürre einsetzte, wird auf diese Geschichte stark Bezug genommen. Von Präriehunden (die kleinen Tiere in der Geschichte) wird ebenfalls angenommen, daß sie großen Einfluß auf Regen haben, weil sie unter der Erde leben, wo der Regen letztendlich von den Pflanzenwurzeln genutzt wird. Und ‚Coyote‘ sagt selbst in einem Ritual: „Ich bin der Regen, beides, der männliche und der weibliche Regen“. Über das Thema konnte noch mehr gesagt werden, aber ich will hier zum wesentlichen Punkt kommen. Jetzt ist uns eine weitere Bedeutungsebene bekannt (nennen wir sie Ebene III), die nicht einfach mit Ebene verwandt ist,

Mit Tacheeni Scott; „Poetic Translation and the ‚Pretty Languages‘ of Yellowman“, in: Karl Kroeber (Hg.): *Traditional Literatures of the American Indian: Texts and Interpretations*. Lincoln: University of Nebraska Press, 1981, S. 65-116.

da sie gezielt für Rituale und nicht zur Unterhaltung ausgewählt wird. Da diese Ebene nicht lustig, sondern völlig ernsthaft ist, kann sie auch nicht mit der Ebene II verbunden werden. Und dieses Erscheinen einer „neuen“ Ebene wurde mir nicht durch ein Gespräch nur dem ursprünglichen Informanten klar, sondern durch andere Eingeweihte derselben Kultur. Hatte Yellowman die ganze Zeit davon gewußt? Ich besuchte ihn und fragte ihn, ob ihm diese Gebrauchsebene bekannt sei. Seine Antwort war: „mm“, was soviel heißt wie „na klar“ oder „selbstverständlich“.

Lassen Sie mich an dieser Stelle noch einmal unterbrechen, um eine kurze Chronologie des akademischen Lebens dieser Geschichte, wie sie durch meine Feldforschung vor sich ging, aufzustellen. Die Erzählung ist anderen Forschern als „Coyote macht Regen“ bekannt und wurde oft gesammelt, weil sie zu den Lieblingsgeschichten der Navajos gehört (was sie für einen Forscher zu einer leicht zugänglichen Geschichte macht).⁷

1955-56	Geschichte im Familienzusammenhang erzählt worden
1966	Auf Tonband aufgenommen; Erzähler: Yellowman
1966-67	Weitere Feldforschung unter den Navajos
1967	Geschichte als Beispiel in einer American -Folklore-Society-Vorlesung benutzt
1968	Geschichte in englische Prosa übersetzt, Problematisierung; der Ebene I und II
1969	Geschichte wird veröffentlicht
1970-74	Weitere Feldforschung unter den Navajos
1979	Geschichte erneut übersetzt in Wort -Gruppen
1981	Geschichte veröffentlicht mit beiden Übersetzungsformen, weitere Diskussion der Ebenen I und II
1982	Geschichte in einer Rede vor Navajo -Publikum verwendet; Reaktion vom Sänger enthüllt Ebene III
1983	Besuch bei älterem Sänger enthüllt Ebene IV, wie folgt:

Während des Winter 1983, nun beinahe 30 Jahre nachdem ich mein Interesse an dieser Geschichte entwickelt hatte, besuchte ich einen jener Sänger, der damals auf meine Vorlesung reagiert hatte. Wir verbrachten den Abend damit, seinen Enkelkindern ‚Coyote‘ -Geschichten zu erzählen und diese waren nun

⁷ Eine Version von Elsie Clews Parsons erschien mit dem Titel „Coyote Plays Dead“ in „Navajo Folk Tales“, *Journal of American folklore* 36 (October-December 1923), 371-372. Eine kurze Version in Navajo Transkription existiert von Edward Sapir and Harry Hoijer (Hg.): *Navajo Texts*. Iowa City: Linguistic Society of America, 1942, S. 20-25, mit dem Titel: „Coyote Makes Rain“. Die Geschichte ist Mittelpunkt in verschiedenen Büchern einschließlich Navajos Schulbüchern, von der Stammesschule Rough Rock Demonstration School erstellt, und es war diese Geschichte, die von Navajo Schulkindern ausgewählt wurde für einen von den Schülern selbst produzierten Zeichentrickfilm.

eingeschlafen. Wir saßen ruhig in seinem Einzimmerhogan (Navajo-Haus) und genossen das warme Feuer, Schließlich sagte er: „Bist du bereit, eines deiner Familienmitglieder zu verlieren?“ „Nein“, sagte ich, „warum fragst du?“ Er erklärte mir dann, daß, wenn jemand *ein Hexer* wird, erwartet er, für diesen Machtzuwachs durch den Verlust eines Familienmitgliedes bezahlen zu müssen. Ich versicherte ihm, daß ich keinesfalls vorhätte, ein Hexer zu werden, und ich wunderte mich, warum er das Thema unserer Unterhaltung so plötzlich gewechselt hatte. (Die Navajos haben große Angst vor Hexen, *yenaldloshi*, Personen, die angeblich in Tierhäuten umhergehen sollen. Wörtlich: „Das Böse umherwandeln“, „evil walking about“).

Der alte Mann erklärte mir dann, daß ‚Coyote‘-Geschichten, weil sie eine so große Kraft haben, um Menschen in Ritualen zu heilen, auch von Hexen benutzt werden, um Menschen zu töten oder zu verwunden. Wo die Sänger elliptische Referenzen zu der Geschichte verwenden, um den Patienten in Kultur und Ökologie zu reintegrieren, verwenden die Hexen separate Elemente der Geschichte, um die Menschen von Kultur und Ökologie zu entfremden (und dadurch zu töten). Sie analysieren die Geschichte sozusagen, um ihre kraftvollsten Aspekte herauszufinden, und sie machen es für ihren eigenen Machtzuwachs und ihre Bereicherung. Er schaute mich kurz an (Navajos vermeiden normalerweise Augenkontakt), um zu zeigen, daß er glaubte, daß dies genau das wäre, was ich mache. „Wenn die Leute glauben, daß du ein Hexer geworden bist“, sagte er, „wird jemand versuchen, dich oder eines deiner Familienmitglieder zu töten. Wenn du tatsächlich ein Hexer wirst, muß sowieso jemand in deiner Familie sterben. Es ist eigentlich egal, es ist alles dasselbe. Und niemand wird dir mehr ‚Coyote‘-Geschichten erzählen, aus Angst, du würdest die Geschichte dazu benutzen, sie zu verletzen. Wenn das nicht deine Intention ist, dann gebe ich dir den Ratschlag, mit den Geschichten nicht weiterzumachen, nicht tiefer in sie einzudringen, oder du wirst es bereuen.“ Deshalb: *Ebene IV, Hexerei*. Ironischerweise wurde mir die tiefste und gefährlichste Ebene deshalb enthüllt, weil ich als Wissenschaftler Fragen stellte, die den Navajos anzeigten, daß ich ein Hexer sei.

Dies ist ein wichtiger Punkt der Perspektive und Information, und er regt zu einigen persönlichen Überlegungen an, z.B.: Wie lange hatte ich mich und meine Familie schon in Gefahr gebracht durch meine Langzeitfeldstudien? Aber es regt auch zu einigen professionellen und ethischen Fragen an: Wohin von hier aus gehen? Soll ich völlig aufhören, über das Thema zu sprechen und zu forschen? Wahrscheinlich nicht. Mit der Ebene III aufhören und nie mehr über Ebene IV forschen und somit anderen die Möglichkeit geben, da hineinzuplatzen und eine kulturelle Verletzung zu begehen (wenn nicht sich selbst in Gefahr zu begeben)? Trotzdem über alle diese Dinge sprechen vor dem Hintergrund, daß die Navajo-Konzeptionen von Hexerei und Tabus für mich nicht ver-

bindlich sind (ein Nicht-Navajo, ein Folklorist, ein Professor)? Wenn letzteres der Fall ist, wie trete ich den Menschen gegenüber, die mir immer vertraut haben? Und was passiert, wenn jemand herausfindet, daß ich etwas darüber veröffentlicht habe, obwohl ich gewarnt worden bin? Wenn ich nicht darüber hätte reden sollen, warum hat es dann mein guter Freund Yellowman nie erwähnt? Es wäre leicht für mich, daraus zu schließen, daß wenn mein Hauptinformant sich darüber keine Sorgen macht, ich meine professionellen Verpflichtungen erfüllt habe. Ich muß jedoch in Betracht ziehen, daß die Navajos selten offene moralische Richtungen weisen und der Ratschlag, den ich von dem alten Sänger erhalten hatte, war deshalb ein Anzeichen dafür, daß er dachte, ich sei schon weit *hinter der Sicherheitsgrenze*, Ich war ein Notfall geworden.

Eine Person, die auf einer freundschaftlichen Basis über 30 Jahre mit einer Gruppe gelebt hat, kann leicht (und fälschlicherweise) glauben, daß er oder sie ein Mitglied der Gruppe geworden ist und kann deshalb annehmen, daß ihre Feldforschung der Beschreibung des wirklichen traditionellen Lebens der Gruppe immer näher kommt. Wie man anhand des hier dargestellten Beispiels jedoch sehen kann, hat solch eine Annahme einige 'eingebaute' Ironien, mit denen sich schwer umgehen läßt. Dieses Beispiel ist zugegebenermaßen sehr extrem, aber es beinhaltet beinahe alle Probleme, die in der Feldforschung in Betracht gezogen werden müssen: Über einen langen Zeitraum hinweg und bei genauer Kenntnis einer Kultur kann der Feldforscher mehr lernen als in einer kurzen Zeitperiode: Was er lernt, kann aber sehr heikel und gefährlich sein. Der Feldforscher kann unbewußt zu einer Gefahr für die Leute werden, die er zu verstehen und zu erforschen trachtet. Die Kommentare der Informanten haben Schlüsselfunktion, nicht nur für das, was sie sagen und erklären, sondern auch für das, was sie über ihre Kultur und Tradition, die erforscht werden soll, implizieren. Kulturelle Kommentare von anderen in derselben Gruppe kommen gewöhnlich nicht auf, bevor der Forscher wohlbekannt und Vertrauensperson ist. Derartige allgemeine Kommentare vermitteln einen wichtigen sozio-psychologischen Kontext, da sie eine Destillation von Gruppennormen und -werten darstellen, die auf keine andere Art und Weise erfahren werden können.

Einige Beobachtungen, die auf allem bisher Gesagten basieren: Feldforschung sollte nicht zu einfach gesehen werden, denn sie ist nicht nur eine spannende und unterhaltsamere Form von Volkskunde, nicht etwa die arme Cousine der 'wirklichen' (theoretischen) Folklore, sondern eine anspruchsvolle wissenschaftliche Vorgehensweise, die, wenn gut ausgeführt, zu einer besseren und verständnisvolleren, sensibleren Theorie führt. Oft wirft Feldforschung *mehrethische Probleme* auf als Schreibtischarbeit. Feldforschung benötigt direkte Interaktion mit jenen Leuten, über die wir allzu oft nur in Büchern lesen oder in Seminaren reden. Obwohl Feldforschung herausfordernd und spannend sein kann, kann sie

auch zu Enttäuschungen und Überraschungen führen, und der Feldforscher muß Frustration akzeptieren lernen. Weiter muß der Feldforscher nicht nur auf Versagen vorbereitet sein, sondern auch die Bereitschaft besitzen, darüber zu reden.

Ohne weiter ins Detail über Hexen zu gehen, was meine Navajo-Freunde verärgern und beängstigen würde, kann ich trotzdem über die kulturellen Aspekte reden, die mich dazu brachten. Ebene III und IV 15 Jahre lang zu ignorieren, und ich kann über die Ernsthaftigkeit sprechen, mit der Navajos an diesem Glauben festhalten, und wie uns dieses lange und inzwischen weitschweifige Abenteuer etwas über berufliche Ethik vermitteln kann. Genauso kann ich als Wissenschaftler darauf bestehen, daß ein Abenteuer wie dieses - obwohl ich den empirischen Elementen über die Beziehung zwischen Erzählung und Hexerei nicht weiter folgen werde - uns genausoviel über uns selbst lehren kann wie über Navajos.

Wenn wir uns selbst nicht als Teil des Bildes sehen, wenn wir in unserer Leidenschaft für Empirie glauben, wir könnten uns vom Prozeß der kulturellen Interaktion ausschließen, dann unterstützen wir, meiner Meinung nach, die falsche Art von Wissenschaft - die Art, die zerteilt, die abwägt, wertet und zergliedert, ohne die Dinge wieder richtig zusammenzufügen. *Es gibt schon genug dieser Art von Wissenschaftlern! Unter Navajos werden sie als Hexen betrachtet.*

Verständigungsschwierigkeiten im Feld

*„Laß mein Aug den Abschied sagen,
Den mein Mund nicht nehmen kann!“
(Goethe)*

Unsäglicher Schmerz - ein Schreck, der sprachlos macht - Blicke, die töten können — errötende Wangen, die alles sagen — dem Alltagsbewußtsein ist bekannt, daß es nicht nur sprachliche Äußerungsformen gibt, sondern auch andere Zeichen des Körpers, mit deren Hilfe man sich mitteilen kann. Im Alltag weiß man auch, daß es diese Zeichen zusammen zu lesen gilt, will man „wirklich“ die „Wahrheit“ wissen; so bewertet man Zögern oder Stammeln, Schweigen, das Niederschlagen der Augen zumeist als Indiz für eine Falschaussage. Die Mutter verlangt vom Kind - „*schau mich mal an!*“ - weil sie weiß, daß die Augen das Fenster der Seele sind und das Kind dies auch weiß und deshalb lieber seinen Frevel eingesteht, als den größeren und gefährlicheren zu begehen: dieses Fenster zu verschließen. Nicht nur die Mutter, auch die Justiz und die Wissenschaft haben spezielle Wahrheitsfindungsmethoden, die allerdings zumeist auch vom Bild des Schuldig-Unschuldig, Ja-Nein, Richtig-Falsch ausgehen und auf der Suche nach Eindeutigkeit sind.

Der Kulturforscher will im Unterschied zum Linguisten nicht nur wissen, was der Mund sagt, sondern auch wie der Mundwinkel ein Fragezeichen setzt und das Auge die Aussage kommentiert. Er will wirklich in die Seele hineinschauen, oder wissenschaftlicher formuliert, die mentale Struktur entdecken. Der Gesprächstext ist dabei gewissermaßen die Tür, also der wichtigste Zugang, die im Normalfall des Gesprächs offen steht (die man trotzdem einrennen kann), die manchmal aber auch angelehnt, ja verschlossen ist. Wenn ich jemanden etwas frage, kann die Antwort mitten in die Sache hinein führen, sie muß es aber nicht. Der Abweg wird von den Sozialforschern häufig als Irrweg abgetan; versteht man, neben, unter, hinter dem Text mitzuhören, zeigt sich, daß die Abweichungen oft mehr erzählen als der Text allein.

Klar, wenn der Interviewforscher einen Einheimischen nach der Stärke eines Firstbalkens fragt, wird er das kurze Zögern vor der Angabe der Zahl als Erinnerung

rungsarbeit interpretieren dürfen, aber vielleicht merkt er daran auch schon, daß sein Gegenüber grübelt, warum der Herr mit dem Photoapparat und den Knickerbockern das wissen will ... weil er „Hausforscher“ sei, wie er sich vorstellte, das kam noch nicht einmal bei Lembkes „Heiterem Berufe -Raten“ vor ... und an der Universität arbeite ... als ob die da nichts gescheiteres zu tun hätten ... Vielleicht ein Käufer, ein Makler, ein Eternitvertreter ... Also die Aussage „15 Zentimeter“ beantwortet zwar die Frage, aber durch sie wird weit mehr angestoßen, wird eine Beziehung zwischen den beiden, die sich so zufällig begegnen, hergestellt, diese aber - will ich Volkskundler sein - interessiere mich genauso wie das Balkenmaß. In vielen Fällen wird die Frage nicht nur eine solche Kettenreaktion im Gegenüber auslösen, sondern diese Überlegungen werden auf die Antwort selbst Konsequenzen haben - wenn ich mich nach dem Alter des Haus erkundige oder nach der ehemaligen Synagoge in Baisingen frage, ist es möglich, daß bestimmte Reflexionen über meine Person, mein Interesse, den Gesprächspartner nötigen, sein Wissen zu verleugnen. Diese Vorgänge zu entschlüsseln, das erst ist die hohe Kunst empirischer Kultur -Feldforschung.

Ich unterstelle nicht, daß unsere Gesprächspartner bei der Feldforschung Falschaussagen machen, sie sagen immer etwas Richtiges, das sie vielleicht vor dem Fremden schützt, sie sichert, ihnen Verantwortung abnimmt. Der Feldforscher muß nicht nur in seinem Interesse, sondern auch aus Respekt gegenüber seinem Gesprächspartner darüber nachdenken, was im andern jeweils vorgeht, wenn er von uns befragt wird. Die Unterstellung, daß in ihm nichts vorgeht, daß der andere „einfach so“ über oft schwierige Dinge - wie Krankheit, Politik, Heimatvertreibung, Hexerei - redet, ist eine Vereinfachung des Herstellungsprozesses von Sprache und bezeugt gleichzeitig eine Fehleinschätzung von Wissenschaft: Wenn 30 Prozent der bundesdeutschen Bevölkerung angeblich gewillt waren, bei einer gesetzlich verordneten Volksbefragung, bei der so harmlose Dinge wie die Zahl der Wohnräume und der Familienstand abgecheckt wurden, die Auskunft zu verweigern,¹ dann sollte man auch als Wissenschaftler nicht ohne weiteres annehmen, daß nun gerade unsere eigene Person und unser Metier den Leuten die Sicherheit bieten, daß wir mit ihren Geheimnissen verantwortungsvoll umgehen.

Wir sollten unseren Gesprächspartnern zutrauen, daß sie die spezifische Interviewform von einem Gespräch mit Freunden unterscheiden können, da es vom Interesse her nicht das gleiche ist. Der Interviewer plant immer über das Gespräch hinaus, für ihn ist das Gespräch nicht die Sache selbst, sondern trotz aller Nettigkeit und bei allem Verständnis *auch Material*. Es wäre denkbar, daß es das nicht mehr ist, aber dann würde der Wissenschaftler seine

1 „Verunsichert durch den Computer“, FAZ 10.3.83.

Rolle und seine Absicht, sich planvoll Erkenntnisse anzueignen, aufgeben. Das wäre das ‚going native‘ des qualitativen Interviews. Oft wird dieses absolute Interesse, das so tut, als rede man nur hier und jetzt, als interessiere ausschließlich das Gegenüber, das man die Grenzen verwischend sogar ein „Subjekt“ nennt, vorgetäuscht. Das macht sicher noch mißtrauischer als das wenigstens ehrliche Eingeständnis, daß der andere nur ein Informant ist, für den man sich als Quelle interessiert. Das ist ja nicht nichts, aber oft wenig genug, um eben mißtrauisch zu reagieren. Wir sollten dieses Mißtrauen als Ausdruck der Differenz zwischen Interview und Gespräch mit Freunden akzeptieren. Indem wir ehrlich damit umgehen lernen, ist es vielleicht auch eine Chance zum fundierten Kontrakt, zum Arbeitsbündnis gewissermaßen, das nicht auf falsches Vertrauen, sondern auf berechtigtes Mißtrauen setzt.

Im folgenden erzähle ich 10 Beispiele, die mir selber in den letzten Jahren passiert sind und die mir sehr langsam und Schritt für Schritt klar machten, daß es Gründe genug gibt, mir nicht immer und ungeschützt alles mitzuteilen, nur weil ich vom Ludwig-Uhland-Institut komme, einigermaßen seriös aussehe und ganz bestimmte Sachen wissen will.

1. Im Rahmen unserer Hausen-Studie² machten wir ziemlich am Anfang lange Interviews mit den Gemeinderäten, die es damals vor der Eingemeindung des Dorfes noch gab. Alle erzählten über ihre Arbeit und wie ernst sie ihren Auftrag als demokratisch gewählte Repräsentanten der Gemeinde nähmen, daß sie unabhängig seien und nur ihrem Gewissen verantwortlich, den Gemeinssinn im Kopf und den steten Nutzen der Gemeinde im Auge - gerade als würden sie das Grundgesetz und die württembergische Kommunalordnung dauernd unter dem Arm tragen. Einer von den Gemeinderäten war Friedrich. Er tat sich im Gespräch nicht besonders hervor, aber er hielt bei diesen Beschwörungen der kommunalen Ehrbarkeit mit. Dieser Friedrich wohnte in der gleichen Straße wie die Familie Ilien.^{2b}

Monate nach der Befragung lernten wir Friedrich über Iliens Vermittlung auch privat kennen und schließlich war unser Verhältnis so offen, daß ich den Mut hatte, den Fritz, so hieß er jetzt für uns, anzusprechen, warum er damals in dem Gemeinderatsinterview so ‚geflunkert‘ habe - und nicht gleich alles erzählt habe, was mittlerweile doch herausgekommen sei durch unsere vielfältigen Gespräche und Beobachtungen: die ganzen untergründigen Affären, Schiebung und Vorteilsnahmen, Rivalitäten zwischen den Verwandtschaften und Kämpfe speziell auf dem Feld der Baulandpolitik, diesem bevorzugten Kriegsschauplatz widerstrebender Interessengruppierungen. Die Antwort: „Ja, wenn ihr gleich gesagt hättet, der Albert (Ilien) schickt euch!“

2 Albert Ilien, Utz Jeggle: Leben auf dem Dorf. Wiesbaden 1978.

Das heißt, es gibt gewissermaßen einen Bürger, der Zuverlässigkeit garantiert, einen Code, der das Innere aufschließt. Für die Fremden gibt es zwar auch eine Wahrheit, aber die sieht anders aus. Sie ist vorzeigbar, stimmt mit den landesweiten Vorschriften und Vorstellungen überein. Das Bild, das man von den Aufgaben und Tugenden eines Gemeinderats entwirft, entspricht den gängigen Bildern eines anständigen Gemeinderats - so wie der Graf Lambsdorff ja auch dem Bild eines anständigen Wirtschaftsministers entsprach. Aber hier soll nichts vorverurteilt und im Fall Hausen überhaupt nichts verurteilt werden. Es gibt dort, so das Fazit, mindestens zwei Wahrheiten (es gibt noch mehr, wie wir später merken) die eine für die Außenstehenden, die andere gilt im Innern. Man ist als Feldforscher versucht, die innere für die „wahrere“ zu halten; aber warum eigentlich? Denn die andere ist zweifellos auch gültig, in ganz bestimmten Situationen, beispielsweise wenn Wissenschaftler nach ihr fragen.

2. Wir waren natürlich stolz, als wir von Fritz so umfassend in die Rätsel der Gemeinde Hausen eingeführt wurden. Er erzählte uns, daß der Bürgermeister mit seinem Stellvertreter völlig verkracht sei, und daß sie gewissermaßen die Oberhäupter zweier verfeindeter Lager seien - wir hatten sie bis dahin auf Grund ihres gleichen Nachnamens eher in eine gemeinsame Ecke rangiert -, und daß der eine den andern schon einmal „Satan“ genannt habe, und daß der andere dafür dem einen bei einem Vereinsfest eine runtergehauen habe. Das hatte uns zuvor niemand erzählt - aber warum eigentlich auch, fragte ich mich heute. So wie man gegen Leute Vorbehalte hat, die gleich beim ersten Gespräch einen mit ihren Ehekrise belästigen, so sollte man auch gegen Dorfkumpane, die nichts bei sich behalten können, eher skeptisch sein. Denn ein Dorf, in dem das Regelwerk noch einigermaßen funktioniert, wird nicht ohne Grund Geheimnisse aus dem Innern nach außen dringen lassen.

Heute ist es eher verwunderlich, warum Fritz uns wichtiger nahm als sein Dorf, und uns so viele Dinge verriet, die ihm außer Ärger - zumindest für uns sichtbar - nichts einbrachten. Ja, wir hatten ihm die Interviews mit den anderen Gemeinderäten gezeigt und damit auch etwas ausgeplaudert und gegen die gebotene Diskretion verstoßen, und Fritz hatte sicher den anderen bedeutet (und eben nicht gesagt, sondern bedeutet!), daß er ‚was weiß‘. Als Wissender hat er eine gewisse Macht über die anderen, die nicht wissen, was er weiß, aber er hat auch Macht über uns errungen, denn er hat die anderen wissen lassen, daß uns eben wirklich nicht zu trauen ist, weil wir es ihm erzählten. Über einen „etwas wissen“, bedeutet in Hausen Macht haben. Es funktioniert parallel zu der Kommunikationsform, die Jeanne Favret-Saada so eindrucksvoll bei der Hexerei im Hainland beschrieb.³

Als einer von unserer Gruppe abtrünnig wurde, weil er sich in ein hübsches Mädchen aus Hausen verliebt hatte, die er dann später auch heiratete, da wußte

plötzlich diese Familie, die mit Fritz verfeindet war, alles über uns, auch über die „Spitzeldienste“, die Fritz geleistet habe. Alben Ilie konnte die Gegner nur zum Schweigen bringen, indem er androhte, er wisse was über den einen Sohn der Familie, etwas, das so schwerwiegend war, daß ich es hier nicht notiere (was zeigt, daß ich mich bis heute dem Kontrakt mit jener Familie mehr verpflichtet fühle, als dem unbekanntem Leser) und daß er, Albert, das im Dorf rumschwätzen werde, wenn die Familie unsere Arbeit im Dorf weiterhin diffamiere. Das zeigt deutlich die Parallelität - wir empfanden als Diffamierung, was in den Augen eines Teil des Dorfes die Wahrheit über uns war, und Teile des Dorfes empfanden das, was wir über sie ‚herausbrachten‘ ebenfalls als diffamierend. Jedenfalls tat die Drohung Wirkung, die Familie stellte ihre Kampagne gegen uns ein.

Mit Fritz' Hilfe konnten wir jetzt den Diskurs im Gemeinderat in unsere Sprache übersetzen. So stritten die Räte beispielsweise über die Anliegerkosten von Grundstücken, ob diese nach Frontmetern des Grundstücks oder nach Grundstücksgröße zu bezahlen seien. Es war ein heißer Kampf mit lauter Argumenten, auf die wir zwar nie gekommen wären, die uns aber einleuchteten. Es wurden die Nachteile bei der Kehrwoche und beim Winterstreudienst aufgerechnet, die anderen gaben zu Protokoll, sie könnten nur auf eine Seite des Grundstücks die Garage bauen und das sei schon ein Nachteil und da könne man die Hinzufügung weiterer nur als Ungerechtigkeit bezeichnen, etc. Es wurden also wieder höhere Tugenden der abendländischen Kulturgeschichte bemüht, und der Streit spitzte sich zu einer Grundsatzdebatte über Recht und Unrecht zu. So verwirrend diese war, so klar war die Entscheidung, die uns dann allerdings erst Fritz analysierte. Das sei ganz einfach, die Hausbesitzer, die ein Eckgrundstück hätten, seien Befürworter der Flächenlösung, weil die andere für sie die ungünstigere sei und umgekehrt.

Als ich, wie dies gelegentlich einer von unserer Gruppe tat, in der Ortspresse über die gemeinderätliche Fehde kurz berichtete und es dabei gewagt hatte zu schreiben, „besonders tat sich in dieser Diskussion der Gemeinderat Huber hervor“, was unbestreitbar war und voll den Tatsachen entsprach, da hatte ich damit anscheinend angezeigt, daß wir den „Code“ geknackt hatten. Ich drohte in Herrn Hubers Augen mit meinem Wissen über ihn, das zumal bei Unterstützung durch die Presse gefährlich werden konnte. Herr Huber forderte deshalb den Bürgermeister auf, jede Zusammenarbeit mit uns einzustellen und „unserer Gruppe das Handwerk zu legen“. Der Bürgermeister erzählte mir am Telefon

3 Joanne Favret-Saada: Die Wörter, der Zauber, der Tod. Der Hexen glauben im Hainland von Westfrankreich. Frankfurt 1979. Dies.: Sur les implications de ‚être pris‘. In: Heide Nixdorf, Thomas Hauschild (Hg.): Europäische Ethnologie. Berlin 1982, S. 137/143.

von dieser Attacke, die Huber in einer nicht-öffentlichen Ratssitzung vorgetragen hatte und schlug vor, den Konflikt dadurch zu lösen, daß ich mich bei Huber „entschuldige“. Ich wußte zwar nicht wofür, aber ich tat es, indem ich vor der nächsten Sitzung für alle sichtbar zu Huber hinging und eingestand, daß das „blöd gelaufen“ sei und daß es nicht wieder vorkomme. Er meinte, damit sei die Sache „für ihn begraben“.

In meinen Überlegungen lief die Entscheidung idealtypisch rekonstruiert ungefähr so ab: ‚der Huber (der blöde Kerl) hat über den Gemeinderat Einfluß, er kann uns die Arbeit wirklich erschweren, ich sehe keine Möglichkeit den Kampf offen aufzunehmen, da ich weder die Waffen habe, noch weiß, wie er ausgeht, also unterwerfe ich mich lieber und warte, bis ich ihm einmal künftig spätestens jetzt, indem ich über ihn schreiben eine auswischen kann.‘ In seinem, Hubers Kopf lief es vermutlich so ab: ‚der Jeggler (der blöde Kerl) hockt da ständig in den Gemeinderatsitzungen rum und schnüffelt, er schreibt dann sogar noch im Anzeiger über Dinge, von denen er nichts versteht. Wenn wir da nicht aufpassen, verlieren wir die Dinge aus der Kontrolle. Der muß wissen, daß wir uns nicht alles gefallen lassen, also hetz ich die anderen Gemeinderäte gegen diese „sogenannte“ Studie typisch, daß die an der Universität für einen solchen Quatsch unsere Steuergelder verschwenden auf. Der Bürgermeister in seiner friedlichen Art wird dann dem neugierigen Kerl schon mitzuteilen wissen, was wir hier wollen und was nicht. Wenn er sich entschuldigt, dann hat er kapiert, daß wir hier auch nicht hinterm Mond leben und uns alles gefallen lassen. Dann wird er solche Diffamierungen in Zukunft unterlassen, sonst fliegt er raus hier, samt seiner Bagasch!‘

Obwohl ich nicht Gedanken lesen kann, bin ich ziemlich sicher, daß es in anderen Worten so ablief, Und Huber hatte ja auch richtig interpretiert. Ich wollte ihn mit dem Zeitungsbericht ärgern und mit dem Hinweis, daß er sich besonders dafür einsetzte, die Kluft zwischen politischer Moral und eigenen Interessen aufzudecken. Er hatte richtig reagiert - Vorsicht, die werfen wir raus, die wissen zuviel und sind Wissenschaftler -, ohne Bauplatz und ohne anderes Faustpfand als eben diese Studie. An der sind sie interessiert, wenn wir die bedrohen, zwingen wir sie in die Knie oder zumindest zum Waffenstillstand in der Form, daß sie ihr Wissen bei sich behalten. Auch dieser Kontrakt hat immerhin soviel Kraft, daß ich bis heute mich daran halte, indem ich beispielsweise Herrn Huber Huber nenne, obwohl er anders heißt.

In diesem Beispiel taucht immer wieder die Metaphorik des Streitens und Kämpfers auf, als sei das ganze wie ein gegenseitiges Auflauern abgelaufen. Ich vergesse nicht die vielen Apfelkuchen, den Most und die Schwarze Wurst, die wir sicher auch gelegentlich ohne Hintergedanken bekamen - aber haben wir sie denn je ohne Hintergedanken gegessen, gab es nicht immer auch jene andere

Dimension des „Rausbringen“-Wollens, dieses Interesse, Material zu sammeln und wenn nötig auch abzutrotzen oder herauszulocken. Und die Hausener dachten wohl ähnlich, der soll seine schwarze Wurst in Ruhe essen, aber nicht dauernd nach den Bürgermeisterwahlen fragen, wozu will er das überhaupt wissen und außerdem versteht er es nicht. Warum sollte ich ihm alles erzählen, was krieg ich dafür außer Ärger im Dorf?

Nicht-Verstanden-Werden und Ärger-Bekommen sind die ausschlaggebenden Gründe, um den Fremden sich nicht zu öffnen und um ihnen Widerstand zu leisten. Ein Geheimnis bedeutet ja nicht nur etwas verbergen, sondern es auch vor unstatthaftem Zugriff schützen, beispielsweise vor dem Steuereintreiber, der abgaben gierigen Obrigkeit und Herrschaft gegenüber. Von den Dogon wird berichtet, sie hätten ganze Kultsysteme für die Ethnologen erfunden, daß die gewissermaßen damit abgespeist würden, um einen beim eigentlichen Kult wenigstens in Ruhe zu lassen. Vielleicht hat auch Fritz Kulte erfunden, vielleicht hat sogar er uns eine falsche Wahrheit gezeigt, damit wir Hausen in Frieden lassen? Anders gesagt, es ist nicht mit letzter Sicherheit zu bestimmen, was ethnographische Rekonstruktion und was Konstruktion ist.

3. Dieses Beispiel berichtet von einem anderen, relativ klein dimensionierten Projekt, in dessen Rahmen wir ein Semester lang (WS 82/83) „erforschten“, was auf der dem Uhland-Institut benachbart liegenden Schloßbaustelle passierete. Jeder Student sollte wenigstens einen Tag lang einem Handwerker hinterhergehen und dabei aufzeichnen, was ihm und dem von ihm Verfolgten geschah, wie sie beide miteinander auskamen und wie der andere auf die Zumutung reagierte, daß ein Unbekannter einem so dicht auf den Fersen steht. Wir stellten uns vor, wie wir reagierten und waren uns einig, daß diese Methode - wie alle Beobachtungsformen - zu einer gewissen *Idealisierung* führen müßte. Der Verfolgte spielt gewissermaßen sein berufliches Ideal-Bild, so wie er gerne nach außen hin wirken möchte: er ist gut zu den Untergebenen, korrekt zu den Vorgesetzten, schimpft nicht über Ausländer und schafft wie ein Wilder.

Mein Opfer war der Kapo der Zimmerleute - auch das war klar, die Kapos machen gemeinsame Sache. Er durchkreuzte allerdings meine Methode, indem er mich zweimal an diesem Tag verabschiedete, obwohl wir vorher das ständige Zusammensein verabredet hatten. Einmal als er die Lohnzettel rausschrieb, da wollte er mich nicht dabei haben, das sei langweilig und — listig mich entwarfend: „Wie einer schreibt, das werden Sie doch schon einmal gesehen haben.“ Als er am Nachmittag zum Bauleiter des Universitätsbauamts ging, da meinte er, meine Anwesenheit würde stören. Also wieder eine solche Ecke, wo Wissenschaft nichts verloren hat, zumal es auch stimmte: ich hatte gestört. Das einzig Verwunderliche ist vielleicht, daß er den Termin nicht verlegt hatte, was zeigt,

wie wenig Bedeutung er dieser Beobachtung gab, es lohnte noch nicht einmal, sich für uns diese Mühe zu machen.

Einem Studenten passierte etwas seltsames: ich hatte mit einem Zimmermann verabredet, daß er einen Tag lang mitspielen müsse und daß ein Student namens Rüdiger hinter ihm her sei. Er lachte, das könne der ruhig, er habe schließlich nichts zu verbergen. Nicht nur durch Miß-, auch durch Ungeschick verwechselte dieser Rüdiger jedoch seinen Beobachtungszimmerer, er lief einen Tag lang dem Falschen nach - gewissermaßen. Gut der war auch Zimmerer, aber er redete nichts mit Rüdiger, zeigte ihm nichts, ließ ihn in der Vesperpause nicht neben sich sitzen, kurzum, Rüdiger war überzeugt, daß er den ekligsten Zimmermann von Südwürttemberg- Hohenzollern visitiert hatte. Bis sich herausstellte, daß der Falsche eben wie ein richtiger Zimmermann mit einem Wissenschaftler umgegangen war: abweisend und verschlossen.

Der verfehlte und etwas beleidigte „Richtige“ sagte dann bei einer gemeinsamen Nachbesprechung, als wir ihn fragten, was ihm denn so an uns aufgefallen sei - wie blöd die Studenten seien, daß sie noch nicht einmal zwei Leute auseinanderhalten könnten. Das zeigt, natürlich macht sich der Verfolgte vom Verfolger ein klares Bild, nur behält er es bei sich, aber es beeinflusst seine Handlung.⁴ Solche Feldforschung ist eine Intervention, auf die reagiert wird. Es ist oft schwer, richtig und falsch auseinanderzuhalten, denn weder der richtige noch der falsche Zimmermann haben richtig oder falsch reagiert, sondern sie haben auf die Zumutung des speziellen Settings zwei verschiedene Antworten gegeben.

4. Im Rahmen eines Seminars über Feldforschung machten wir ein Experiment: wir luden das „Feld“ ins Seminar, um zu schauen, wie eine solche Begegnung abläuft, wenn sie offenkundig extrem künstlich gestaltet wird. Zwei Studenten aus dem Seminar kannten eine Gruppe von Motorradfahrern und wir baten diese, an einem Freitag früh zu uns in die Seminarsitzung zu kommen. Wir hatten uns durch ein Referat und einige Zeitschriftenaufsätze inhaltlich vorbereitet. Die „Typen“ kamen in Leder und gaben sich sehr „cool“, erzählten von den „feelings“ bei 160 km/h auf der Autobahn, wie sie grüßen, mit ihren Bräuten umgehen etc., sie beantworteten alle unsere Fragen ziemlich differenziert, aber es wurde ganz eindeutig *der* Motorradfahrer präsentiert.

Wir baten die Paradafahrer nachher aufzuschreiben, was ihnen an sich und uns aufgefallen sei. In den Protokollen, die nicht zuvor vereinbart waren, war zu lesen, daß sie natürlich gemerkt hätten, wie scharf wir auf Geschichten vom Risiko und Unfällen, vom irrationalen und erotischen Moment gewesen seien

4 So werden ja auch die Antworten in standardisierten Interviews nachweisbar durch die Situation beeinflusst. Dazu eine Reihe von interessanten Beispielen und Überlegungen in Heiner Meulemann, Karl-Heinz Reuband: Soziale Realität im Interview. Frankfurt, New York 1984.

und daß sie die deshalb auch herausgelassen hatten. Die Motorradler hatten gleichzeitig unser Seminar genau beobachtet, daß nur ich als Seminarleiter Kaffee trank und nur ihnen, den Gästen, welchen angeboten hatte, daß die Frauen weniger gesagt hätten als die Männer (was stimmte, wie unser „Supervisions“-Protokoll zeigte), und daß es uns nicht so richtig ernst gewesen sei mit dem Thema - so hätte keiner gefragt, ob er mal mitfahren dürfe.

Also die andere Seite sieht auch. Das ist klar und sollte uns nicht übermäßig beängstigen, aber sie sieht auch, wo wir uns verstellen. Das sollte zu denken geben bei allen versteckten Arrangements, nicht nur im psychologischen Laboratorium, sondern auch, wenn der Feldforscher sich als social worker oder Doktor oder sonst wie was nützliches ausgibt, um seine unnütze Beobachtungstätigkeit mit dem Schleier der Utilitarität zu verhüllen⁵.

Die Gesprächspartner merken nicht nur mehr, als man denkt und vielleicht möchte, ihre Aussagen werden auch von diesen Erwartungen beeinflusst. Das beeinträchtigt Forschungsergebnisse nur dann, wenn man naiv glaubt, sie würden durch gegenseitige Emotionen nicht beeinflusst. Das von Devereux für die Ethnologie beanspruchte Konzept der Psychoanalyse von Übertragung und Gegenübertragung⁶ ist bei jeder Feldforschung unbedingt ernst zu nehmen. Wenn das Wissen um die Übertragung von Gefühlen einschätzbar ist, dann sind diese Vorgänge keine Störfaktoren mehr, sondern wichtige Mittel für den Prozeß des Erkennens.

5. Die *Verweigerung* eines Interviews oder eines Gesprächs ist eine eindeutige Situation. Da macht jemand offenkundig, ich mache nicht mit. Die Verweigerer gelten allerdings im sozialforscherischen Diskurs nicht viel. Der Dorfkundler Martin Egger beispielsweise berichtet, daß ihm in seinem Dorf fast alle geholfen hätten: „Nur in 4 der insgesamt 76 Haushaltungen wurde der Verfasser nicht zum Platznehmen aufgefordert. Hierbei handelte es sich vor allem um Leute, die einen geistig weitgehend abgestumpften Eindruck machten, mit niemand, den sie nicht gut kannten, etwas zu tun haben und jedenfalls ‚ihre Ruhe‘ haben wollten.“⁷

Um die Verweigerer in Schach und ihre Zahl möglichst gering zu halten, paktiert der Forscher deshalb auch häufig bewußt oder unbewußt mit der Obrigkeit, er nimmt die Amtshilfe des Pfarrers oder des Rathauses nicht nur für die Statistik und allgemeine Auskünfte in Anspruch, sondern auch als Firmenschild

7 Martin Egger: Einflüsse moderner Zivilisation im Dorfe. Dargestellt am Dorfe Hüttenthal im Odenwald. Bonn 1957, S. 195, Anm. 14.

8 Bernhard Oeschger: Zwischen Santiklaus und Martinsritt. Strukturen jahreszeitlicher Brauchphänomene in Endingen am Kaiserstuhl. Frankfurt-Bern 1981, S. 39.

7 Martin Egger: Einflüsse moderner Zivilisation im Dorfe. Dargestellt am Dorfe Hüttenthal im Odenwald. Bonn 1957, S. 195, Anm. 14.

und Entreebillet, um bei den Leuten leichter Zugang zu gewinnen. Bei einer Feldforschung, die Bernhard Oeschger in Endingen im Kaiserstuhl durchführte, zeigte es sich, daß nur 2 Prozent der Fragebogen zurückkamen. Da nahm er die Schule und deren Autorität als Verbündeten, um den Leuten den notwendigen Respekt einzuflößen und die ihnen suspekten Fragen zu beantworten. Durch diese Druckmittel kamen 22 Prozent der 1400 ausgeteilten Fragebögen zurück - „wengleich der Unmut, der schon wieder ‚belästigten‘ Bevölkerung manchem Hilfsteam mit Desinteresse oder sogar Androhung physischer Gewaltanwendung begegnete.“⁸ Das Nicht-Akzeptieren das Nicht-Mitmachen-Wollen wird als solche Aggression erlebt, daß man in Einzelfällen zurückschlagen möchte. Der Forscher merkt allerdings seine Aggressivität nur in seltenen Fällen, er glaubt, es steht ihm zu, den Verweigerer zu bekehren, zu überreden oder zu überzeugen und die geschlossenen Türen einzurennen.

Bei dem Projekt „Flüchtlingsschicksale“, das ich mit Studenten 1981/82 durchführte,⁹ wurde deutlich, daß diesen Verweigerungen themarelevante Ängste zu Grunde lagen, „darüber rede ich nicht“, oder „ihr arbeitet doch bloß dem Russen in die Hände“, viele Türen blieben ganz verschlossen. Es muß zu denken geben, daß die traumatische Situation von Flucht und Verfolgung in der Erinnerung auftaucht, wenn der Wissenschaftler an die Tür klopft. Ich bin ohne jede Einschränkung ein Gegner von Überrumpelungsaktionen, und lehne den Einsatz sozialer Überlegenheit ab. Aber ich vermute, die ‚strukturelle Gewalt‘ in der Situation Forscher Gesprächspartner ist in der Regel so groß, daß über die freiwillige Bereitschaft zur Kooperation mit Sozialwissenschaftlern einige Illusionen bestehen. Gerade bei unseren Flüchtlingsgesprächen nahmen wir den Geleitschutz von Pfarrern zu Hilfe, sie kennen unser Institut, können falsche Bedenken zerstreuen und die Leute davon überzeugen, daß „ihnen kein Fuß ausgerissen wird“, wie es einer hilfreich formulierte.

Aber als der alte Mann dann von seinem Oberschlesien erzählte und vor uns erwachsenen fremden Leuten plötzlich weinen mußte, da war uns klar, warum er sich schützen und nicht reden wollte, weil ihm eben doch etwas entrissen wurde. Er hatte das vorausgesehen und er hätte es für uns nicht getan, aber er tat es eben dem Herrn Pfarrer zuliebe. So wäre zumindest zu überlegen, ob die empirische Sozial- und Kulturwissenschaft diese Weigerungen nicht ernst nehmen sollte und den Leuten zubilligen, daß sie selber wissen, was zu reden ihnen gut tut und was nicht.

S Bernhard Oeschger: Zwischen Santiklaus und Martinsritt. Strukturen jahreszeitlicher Brauchphänomene in Endingen am Kaiserstuhl. Frankfurt-Bern 1981, S. 39.

9 Eine kleine Skizze des Projekts erschien im Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde, 1983, S. 325-334. (Utz Jeggle: Flüchtlings Schicksale. Bericht von einem Projektseminar.)

Als eine Studentin des Uhland-Instituts mit einer Magisterarbeit über die Ehegattinnen von Professoren in Tübingen begann, da waren die Betreuer plötzlich über ihren Frageleitplan besorgt, man klopfte jede Frage dreimal ab, verwarf manche, weil sie „unmöglich“ sei, und wir hatten insgesamt alle ein ungutes Gefühl, weil jetzt einmal diese unmöglichen Fragen auf das eigene Fell rückten, und wir das unseres gleichen nicht zumuten wollten, was wir bei andern oft ohne Bedenken tun.

6. Aber Verweigerung ist ja nicht der Normalfall, dafür haben wir zuviel Autorität oder haben die Gesprächspartner zu viel Angst vor uns. Eines Tages besuchten wir in einem Dorf, das wir nach Hausen untersuchten, und das ich hier Weiler nennen möchte, nach Voranmeldung den Totengräber.¹⁰ Das war meine Idee, auf die ich stolz war, ich dachte an Hamlet und die Möglichkeit, daß so nahe am täglichen Sterben auch Überlegungen über den Sinn des Lebens reifen. Es war ein sehr einseitiges Gespräch, der Totengräber und die drei Interviewer saßen am Tisch, hinter mir, der ich ihm gegenüber saß, stand die Frau von ihm, und die Fragen prallten an ihm ab wie an einer Wand. Er gab nur über die Realien Auskunft: wieviele Tote er jährlich beerdigt, dann sagte er die Zahl; wie er die Gräber aushebt, da nannte er das Gerät, aber alles, das epische Fabulieren erfordert und Nachdenken über die Todeszone ermöglicht hätte, ging in einem ständigen „des weiß ich au net“ unter, allenfalls noch mit einer absichern den Koda in Richtung seiner Frau versehen - „odr woisch du des?“

Ich will nicht behaupten, er hatte keine Lust, denn es kam später heraus, daß die Familie des Totengräbers kurz vor unserem Besuch in einer Klatschaffäre sich so sehr den Mund verbrannt hatte, daß sie sich im Gemeindeblatt dafür entschuldigen mußte, und daß die beiden wohl deshalb wie versteinert da saßen. Aber es wäre zumindest zu überlegen, ob der Totengräber vielleicht wirklich noch nie über den Sinn des Lebens nachgedacht hat, oder ob er es nicht äußern kann oder will, daß Sprechen für ihn und in seinem anderen kulturellen Kontext etwas ganz anderes bedeutet als in unseren redseligen Wissenschaften, die nur mit den Worten rechnen. Vielleicht bedeutet für ihn ein Blick in den Himmel oder die Erde in der Hand mehr als die in einer langen Predigt beschworene Vergänglichkeit. Jedenfalls hat Sprechen eine je verschiedene Bedeutung.

7. Dem Sich-Dumm-Stellen gesellt sich noch eine andere Form hinzu, die gleichfalls den Blick in die Karten verhindern soll: *das Gescheitstellen*. Da ist der Flüchtling, der eine Stunde über die Besiedlungspolitik der Maria Theresia redet und nur 5 Minuten über sein eigenes Schicksal sprechen kann, da sind die Weiler, die uns alles - mit Jahrzahl - über die Glocken und die Kirche erzählen,

10 Diese Geschichte wurde bereits veröffentlicht. ‚Geheimnisse der Feldforschung‘. In: Nixdorf, Hauschild (wie Anm. 3), S. 192.

aber überaus mißtrauisch reagieren, wenn wir uns für ihren Alltag interessieren. Das sei nicht wichtig, aber er wisse noch einige alte Sagen. So wie den Unibluff, so gibt es sicher auch im Feld die Situation, in der einer redet und redet, nur um nichts zu sagen. Der Schwätzer, der außer Worten nichts herausläßt, ist sicher raffinierter als der Schweiger, erfüllt er doch akustisch seine Pflicht und ist von daher auch nicht angreifbar. Im Schwäbischen ist er allerdings relativ selten, da sprudelt wenig und das Lakonische gehört eher zur mentalen Grundausstattung.

8. Gibt es Lügen im Feld und was lehren sie uns? Ein Gesprächspartner sagt etwas Unrichtiges, obwohl er es besser weiß - ist das eine *Lüge*? Nicht jede Lebenswelt kennt so klare Grenzen zwischen richtig und falsch wie uns dies die bürgerliche Moral abverlangt. Ich habe oben von Hausen berichtet und hoffentlich glaubhaft gemacht, daß es dort mindestens zwei Wahrheiten gibt, die nebeneinander Platz haben, und daß es keine Lüge ist, wenn man einen Bauplatz will und einem Fremden sagt, man kämpfe für die Gerechtigkeit. Im Innern von Hausen gibt es keine Lüge, denn jedermann weiß, daß der Kämpfer für die Gerechtigkeit einen Bauplatz will und daß dies nur eine semantische Variante ist, die Sprachform für außen und den Gemeinderat.

Jedenfalls ist mit der moralischen Entrüstung gegen die Lüge Vorsicht geboten; denn es gilt in der Ethnographie wie in der Pädagogik die Faustregel: keiner lügt ohne Grund, und wenn ich den Grund kennen lerne für die Lüge, bin ich näher am Boden der Wahrheit, als wenn mir einer banale richtige Dinge erzählt. So erfahren wir in der Falschaussage zwar nicht die Wirklichkeit, aber dafür die erwünschte Realität, wie sie sein sollte, wenn sie die Worte allein gestalten könnten. Also wenn man bei der Feldforschung herausbringt, wann wie gelogen wird, kann man sich so glücklich schätzen wie der Grenzbeamte, dem der gefälschte Paß ja auch lieber ist als der normale, denn nur die Fälschung rechtfertigt sein Tun und letztendlich seinen ganzen Beruf. Also der „belogene“ Forscher erfährt sehr viel darüber, wie der Informant die Welt haben möchte, ja wie er sie sich speziell für den Forscher zurecht denkt. So gesehen wäre die Lüge ja auch eine Schutzmaßnahme, damit niemand, weder der Frager noch der Befragte Anstoß nehmen, ja vielleicht eine Art Kompromißbildung aus Wirklichkeit und dem, was man dem neugierigen Eindringling zumuten möchte, was er gewissermaßen verstehen könnte.

So wäre das Leugnen ein ähnlicher *Abwehrmechanismus* wie das Verschweigen oder das Vorbei-Schwätzen, der Versuch des alltäglichen Lebens Daten zu schützen, über deren Verwertung man sich nicht sicher ist. Hinter den Aussagen stecken anscheinend Geheimnisse, die geschützt werden sollen, und die verschiedenen Formen des Widerstands haben uns auf die Fährte geführt, daß in der Kulturforschung stets damit zu rechnen ist, daß eine Gruppe - und als Kulturforscher untersuchen wir ja auch, wenn wir uns mit einzelnen beschäftigen, stets

Gruppen - nicht möchte, daß alles über sie nach außen dringt. Das halte ich für normal, vielleicht sogar, wenn nicht für ein anthropologisches Bestimmungsmoment, so doch für jedermann wünschenswert, daß einer oder zwei oder drei auch ihre Geheimnisse haben.

Es wäre vielleicht zu lernen, daß es Geheimnisse gibt, die auch der Wissenschaftler respektieren soll, will er sich nicht zum Assistenten des Kriminalkommissars degradieren lassen. Diese Art von Datenschutz ist sicher akzeptabel für vielfältige Bereiche der Alltagsforschung, die ja häufig nur eine anspruchsvolle Spielart des Voyeurismus ist. Aber so wie es die Grenze gibt, die der Voyeur nicht ungestraft überschreiten sollte, so gibt es umgekehrt durchaus einen Anspruch der Wissenschaft, Dinge, die als Geheimnis gelten, doch zur Sprache zu bringen. Die Grenzziehung wäre nicht so schwierig, wenn die Grenze zwischen privat und öffentlich wirklich immer die privaten Interessen respektieren und die öffentlichen vertreten würde, aber die ständige Verwischung der Grenze, indem das Sexualleben des Stars öffentlich wird und die Arbeitsbedingungen in der Fabrik privat bleiben, läßt eine einhellige Separation nicht zu und stellt den Wissenschaftler häufig vor die Frage, selbst zu entscheiden, ob es im öffentlichen Interesse ist, private Schicksale nachzuzeichnen, oder ob er nur veröffentlicht, was niemand außer den Betroffenen etwas angeht. Der Kriminalkommissar hat es da leichter als der Wissenschaftler, der keine Täter verfolgt, sondern die Möglichkeiten von Lebensformen untersucht.

Wie schwer es oft ist, diese Grenze privat/öffentlich im richtigen Moment zu akzeptieren und im richtigen Moment zu verletzen, erfahren wir bei unserer Untersuchung in Weiler. Dort gab es nach der Befreiung durch die Franzosen vom Faschismus, die in Weiler als ‚Zusammenbruch‘ erlebt wurde, eine sogenannte ‚*Polenschlacht*‘ die Fremdarbeiter aus der Gegend, so ist es auch in der zuständigen Kreisbeschreibung nachzulesen, hatten sich zusammengedrängt und in Weiler einiges Eßbares organisiert und wohl auch die Bewohner des Orts belästigt, so daß diese sich gleichfalls organisierten und bei jener besagten Schlacht, den Polen noch einmal das Fürchten vor den Deutschen lehrten, das sie schon vier Jahre lang erlernt hatten. Die Fremdarbeiter wandten sich an die Franzosen, die ja die neuen Herren im Lande waren, und die schickten ein Kommando ins Dorf, das 14 Geiseln erschießen sollte. Nur das Flehen des Orts Pfarrers bewog den Kommandanten der Franzosen, von seiner Absicht zu lassen und die schon ausgewählten Opfer zu begnadigen.

Das ist der öffentliche Teil der Geschichte, so ist er gedruckt, so wird er erzählt. Die Weilemer sind die Opfer, zuerst von den angriffslustigen und räuberischen Polen, dann von dem Erschießungskommando der Franzosen. Nur durch Glück, beziehungsweise die Bemühungen des Pfarrers werden sie gerettet. Damit nimmt die Geschichte ein glückliches Ende. Sie scheint abgeschlossen.

Nach außen, im öffentlichen. Bei unserer Arbeit in Weiler hörten wir folgendes, das die Sache nach vorne und hinten entscheidend verlängerte und ihre Moral veränderte. Eine angesehene Bauersfrau, bei der ein Pole in Stellung war, sei von diesem angeblich unsittlich belästigt worden, andere sagten, sie hätte was von ihm gewollt, jedenfalls stand ihr guter Ruf auf dem Spiel. Sie tat, was früher auch Bauersfrauen aus angesehener Familie gemacht hätten, sie zeigte den fremden Knecht an, um sich zu rehabilitieren. Früher hätte er vielleicht eine Strafe von einem Gulden bekommen, jetzt ging die Anzeige an die Gestapo weiter, die kam, verurteilte den jungen Mann zum Tod und erhängte ihn an der Friedhofsmauer von Weiler vor den Augen aller zusammengerufenen Fremdarbeiter aus der Gegend, um ihnen zu zeigen, was in Deutschland verboten und was möglich war.

Diese Geschichte wurde uns zuerst außerhalb von Weiler erzählt, als wir dann „gute Gewährleute“ darauf ansprachen, zeigte sich, daß die Frau zur Zeit unserer Untersuchung noch im Dorf lebte, daß sie im Dorf die „Polenhenkere“ genannt wurde und daß ihr Sohn, der bei der Polizei ist, um für Ordnung zu sorgen, keine Frau bekommen habe. Der Name der Frau wurde nicht genannt - „das tut doch nichts zur Sache“ - und die Frau habe für ihre Tat „hundertfach gebüßt.“ Das klingt nach billigem Muster von Entschuldung - was die KZ-Wächter auf ihren Haciendas in Südamerika nicht alles durchmachen mußten, etc. Aber in der Tat ist das Dorf hier strenger, es vergibt nicht, es hält die Tat im Übernamen fest und straft über ein Leben hinaus. Ein Frevel wurde begangen und der hat klare Konsequenzen. Dazu gehört aber auch, daß die Täterin nach außen mit allen Mitteln zu schützen ist. Das geht niemand etwas an.

Wir sehen, daß es zwischen privat und öffentlich plötzlich Zwischenbereiche gibt, in der dorfförmlich etwas bestraft wird, das einer weiteren Öffentlichkeit verschlossen bleiben soll. Das dörfliche Rechtsempfinden von Weiler unterläuft den bürgerlichen Rechtsstaat, aber es ist zugleich sensibler und kritischer als dieser. Es entläßt jemand nicht aus der Verantwortung für eine Tat, auch wenn der Täter die Konsequenzen nicht kannte. Freilich will ich jetzt keiner Überschätzung des gesunden Volksempfindens das Wort reden, ich weiß genau, daß vielleicht die gleichen, die diese Tat verfolgten, auch jene rachedürstigen Polen zusammenschlugen.

Die Auseinandersetzungen in Weiler sind so irritierend, weil sie in einem Fokus die deutsche Geschichte des Umgangs mit den NS - Verbrechen widerspiegeln: die Möglichkeit einzelne stellvertretend zu bestrafen ersetzt die Fähigkeit zu kollektiver Reue. Dennoch gestehe ich, daß, obwohl die Lokaljustiz mich im Fall der Polenhenker in ihrer Archaik schaudern macht, ich sie dennoch als „gerecht“ empfinde. Meine Empfindungen sind auf der Seite der Polen, sie sind für mich jedenfalls die Opfer. Solche Identifizierungen mit

bestimmten Gruppen finden im Forschungsprozeß häufig statt, gleichwohl sind sie häufig für den Forscher verborgen.

10. Die schwierige Problematik dieser Identifizierungen möchte ich im letzten Bei spiel andeuten. Zusammen mit einem Freund machte ich im Sommer 1983 eine kleine Feldforschung in Griechenland, um solche Fremdarbeiter aufzusuchen und zu interviewen. Dieser Freund hatte Jahre in Thessaloniki gelebt und Beziehungen zu Arbeitern geknüpft, die in Kavalla wohnten und während der Nazi-Zeit in der Hütte Laucherthal bei Sigmaringen als Zwangsarbeiter verpflichtet waren. Mein Interesse für die Untersuchung war sicher auch ein Resultat aus den Erfahrungen von Weiler, gewissermaßen eine wissenschaftliche Form der Wiedergutmachung, wenn man sich als Historiker schon real nicht mehr vor die Opfer stellen kann, so will man es wenigstens im wissenschaftlichen Diskurs.

Dies war mir freilich nicht klar, als ich im September 83 für 14 Tage nach Griechenland fuhr, um mit knapp 10 der ehemaligen Arbeiter zu sprechen, die - auch das hatte ich falsch eingeschätzt - natürlich außer einigen Kommandos, Flüchen und Bezeichnungen von Eßwaren kein Wort deutsch konnten. Ich war also auf Übersetzungshilfe angewiesen. In der ersten Woche half mein Freund, der Deutscher ist; zwischen uns und den Interviewten waren spürbare Sympathien, wir konnten uns sehr gut in ihre Lage einfühlen, gingen mit ihnen von Kavalla ins kalte Deutschland, wo sie froren, hungerten und hart arbeiten mußten. Die Gegner waren einige deutsche Meister, die die Arbeiter schlugen, die Helden waren die Griechen, die ihren Aufpassern gelegentlich ein Schnippchen schlugen, um einigermaßen ungeschoren über die Runden zu kommen.

In der zweiten Woche hatte mein Freund keine Zeit und es half mir eine Bekannte, die in Aachen Soziologie studiert hatte, aber Griechin und in einer linken Partei engagiert ist. Gleich beim ersten Interview hatte ich ein neues und eigenartiges Gefühl. Ich hatte den Eindruck, als könnte Frau G. den Gesprächspartner nicht leiden und als würde sie versuchen, mich aus der Kommunikation hinauszudrängen, indem sie nur immer kurze pauschale Zusammenfassungen übersetzte. Dieser Eindruck verstärkte sich im weiteren Verlauf des Tags. Abends aßen wir zusammen und ich brachte meine Irritation zur Sprache, daß ich mich abgekoppelt fühle und irgendwie spüre, daß sie unsere Interviewpartner nicht möge. Letzteres bestritt sie, aber sie versprach am kommenden Tag mehr und genauer zu übersetzen und auch meine Zwischenfragen in das Interview einzubringen. Es änderte sich jedoch kaum etwas, ich wurde zwar in regelmäßiger Folge über den Verlauf der Gespräche unterrichtet, aber etwas stand zwischen uns und zwischen ihr und den griechischen Arbeitern. Hatte ich mit meinem Freund das Gefühl, er verbinde mich mit jenen - nicht nur sprachlich - so hatte ich nun ein gegenläufiges, als ob Frau G. mich von ihnen trenne und ihre Leben in Laucherthal sich von mir immer mehr entfernten.

Ich verstand es nicht und war am Abend müde und konfus. Wieder beim Abendessen klagte ich, daß irgendetwas nicht stimme und ich hätte den Eindruck, daß sie unsere Informanten schnippisch und herablassend behandle. Das war nun ihr zuviel, Frau G. wurde wütend, da könne sie nichts dafür, wenn ich nicht bemerke, was das für Leute seien, die noch 1943 nach Deutschland mehr oder weniger freiwillig gegangen wären, um in der faschistischen Kriegsproduktion mitzurüsten, um die Völker Europas nach Stalingrad noch weiterhin zu unterdrücken. Ich setzte meine These vom Zwangsarbeiter entgegen und was sie alles unter den deutschen Meistern zu erdulden gehabt, was für armselige Lebensbedingungen die Existenz im Lager gezeichnet hätten und daß ihnen keine Alternative geblieben wäre.

Frau G. lachte verbittert und erzählte mir die Geschichte ihres Onkels, des Bruders ihrer Mutter, der ein großer Partisanenführer gewesen sei und der gegen diese Waffen gekämpft habe, die seine Landsleute vielleicht auch in Lauchenthal hergestellt hätten. Dieser Onkel wurde im Bürgerkrieg von den Rechten unter schrecklichen Umständen umgebracht. Diese griechischen Arbeiter seien nur ihrer patriotischen Pflicht aus dem Weg gegangen, anstatt Partisanen zu werden und das eigene Leben für die Freiheit aufs Spiel zu setzen, seien sie in die deutsche Kriegswirtschaft gewissermaßen geflohen. In ihren Augen seien sie Gegner — und so fügte ich für mich hinzu - in ihrem Herzen sind sie mitschuldig am Tod ihres Onkels.

Die nächsten beiden Tage waren schrecklich, ich wollte ihr beweisen, daß meine These richtig sei - und sie mir das Gegenteil. Bei jedem Interview wies ich auf die Zwänge hin, die das Leben dieser Leute notwendig nach Lauchenthal führten (so wie das ‚Schicksal der Geschichte‘ die Deutschen, speziell meinen Vater, ‚notwendig‘ in die Weite der Sowjetunion geführt hatte) und sie replizierte, indem sie mir zeigte, wo eine andere Reaktion möglich gewesen sei, wo Wahlmöglichkeiten bestanden (so wie ihr Onkel nicht den Weg nach Deutschland, sondern zu den Partisanen gewählt hatte).

Ich war hin- und hergerissen, einerseits die Alt-Loyalität zu den armen Griechen, die unter dem Joch der Nazi-Wirtschaft schufteten mußten, andererseits die Neu-Interpretation dieses Arbeitsverhältnisses als Kollaboration. Die Opfer, die unser Mitleid gehabt hatten, erwiesen sich aus einem anderen, nachvollziehbaren Blickwinkel als Handlanger - die kurzsichtig, ja vielleicht blindlings, aber dennoch nicht wirkungslos den Nazi-Krieg verlängern halfen. Plötzlich wird aus jemandem, der sich entrüstet über mangelnde Ernährung, schlechte gesundheitliche Versorgung und miserable Bezahlung ein mißtrauischer Verfolger, der speziell an den Motivationen für die Meldung zur Arbeit bohrt und wissen will, ob der Weg des Onkels überhaupt allen möglich war und warum ihn so wenige begangen haben.

Mein Interesse verschob sich, ich war versucht, den Konflikt zwischen Partisanen und Fremdarbeitern mehr zu betonen als den anfänglich gesuchten zwischen Griechen und Deutschen. Meine Ausgangs-Identifikation, die mir auch eine gewisse Sicherheit für die Arbeit beschert hatte, kam ins Wanken und die folgenden Tage in Kavalla fühlte ich mich schlecht, orientierungslos, lustlos und wütend auf Frau G. Wahrscheinlich kriegte sie auch mit, daß in solcher gereizter Stimmung schlecht arbeiten ist, jedenfalls hatte sie einen methodischen Vorschlag, der die Entscheidung bringen sollte: sie verabredete einen Besuch bei der Partisanenorganisation ihrer Partei, dort wollten wir fragen, was diese alten Partisanen uns über die Fremdarbeiter, den Zwangscharakter ihrer Arbeit und alternative Entscheidungsmöglichkeiten erzählen würden. Es war gewissermaßen die Berufungsinstanz, gegen die es keine Revision geben würde, und wir waren beide dementsprechend aufgeregt, denn es ging, das wurde mir später klar, auch um die Legitimität der Entscheidungen des Onkels, der im Bürgerkrieg umgebracht und des Vaters, der in der Sowjetunion gefallen war.

Wir kamen in das Büro, in dem uns drei Herren erwarteten, die uns lange und genau aus ihrem Leben erzählten und die es verstanden, den Zwiespalt, der sich zwischen Frau G. und mir aufgetan hatte, zu schließen. Nicht in Form eines Kompromisses, aber gerade weil sie kompromißlos gelebt und gegen den Faschismus gekämpft hatten, konnten sie uns beiden vermitteln, daß jene Fremdarbeiter keine Verräter waren, sondern daß im Jahr 1943 äußerlich noch nicht die Möglichkeit bestand, von Kavalla aus zu den Partisanen zu stoßen und daß man die von der bulgarischen Besatzung inszenierte Hungerpolitik (die Bulgaren hatten als Verbündete Hitlers Nordgriechenland geschenkt bekommen) von heute her nicht unterschätzen dürfe. Sie traf speziell die Armen und die weitgehend arbeitslosen Tabakarbeiter, die um ihre Familien über Wasser zu halten und vor dem Verhungern zu schützen, den bitteren Weg nach Deutschland gingen. Keiner tat das freiwillig, sondern alle gehorchten der Not der Umstände und der Angehörigen. Es war nicht nur die Information, die hatten wir auch schon vorher gehabt, es war das Zeugnis der Partisanen; sie garantierten, daß auch andere Lebenswege zulässig und verantwortungsvoll ablaufen konnten. So war einer der drei selbst vor seiner Kampfzeit als Fremdarbeiter in Wien gewesen, und er erzählte von jener Zeit so ziemlich das gleiche, wie es unsere Lauchenthaler Arbeiter getan hatten,

Frau G. und ich waren nicht nur erleichtert, sondern wir hatten auch jeder etwas gelernt - über die Situation, über den anderen und uns selbst. Solche Identifikationen in der Feldforschung sind meines Erachtens unumgänglich, sie können jedoch je nach Standpunkt und eigener Lebenserfahrung sehr verschieden sein. Es ist sehr nützlich, sie von Experten, in diesem Fall den Partisanen, die uns an biographischem Erlebnisreichtum weit überlegen waren, kontrollieren zu

auch für die Erkenntnis der kulturellen und subkulturellen Spezifik, daß solche radikalen Felderfahrungsformen gängiger werden als sie es sind. b) Die Kontrolle der Subjektivität

Eine solche Zunahme der Feldforschungspraxis, die sich auf die Intuition und die vollsinnliche Erfahrungsfähigkeit des forschenden Subjekts verlassen müßte¹⁵ (und dürfte), wäre genötigt neue Kontrollformen in den wissenschaftlichen Erkenntnisprozeß einzubinden. Die Anforderungen der traditionellen empirischen Sozialforschung, wiederholbar, quantifizierbar, meßbar, wären weder einlösbar noch sinnvoll, gleichwohl bleibt die Forderung nach intersubjektiver Überprüfbarkeit; gerade wer die Abenteuerfähigkeit des Subjekts schätzt, muß sich vor der Abenteuerlichkeit des Subjekts zu schützen wissen. Auch wenn der schizoide Forscher, der stets Spaltungen eruierte, eine Sage sein sollte,¹⁶ so kann diese doch vor blindem Vertrauen in die Fähigkeit des Subjekts warnen.

Die Überprüfbarkeit ist im Feld nicht durch eine Normierung der Werkzeuge möglich, denn diese würde die Vielfalt des Feldes, die Offenheit der Fragen und die Fähigkeit für Überraschungen einschränken, statt dessen ist eine detaillierte Beschreibung der Werkzeuge und des Umgangs mit ihnen notwendig, damit die Forschergemeinschaft und die an den Ergebnissen interessierte Öffentlichkeit den Ablauf des Forschungsprozesses nachvollziehen und dadurch prüfen kann. Da aber das Subjekt selbst, seine Sinne und seine Intuition, wichtige Werkzeuge der Feldforschung sind, ist es unumgänglich, daß dieses Subjekt selbst sich verstärkt thematisiert und kontrolliert. Bestimmte Formen der Supervision der Forschung und der Selbsterfahrung insgesamt werden bei einer Intensivierung der Feldforschung als volkscundlicher Erkundungsmethode unvermeidlich sein. Das macht zusätzliche Angst, der Forscher fürchtet sich nicht mehr nur vor seinem Feld, sondern auch vor seinem Publikum, dem er plötzlich unverhüllt und ohne die Rückversicherung des Apparats und der Meßinstrumente begegnen wird. Es gilt im wissenschaftlichen Diskurs als ungenau und dreist, allzuviel von sich zu reden. Auch das scheint eine Technik der Verschiebung: das erkennende Subjekt verbirgt sich hinter den Methoden oder dem erkannten und durchschaute Gegenüber. In diesem Zusammenhang macht das Geschichtenerzählen, also wissenschaftlich formuliert, die Narration, einen guten Sinn: sie bietet durch ihre gestaltete Form den notwendigen Schutz, um den eigenen Anteil an der Entstehung der Erkenntnisse eingestehen zu können und zugleich gibt sie die eigenen Akte des Erkennens der Kritik frei.

15 Gerhard von Kutzschenbach: *Feldforschung als subjektiver Prozeß*. Berlin 1983. Sigrid Paul: *Begegnungen. Zur Geschichte persönlicher Dokumente in Ethnologie, Soziologie und Psychologie*. 2 Bde. Henschäftlarn 1979.

16 Dazu A.N.J. den Hollander: *Soziale Beschreibung als Problem*. In: *Kölner Zs für Soz. und Sozpsych.* 1965, S.201-233. Dort finden sich etliche Beispiele für solche Projektionen.

Wolfgang Alber

Feldforschung als Textproduktion?

Rollenhandeln zwischen sozialwissenschaftlichem Erkenntnisanspruch und alltäglichen Bedürfniskonzepten¹

Perspektivenwechsel in der Sozialforschung

„Die Angst des Forschers vor dem Feld“² - eine Formel, mit der immer häufiger empirische Gehversuche universitärer Forscher in Richtung alltägliche Lebenswelt kokett etikettiert werden. Schritte in die Welt von „Probanden“, die dann im Sinne eines „weichen“ Zugangs als „Forschungsobjekte“ apostrophiert werden, die aber zumeist weiterhin Forschungsobjekte geblieben sind.³

In den Sozialwissenschaften hat sich in den letzten Jahren ein *Perspektivenwechsel* vollzogen: von der empiristischen Fleißarbeit über die Kritik am positivistischen Objektivitätsanspruch hin zum Versuch, die „Geheimnisse des Feldes“ und die in Kommunikationsprozessen zwischen Forschern und erforschten Individuen erhobene Wirklichkeit zu reflektieren. Konnte Emile Durkheim noch als Grundregel postulieren: „Die soziologischen Tatbestände wie Dinge zu betrachten“⁴ oder Peter Berger mit seiner Formel: „Die Wirklichkeit ist für die

1 Überarbeitete Fassung eines Vortrags, der am 9. 12.1983 in Osnabrück beim Symposium „Sprache als methodisches Problem beim Zugang zu sozialen bzw. historischen Daten“ gehalten wurde.

2 Vgl. Rolf Lindner: *Die Angst des Forschers vor dem Feld. Überlegungen zur teilnehmenden Beobachtung als Interaktionsprozeß*, In: *Zeitschrift für Volkskunde* 77 (1981), S. 51—66. Lindner gibt einen Überblick über die amerikanische und europäische Literatur, wobei er für die kommunikative Einbindung des Forschers, aber auch für die Reflexion sozialer Beziehungen im Forschungsprozeß plädiert.

3 Obwohl die Sensibilität für qualitative Sozialforschung auch in der Volkskunde gewachsen ist, scheint sie sich in der Praxis bislang nur als Postulat niederzuschlagen. Darauf läßt die eigenartige Diskrepanz zwischen theoretischem Anspruch und realer Empirie schließen, die für einige Beiträge dieses für die Volkskunde wohl repräsentativen Sammelbandes kennzeichnend ist: Rolf Wilhelm Brednich u. a. (Hg.): *Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Autobiographische Materialien in der volkscundlichen Forschung*. Freiburg i.Br. 1982.

4 Emile Durkheim: *Die Regeln der soziologischen Methode*. 3.Aufl., Neuwied und Berlin 1970, S. 115.

Soziologie eine Sache der Definition"¹ eben diese Wirklichkeit auf Distanz zu sozialwissenschaftlichen Erkenntnisprozessen bringen, so wird heute immer stärker Feldforschung als Prozeß des Fremdverstehens in der Perspektivität des Alltagsdenkens interpretiert, das Forscher und untersuchte Individuen, Gruppen, Klassen und Schichten gleichermaßen involviert.⁶

Ich will nur kurz auf zwei Stränge eingehen, die hierzulande den Primat der „Subjektivität der Forschungssituation“ theoretisch begründet haben. Für den einen steht exemplarisch Hartmut Berger.⁷ Die von ihm vorgetragene Kritik an der Umsetzung Wissenschafts - theoretischer Leitideen in empirische Untersuchungstechniken ist beispielhaft für einen ideologiekritischen, marxistisch - orientierten Ansatz, der radikal mit konventionell - standardisierter Forschung abrechnet und nach dem „wechselseitigen Legitimationszusammenhang“ von Theorie, Methode und politischer Funktion der Sozialwissenschaften fragt. Von ihm herkommend und unterstützt durch die Rezeption zahlreicher Arbeiten im *Umkreis des „interpretativen Paradigmas“* (symbolischer Interaktionismus, Ethnomethodologie, phänomenologisch und hermeneutisch begründete „verstehende“ Soziologie)⁸ sind in Deutschland heute eine Reihe metatheoretischer und forschungspraktischer Ansätze zu einer qualitativen Sozialforschung zu verzeichnen.⁹

5 Peter L. Berger: *Einladung zur Soziologie. Eine humanistische Perspektive*. München 1971, S.96.

6 Eine Sichtweise, die zumindest bei einigen soziologischen Klassikern vorhanden war. So fragt William I. Thomas, auf den sich Berger (wie Anm. 5) beruft, in seinem bekannten Theorem von der Definition einer Situation („If men define situations as real, they are real in their consequences“) auch nach tatsächlichen Konsequenzen einer Verhaltenssituation. Die freilich ist dann mehr als nur eine Frage der Definition - sie schließt Forscher und Erforschte als Rollenhandelnde einer je spezifischen Realität mit ein. Vgl. William I. Thomas: *The Child in America*. New York 1958, S. 584.

7 Hartwig Berger; *Untersuchungsmethode und soziale Wirklichkeit. Eine Kritik an Interview und Einstellungsmessung in der Sozialforschung*. Frankfurt/ M. 1974.

8 Hier kann nur auf einige Sammelbände verwiesen werden: Walter L. Bühl (Hg.): *Verstehende Soziologie. Grundzüge und Entwicklungstendenzen*. München 1972; Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit*. 2 Bde., Reinbek bei Hamburg 1973; Elmar Weingarten, Fritz Sack und Tim Schenkein (Hg.): *Ethnomethodologie. Beiträge zu einer Soziologie des Alltagshandelns*. Frankfurt/M. 1976.

9 Auch hier müssen Hinweise auf Arbeiten mit Überblickscharakter genügen: Christel Hopf und Elmar Weingarten (Hg.): *Qualitative Sozialforschung*. Stuttgart 1979; Hans Georg Soeffner (Hg.): *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*. Stuttgart 1979; Christa Hoffmann-Riem: *Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie. Der Datengewinn*. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie (KZfSS)* 32 (1980), S.339-72; Manfred Küchler: *Qualitative Sozialforschung. Modetrend oder Neuanfang?* In: *KZfSS* 32 (1980), S.373-86; Gerhard Kleining: *Umriss zu einer Methodologie qualitativer Sozialforschung*. In: *KZfSS* 34 (1982), S.224-53; Andreas Witzel: *Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Überblicke und Alternativen*. Frankfurt/M., New York 1982.

Der zweite Strang eines neuverstandenen Feldforschungskonzeptes dürfte aus dem Boom ethnologischer Theorie und Methodologie sowie ethnographischer Praxis herrühren.¹⁰ Hier ist bereits im Selbstanspruch *die Methode des „Fremdverstehens“* angelegt: Die Beschreibung und Analyse kultureller und sozialer Lebensbedingungen und Lebensweisen bestimmter Ethnien. Systematische Beobachtung und Darstellung des Feldes werden dabei - mehr oder weniger - als prozeßhaftes Handeln verstanden: der Feldforscher als Akteur in einem Positiongefüge mit bestimmten Rollenerwartungen.“

Im folgenden möchte ich *Erfahrungen in Interviewsituationen* beschreiben, die ich im Rahmen des Forschungsprojekts „Heilkultur und Krebs“ gemacht habe.“ Ich kann an dieser Stelle nicht ausführlich auf die Vorteile des von uns gewählten Weges qualitativer Erhebungen eingehen.¹¹ Ich will zudem das Instrument des „offenen“ Interviews,¹⁴ das wir als eine modifizierte Form zwischen themenzentriertem und narrativem Interview (unter Zuhilfenahme eines Frageleitfadens und ergänzt durch Beobachtungskommentare) verwendet haben, nicht als neuen „Königsweg“ zur sozialen Wirklichkeit thematisieren. Der wesentliche Vorteil qualitativer Forschung scheint mir in einem explorativen, alltagsnahen Vorgehen zu liegen, in dem die klassische Trennung zwischen Theoriebildung, Datensammlung sowie Analyse und Interpretation tendenziell aufgehoben

10 Dabei handelt es sich in Teilen sicher um einen intellektuellen Modetrend, dessen zivilisationskritischer Hintergrund häufig in der Projektion der ‚Fremde‘ und ‚Wildheit‘ als dem verdrängten und besseren Part eines kapitalistisch zugerichteten Selbstver-schwimmt. Auf den Zusammenhang von soziokulturellen Krisen und der sozialpolitischen und sozialhygienischen Funktion qualitativer Forschung hat hingewiesen: Klaus F. Geiger: *Probleme des biografischen Interviews*. In: Rolf Wilhelm Brednich u.a. (wie Anm. 3), S. 154–181.

11 Vgl. Gerhard v. Kutzschenbach: *Feldforschung als subjektiver Prozeß. Ein handlungstheoretischer Beitrag zu einer Analyse und Systematisierung*. Berlin 1982. Für den volkskundlichen Bereich: Utz Jeggle: *Lokale Geschichte und Erinnerung*. In: *Tübinger Korrespondenzblatt* 22 (1981), S.7-12; ders.: *Geheimnisse der Feldforschung*. In: Heide Nixdorff und Thomas Hauschild (Hg.): *Europäische Ethnologie. Theorie- und Methodendiskussion aus ethnologischer und volkskundlicher Sicht*. Berlin 1982, S. 187-203; ders.: *Probleme mit Feldforschung*. In: *Tübinger Korrespondenzblatt* 24 (1983), S.1-2.

12 Dieses Projekt stand unter der Leitung von Hermann Bausinger und wurde von 1983 - 1983 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziert. Wissenschaftliche Mitarbeiter waren Jutta Dornheim und Wolfgang Alber.

13 Vgl. dazu den Beitrag von Jutta Dornheim in diesem Hand.

14 Vgl. Christel Hopf: *Die Pseudo-Exploration. Überlegungen zur Technik qualitativer Interviews in der Sozialforschung*. In: *Zeitschrift für Soziologie* 7 (1978), S. 97-115; Martin Kohli: *„Offenes“ und „geschlossenes“ Interview: Neue Argumente zu einer alten Kontroverse*. In: *Soziale Welt* 29 (1978), S. 1-25.

wird¹⁵ (in diesem Zusammenhang ist daran zu erinnern, daß Alltagstechniken wie Dialog oder Beobachtung das Reservoir wesentlicher sozialwissenschaftlicher Methoden bilden).

Für mich sind aber durchaus Mischformen quantitativ-qualitativ denkbar, sofern sie dazu beitragen, starre Verfahren zu vermeiden und statt dessen Theorie und Methode in eine fruchtbare Wechselbeziehung zum Untersuchungsfeld bringen.¹⁶ Der sozialwissenschaftliche Arbeitsprozeß sollte so gesehen immer auch ein Stück Befreiung forschenden Denkvermögens beinhalten: nämlich Daten nicht als Teil perfekter werdender methodologischer Selbstentlastung im Sinne von Repräsentativität, Reliabilität oder Validität zu betrachten, sondern vor allem als Problemstellung, an der sich auch die Frage nach dem „wissenschaftlichen Fortschritt“ unter bestimmten sozialen Bedingungen stellt – und damit auch die Frage nach der gesellschaftlichen Funktion von Wissenschaft.

Subjektivität und intersubjektive Überprüfbarkeit

Ich will hier nur einige meiner Reaktionen im Verlauf unserer Erhebungen nachvollziehen und mich ansatzweise auch in die Situation meiner Gesprächspartner und ihrer leider allzu realen Probleme hineindenken. Daß die soziale Beziehung zwischen den Interaktionspartnern im Feld die Nahtstelle empirischer Forschung darstellt, klingt banal. Gleichwohl dürfte es kaum ein Thema in der Sozialforschung geben, das mit ähnlicher Intensität Methodendiskussionen bestimmt.

Wie Anleitungen zur Vermeidung wissenschaftlicher „Kunstfehler“ lesen sich die Handbücher zur Technik der Befragung:¹⁷ Dort wird die Dyade Interviewer-interviewter auf sämtliche Fallstricke hin ausgelotet. Unter Kapiteln wie

15 Vgl. Barney G. Glase and Anselm L. Strauss: *The Discovery of Grounded Theory: Strategies for Qualitative Research*. Chicago 1967. Die Autoren sprechen von „Theorie als Prozeß“, insofern Hypothesengenerierung und Verifikation erster, durch Felderkundung gewonnener Ergebnisse Hand in Hand gehen.

16 Bereits Erwin K. Scheuch hat darauf hingewiesen, daß eine methodologisch absolut gesetzte „Repräsentativität“ häufig von wichtigen sozialen Strukturmerkmalen abstrahiere. Vgl. Erwin K. Scheuch: *Auswählverfahren in der Sozialforschung*. In: René König (Hg.): *Handbuch der empirischen Sozialforschung*. Bd.3a: *Grundlegende Methoden und Techniken der empirischen Sozialforschung*. Zweiter Teil. 3. Aufl., Stuttgart 1974, S. 1-96; S. 11f

17 Vgl. zum Beispiel: Jürgen van Koolwijk und Maria Wieken-Mayer (Hg.): *Techniken der empirischen Sozialforschung*. 4. Bd. *Erhebungsmethoden: Die Befragung*. München 1974.

„Der Interviewer als Forschungsinstrument“ finden sich Aussagen über den Einfluß sozialer, kultureller, persönlicher oder ökonomischer Merkmale auf das Interview, die Wirkung von Einstellungen und Erwartungen sowie Strategien zur Ausschaltung von Fehlerquoten. Gleiches gilt für die Sicht vom Befragten als Teil der „Untersuchungsanordnung“. Da werden Schwierigkeiten der Sample-Rekrutierung, der Selektivität von Populationen, Aspekte der Verweigerung, der Falsch- und Nichtbeantwortung von Fragen oder von „Fehlreaktionen“ ebenso diskutiert, wie Probleme sprachlicher Kommunikation oder die Interpretation von Antwortstilen.

Ein Regelwerk, neben dem sich die eh schon komplizierten Vorschriften unserer Straßenverkehrsordnung wie eine Lesebibel für Erstklässler ausnehmen. Und wie im Straßenverkehr scheint auch der prosaische Alltag sozialwissenschaftlicher Feldforschung nur deshalb zu funktionieren, weil sich selten jemand an solche Vorschriften hält beziehungsweise im Falle der Abweichung immer plausible Entschuldigungsgründe nennen kann.

Und in der Tat kann das ja auch nicht Sinn wissenschaftlichen Erkenntnisfortschrittes und intersubjektiver Überprüfbarkeit von Ergebnissen sein. Man muß nicht unbedingt Paul Feyerabend's radikal-ironisches Postulat „anything goes“¹⁸ teilen, um wenigstens in Ansätzen die Beschränktheit sozialwissenschaftlicher Hypothesenentwürfe und Falsifikationsstrategien im Hinblick auf die soziale Realität zu sehen. Da wird häufig nicht viel mehr als anspruchsvolle, „präzise“ Analyse an die Stelle von Primärerfahrung gesetzt, die zur Alltagspraxis von jedermann gehört und als enormer Bestand an detailliertem Wissen über Personen und Sachen von den Menschen im täglichen Leben ganz selbstverständlich genutzt wird. Und spöttisch könnte man fragen: Liegt der Unterschied von Wissenschaft zu der von ihr als „Alltagsbornierung“ zum Forschungsgegenstand erhobenen Wirklichkeit vielleicht nur darin, daß sie die über ihre Methoden gewonnene abstrahierte Sekundärerfahrung an die Stelle evidenter Primärerfahrung setzt? Ist „Wahrheit“ im Sinne wissenschaftlichen Erkenntnisanspruches schon durch die Herauslösung und Systematisierung von sozialen Konzepten und Identitäten aus Alltagskontexten gewonnen?¹⁹

Bei meinen Interviews war ich sehr schnell mit meiner überaus zwiespältigen Rolle konfrontiert. Ich fand mich anfangs durch eigene Betroffenheit – mein Vater starb kurz zuvor an Krebs – und durch die theoretisch erarbeitete Auffassung von der uns alle angehenden Todesdrohung „Krebs“ hinreichend für die Untersuchungen motiviert. Zudem glaubten wir, unsere Erfahrungen durch

18 Paul Feyerabend: *Wider den Methodenzwang. Skizzen einer anarchistischen Erkenntnistheorie*. Frankfurt/M. 1975.

19 Vgl. Charles Wright Mills: *Kritik der soziologischen Denkweise*. Darmstadt und Neuwied 1973, S. 89-117.

gemeinsame Gespräche oder durch Gespräche mit anderen zwar nicht therapeutisch, aber doch so weit bearbeiten zu können, daß wir emotionale Probleme mindestens erkennen und einschätzen lernten. Weiter schien uns das Wissen um die existenzielle Dimension der Krankheit Krebs eine sinnvolle Basis, die über den selbsttäuschenden Relevanzanspruch oder die Exotik mancher sozialwissenschaftlichen Fragestellungen hinaus eine Teilhabe an den Problemen anderer und ein Kennen- und Verstehenlernen des Phänomens Krankheit in dieser Gesellschaft ermöglichte.

Sehr bald mußte ich dann feststellen, daß es zwar eine kulturelle Gemeinsamkeit im Wissen um die Bedrohtheit durch schwere Krankheit gibt, daß aber Erkrankte und mitbetroffene Angehörige spezifische Erfahrungen haben, die ich nicht teilen konnte. Die vorgeblich gemeinsame Alltagsperspektive entpuppte sich schnell als mein Forschungshorizont, in dem ich mich - so war häufig meine Rollenprojektion und wohl auch die Sicht meiner Gesprächspartner - wie ein lästiger Voyeur bewegte. Daß ich versuchte, ihre Sprache zu sprechen (nicht unbedingt Dialekt, aber eben auch keine abgehobene Wissenschaftssprache), daß ich Anteilnahme erkennen ließ, machte die Sache häufig nur noch schlimmer. Ich spürte, wie Rollenverhalten auf beiden Seiten durch die *Antizipation erwartbarer Reaktionen* mitbestimmt wurde und oft eine Verständigung auf ein gemeinsames Anliegen blockiert.

Da saß ich, in den Augen meiner Interviewpartner ein junger Mann, dem die Erfahrung des Krieges, der Not, des beruflichen Ausgebranntseins und dann auch dieser Krankheit fehlte und versuchte, eine Verständigungsebene zu lindern, die es in der Form des Lehrbuches nie gehen konnte. Dazu waren unsere Erhebungen viel zu wenig idealtypisch angelegt - sie waren schlicht *realistisch*.

Das Feld als Interaktionsebene

Bereits die Phase der „Samplerekrutierung“ verlief nicht so, wie es Methodenführer vorsehen. Wir versuchten zunächst, über die Karteien einer Allgemeinen Ortskrankenkasse Zugang zum „Feld“ zu finden. Nach langwierigen Verhandlungen scheiterte dieses Unterfangen an *Datenschutzbedenken*. Auch wenn sie in diesem Fall wohl als willkommener Ablehnungsgrund vorgeschoben waren (wir hatten allen Gesprächspartnern Anonymität und Kontaktaufnahme erst nach Einwilligung zugesagt), Sozialwissenschaft muß heute (Gott sei Dank) mit erhöhter Sensibilität bei ihrem Unterfangen rechnen; im Verlauf unserer Erhebungen durften wir noch häufiger erleben, daß das Feld „zurückschlägt“. Ein von uns in den Amtsblättern zweier Gemeinden veröffentlichter Aufruf zur „Mitarbeit“, sprich Interview, blieb ebenfalls erfolglos. Zwar meldeten sich

einige Ärzte, die sich für die Untersuchungen interessierten und uns versprachen, Patienten zur Teilnahme zu motivieren, aber letztlich scheiterte unser (vielleicht naiv aussehender, aber forschungsethnisch begründeter) Ansatz, im „freien Feld“ der dörflichen Lebenswelt den Hauptteil unserer Stichprobe zu ziehen.

Einige Kranke, betroffene Angehörige und „Gesunde“ konnten wir später durch die Unterstützung von Selbsthilfegruppen oder privaten Gewährsleuten doch noch gewinnen. Aber für den größten Teil unserer Stichprobe an erkrankten Personen beschriften wir den gängigsten Weg sozialwissenschaftlicher Erhebungen: Wir begaben uns auf den „langen Marsch durch die Institutionen“, der uns nach einigen vergeblichen Anfragen (dabei waren wiederum Datenschutzgründe oder dann auch Medizinerdünkel gegenüber Sozialwissenschaftlern im Spiel) mit der Tübinger Strahlenklinik das notwendige Untersuchungsfeld bescherte.²⁰

Ein Feld, das einem in der Tat Angst machen kann - ob sie realer oder neurotischer Natur ist, will ich vorerst dahingestellt sein lassen. Ein grauer, langgestreckter Betonbau, zumeist Sechsbett-Zimmer. Vor dem Haus (unser Erhebungen fanden bei drückender Sommerhitze statt) saßen Patienten mit Kopf- und Halsverbänden, Kanülen in der Nase, auf der Bank am Eingang. Krankenwagen oder Taxis lieferten ständig neue Behandlungsbedürftige an. Auf den Gängen vor den Bestrahlungs- oder Tomographieräumen apathisch auf ihre Therapie wartende Menschen, dazu weinende Kinder auf fahrbaren Krankenbetten. Eine Atmosphäre, die ich sofort als deprimierend wahrnahm und die mir bald schon den Schritt Hunderte von Metern vor der Klinik schleppend werden ließ. Ich tröstete mich dann im Voraus mit dem Gedanken, daß in spätestens zwei Stunden alles „vorbei“ sei: und mich der Sommertag lebend zurückhaben werde.

Vom Standpunkt der reinen Methodenlehre aus gesehen waren das natürlich alles andere als günstige Voraussetzungen. Und daß ich mir solche Gedanken nicht gleich wieder schnurstracks verbot, muß wohl mindestens als Störvariable erschwerend angerechnet werden. Andere „Verzerrungen“ traten hinzu: Die Stichprobe kam dadurch zustande, daß wir den Ärzten ein Schreiben zur Verteilung an die Patienten mitgaben, in dem wir um freiwillige Mitarbeit baten. Inwieweit dabei ärztliche Autorität eine nicht ganz so freiwillige Freiwilligkeit bewirkte, weiß ich nicht; die Erfolgsquote von fast 50 Prozent bewegt sich noch in gängigen Relationen. Die Interviews selber fanden im Aufenthalts- und im Schwesternzimmer auf zwei Stationen statt. Da zumindest der Aufenthaltsraum von außen einsehbar - und jederzeit betretbar war (er diente zugleich als Fernseh- und Raucherzimmer), kann von einem ungestörten Gesprächsverlauf in den

²⁰ Weiter wurden Arne, Pflegepersonal, Sozialarbeiter und Pfarrer aus dem Klinikbereich befragt.

fragwürdig erscheinen ließ. Was sollte ich auch diesem Gesprächspartner mit Lungenkrebs und Metastasen im Kopf entgegen, der mich ironisch auf die Frage nach dem Tod mit dem Umkehrschluß konfrontierte: „Wenn Sie morgen gegen einen Baum fahren, sind Sie auch tot.“ Oder jenem Patienten mit einem Tumor in der Lunge, der meine Fragebatterie schein einfach dadurch unterlief, daß er mir sein Schicksal als Gradmesser des Verstehens -Könnens vor Augen hielt: „Das können Sie erst begreifen, wenn Sie einmal all das mitgemacht haben, was ich mitgemacht habe: Krieg, Gefangenschaft, die Not nach 1945.“ Und schließlich diesem Mann, dem die Ärzte bei der Narkose die Stimmbänder durch einen Kunstfehler offensichtlich so sehr verletzt hatten, daß er kaum mehr sprechen konnte: „Darüber sollten Sie schreiben, das ist viel wichtiger.“ Im Nachhinein frage ich mich, ob aus dieser und der Sicht vieler anderer Interviewter dann auch jenes spöttische Bonmot, das in Krebsforscherkreisen gehandelt wird, nicht den fragwürdigen Kern vieler wissenschaftlicher Unternehmungen getroffen hätte: Daß nämlich heute mehr Leute vom Krebs leben (Forscher, Mediziner, Bürokraten und andere), als letztlich daran sterben.²²

Sie werden einwenden, daß solche Erfahrungen überspitzt und aus Frustrationserlebnissen heraus wahrgenommen seien, daß sich subjektive Angst und wissenschaftliche Rationalität keineswegs ausschließen. Ja, daß im Sinne von Georges Devereux²³ solche Konfusionen zwischen den Kommunikationspartnern nicht als Störungen eliminiert, sondern im Gegenteil als elementare Daten zur Objektivierung des Geschehens fruchtbar gemacht werden sollten: durch Miterfassung und kontrollierte Reflexion von Kontext und Selbstbefinden.

Für mich bleibt auch dieses Argument zunächst unbefriedigend. So würde ich heute, nach Abschluß der Erhebungen, Momente der wissenschaftlichen Selbsttäuschung darin sehen, zu glauben, daß durch eine gelungene Beziehungsebene an „objektivere“ Daten zu kommen sei. Die Statusungleichheit zwischen Interviewer und Befragtem bleibt. Die Wurzeln des Interviews in den Denkkategorien „common sense“,²⁴ gründen gleichermaßen in der positiven wie negativen Basis des Alltagslebens. Sie ermöglichen das *Interview als Prozeß des Zugesellens der Eigen- zur Fremderfahrung* oder umgekehrt, aber zugleich kollidieren dabei auch wissenschaftliche und alltägliche Rollen. Als Interviewer blieb ich in der Doppelrolle des Zuhörenden und Beurteilenden, der zudem die Situation zu kontrollieren versuchte. Der Prozeß „sozialer Interaktion“, wie ihn die Wissen-

schaft ebenso euphemistisch wie nichtssagend beschreibt, war zwar vom erzählenden oder berichtenden Partner graduell beeinflussbar, indem er szenische Momente gestaltete oder die Auswahl der Inhalte traf, aber meist setzten sich die Denkkategorien und Vorgaben des Interviewers durch. Das mag mit forschungspraktischen Gründen (Abhaken des Leitfadens, Zeitbegrenzung u.ä.) begründbar sein, letztlich ist dieses Gefälle ein *Ausdruck sozialer Machtverhältnisse*: Beginnend mit der Asymmetrie der Befragungssituation bis hin zu Problemen des Sprachverstehens und Herrschaftsmomenten im Sprachgebrauch²⁵ ist das Interview geprägt von kulturellen Standards, sozialen Hierarchien und der Selbstbezogenheit wissenschaftlicher Kategorien. Sie bilden weit stärkere Faktoren der Verzerrung als situative Muster.

An der durch das Interview repräsentierten spezifischen Interaktion ist auch das gewonnene Material und dessen Aussagewert zu messen. Ein erster Schritt ist dabei die *Sichtbarmachung der Kontextbedingungen*, unter denen das Interview stattfand. Die Beurteilung sprachlicher Äußerungen ist nur daraus erschließbar; diese „Indexikalität“ bedingt, daß die Kommunikationssituation jeder Strukturanalyse inhärent sein muß. Dazu gehört die Beurteilung vorgängiger Bedeutungs- und Relevanzstrukturen bei beiden Gesprächspartnern und auch die Relativierung des gewonnenen Wissens selbst. Soziale Interaktion muß nicht „Realität“, sie kann auch situative „Erscheinung“ sein.²⁶ Eine Erkenntnis, die zwar nicht die „Objektivität“ von Aussagen bestreitet, aber die Variationsbreite des Verstehens, der angemessenen „Übersetzung“ von Daten in einem genau zu bestimmenden Aktions- und Interessenfeld problematisiert.

Ein letzter Einwand zur Interpretationsbedürftigkeit sprachlicher Äußerungen betrifft die *Kluft zwischen Sprache und der in ihr zum Ausdruck kommenden Handlungsintentionen*. Die „Generalisierung des Konzeptes der Sinnfindung vom Fall des Textes auf den Fall der Handlung“²⁷ ist meines Erachtens nicht schon dadurch gerechtfertigt, daß in der Argumentation über den Sinn einer Handlung Distanz zu dahinterstehenden Bewußtseinsinhalten auftritt und diese in der konkreten Dialektik des Probedhandelns am Möglichen gemessen werden. Verbalisierung ist wohl weniger ein Zugang zur Handlung selbst, als zu handlungsleitenden Kognitionen. Die Schwierigkeit, tatsächliches Handeln aus verbalen Handlungsabsichten herzuleiten, kennen wir aus unseren eigenen Verhaltensweisen in Alltagssituationen. Meinungen schwanken, sind von der Person gegenüber, von momentanen Gefühlen und vielerlei situativen Faktoren abhängig.

22 Vgl. Hans Halter (Hg.): *Vorsicht Arzt. Krise der modernen Medizin*. Hamburg 1981, S.95.

23 Georges Devereux: *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften*. Frankfurt/M., Berlin, Wien 1976.

24 Aaron V. Cicourel: *Methode und Messung in der Soziologie*. Frankfurt/M. 1970, S. 118f.

25 Vgl. Hartwig Berger (wie Anm. 7), S. 31-98.

26 Vgl. Erving Goffman: *The Presentation of Self in Everyday Life*. Garden City, New York 1959, S.249.

27 Vgl. Paul Ricoeur: *Der Text als Modell: hermeneutische Verstehen*. In: Walter L. Bühl (wie Anm. 8), S.252-283; S.269.

Subjektive Orientierungen sind selten konsistent, geschweige denn kongruent. Freilich schafft der kognitive Prozess des Vergleichens und Bewertens vorhandener Erfahrungen mit neugestellten Aufgaben einstellungsmäßige Typologien, die als Fundus für aktives Handeln zur Verfügung stehen. Solch rückkoppelnde Informationsverarbeitung entlang sozialer, kultureller und biographischer Patterns ist freilich nicht, wie manche Kognitionspsychologen glauben, durch die Analyse „interner“ Prozesse allein zu bestimmen, sondern bedarf der zusätzlichen Rekonstruktion „externer“ Realitäten. Der Text indiziert Perspektiven, in denen sich der Horizont des individuell Erlebten und des gesellschaftlich Möglichen als Basis des Denkens und Handelns überlagern, ergänzen, bedingen. Die Inhaltsanalyse des Textes muß daher erweitert, zusätzlicher objektiver Sinngehalt aus lebensgeschichtlichen Motiven und gesellschaftlichen Strukturprägungen geschürft werden.

Auch die nicht-expliziten, gleichwohl validen Inhalte des Kommunikationsprozesses, die zunächst weniger einer bewußt-wissenschaftlichen Analyse, als der unbewußt-wissenden Verständigung zwischen den Partnern zugänglich sind, zeigen die Notwendigkeit, alltagsweltliche Wahrnehmungs- und Dialogstrategien stärker in das Repertoire sozialwissenschaftlicher Forschung zu integrieren - sie sind dann freilich auch systematisch zu kontrollieren. Mir wurde in Interviews sehr oft die Brechung zwischen der Intention des Sprechens und dem verbalen Gehalt des Gesprochenen klar: Mimik, Gestik und paralinguistische Äußerungen sprechen sprichwörtlich „Bände“; in der wissenschaftlichen Notation fehlt dieser Textpart aber zumeist. Die gängige textliche Objektivation ermöglicht so zwar eine rationale „erklärende“, selten aber „verstehende“ Interpretation. Um den schriftlichen oder durch Tonaufzeichnung fixierten Text als zeitbestimmtes Ereignis, als „Diskurs“ zu rekonstruieren, ist die Rekapitulation der sinnhaften Handlungsorientierung notwendig - exakte Protokolle über Kontext und nonverbale Gesprächsinhalte sind ein erster Schritt.

Dazu gehört weiter, nicht nur kognitionspsychologisch-formalisierte, sondern ganz konkrete, alltäglich-bedinftbedingte innerpsychische Vorgänge als Voraussetzungen äußeren Verhaltens zu sehen. Zum Beispiel: das In-Beziehung-Setzen krankheitsbedingter Faktoren (Schmerzen, Trauer, Rückzug etc.) zu Aussagegehalten. Oder das Erkennen szenischer Selbstdarstellung als Ausdruck eines Arrangements zwischen bewußtem und unbewußtem Verhalten.

Wissenschaftliche Aufklärung und sozialer Grenznutzen

Ein letzter Aspekt meiner Überlegungen betrifft die seltsam schiefe Ebene zwischen Erhebung, Verarbeitung und Rückkoppelung von Wissen. Das Interview

hilft dem Befragten zur Erinnerung, Formulierung Mitteilung und vielleicht auch zur Bewußtwerdung von Lebensgeschichte und der sie bestimmenden Faktoren. Der Interviewer produziert den Text gemeinsam mit den Interviewten; ihm muß mindestens die Problematik und partielle Lösungsbedürftigkeit aufgewählter und aufwühlender Inhalte bewußt sein.

Analyse und Interpretation sind aus wissenschaftsimmanenten, mit „sachlicher“ Notwendigkeit gerechtfertigten Gründen meist von diesem Produktionsprozeß abgetrennt. Forderungen, den Interviewten oder andere „Laien“ in diese Arbeit miteinzubeziehen, wurden zwar oft erhoben (Aktionsforschung etc.), bislang aber selten eingelöst (am ehesten noch bei biographischen Rekonstruktionen der „Oral History“). Der Prozeß der Vermittlung und Rezeption schließlich trägt den Strukturbedingungen gesellschaftlicher Arbeitsteilung auf seine Weise Rechnung: eine Rückübermittlung der Ergebnisse an die „Forschungssubjekte“ ist entweder nicht intendiert oder findet nicht statt;²⁸ der Hinweis auf die „Wertfreiheit“ oder aber den Transfer von Wissen über soziale Institutionen klingt wenig überzeugend.

Während meiner Interviews hatte ich manchmal das Schuldbewußtsein, daß ein Feld zurückblieb, in dem vielerlei induziert, Vorurteile selten abgebaut, aber mühsam aufgebaute Balance gestört wurde, die aus wissenschaftlicher Sicht vielleicht „irrationale“ Züge trug, aus den alltäglichen Bedürfnissen der Betroffenen heraus aber durchaus zweckmäßig war. Da gab es verstörte Interviewpartner, deren Gesprächsbereitschaft geweckt wurde, die ich dann aber in dem Gefühl zurückließ, daß dies erst der Anfang möglicher Dialoge sei und ich weitergehende Erwartungen abschnitt. Da ließ sich ein Patient extra für unser Gespräch eine hohe Dosis schmerzlindernder Medikamente geben; die Bedeutung, die er der Begegnung zumaß, rührte und erschreckte mich zugleich.

Oder das Pflegepersonal, das sich von den die Forschungen initiiierenden Wissenschaftlern und Ärzten teilweise übergeben, nicht selten in der alltäglichen, belastenden Arbeit gestört fühlte. Wir nahmen zwar seine Unterstützung in Anspruch, hatten aber versäumt, es von Anfang an am Fundus der „scientific Community“ teilhaben zu lassen. Anfängerfehler oder *Symptom wissenschaftlicher Selbstbezogenheit*?

Sie werden nach den Konsequenzen fragen, die ich aus solchen Erfahrungen ziehe. Für mich ist damit keine generelle Absage an empirische Arbeit in problembeladenen gesellschaftlichen Feldern verbunden, eher ein Stück weit der

28 Unser Hirschungsprojekt hatte dieses Ziel ausdrücklich. Es ist zumindest ermutigend, daß wir immer wieder von Selbsthilfegruppen und Personen des medizinischen sozialen Dienstes auf Ergebnisse und argumentative Unterstützung hin angesprochen wurden.

Versuch, subjektivitätsorientierte Sozialforschung anders zu bestimmen.²⁹ Die Sozialwissenschaften haben in den letzten Jahren dieses vielbeschworene Subjekt immer stärker in den Mittelpunkt ihres Selbstverständnisses und ihrer Untersuchungen gerückt: Nicht mehr nur strukturelle Momente sozialen Interagierens, sondern auch die „Innenperspektive“ von Kulturen, Subkulturen, sozialen Bewegungen, Individuen und Gruppen stehen auf dem Forschungsprogramm. Die Aufzeichnung und Interpretation von Bewußtsein- und Motivationsinhalten, Kommunikationsstilen, Symbolbedürfnissen und Deutungsmustern hat neue *Horizonte des Fremdverstehens in nerhalb der eigenen Binnenkultur* eröffnet.

Sind durch die Reflexion aufs Subjekt und die Subjektivität nun neue emanzipatorische Kräfte freigesetzt worden, die eben jenen Subjekten zugute kommen? Oder ist sie nur etikettenschwindlerisches Vehikel im Kreisverkehr wissenschaftlicher Moden? Michael Foucault stellt solche, sich „humanistisch“ gebenden und von der Macht aufklärerischer Überzeugungskraft ausgehenden Ansätze rigoros in einen politischen Senkel: „... der Humanismus besteht darin, das ideologische System verändern zu wollen, ohne an die Institution zu rühren“.³⁰ Oder geht es gar nicht mehr um gesellschaftliche Veränderung, um Fortschritt, um Emanzipation? Beschränkt sich Sozialwissenschaft als kritische Gesellschaftsanalyse auf die teilnehmende Rolle des Forschers im Feld?

Ich habe in diesem Projekt gelernt, daß Krankheitsvorstellungen das Bild organisieren, das betroffene Subjekte von sich selbst haben - von den Vorgängen ihres „Leibes“ und ihrer „Seele“ zugleich. Mit *Deutungsmustern* errichten sie ihre innere und äußere Natur, Krankheit stellt das Subjekt und seine Empfindungen in einen Zusammenhang mit den allgemeinen Strukturen der Welt.³¹ Und daß Denken, Sprechen und Handeln der Interviewpartner im Kontext der sozia-

29 Aus der konservativen Ecke argumentiert seit längerem Friedrich H. Tenbruck mit polemischem Charme gegen die Sozialforschung allgemein. Er wirft ihr vor, zwischen der Produktion von technischem Herrschaftswissen und falschem Aufklärungsanspruch eine „Umfälschung der Wirklichkeit“ zu betreiben. Sozialforschung, so Tenbruck, produziere nicht länger nur ein „gesellschaftliches Wissen für jedermann, sondern ein Wissen über jedermann“ und zerstöre dabei den Individualität und Persönlichkeit konstituierenden „Privatraum“. Seine Schlußfolgerung: „Abschied vom Traum“, durch Sozialforschung verlässliche Daten über die Gesetzmäßigkeiten der Gesellschaft zu erhalten und „Umkehrung der Beweislast“ - Bürger sollten Umfragen, Erhebungen und Experimente ablehnen, solange ihnen nicht nachgewiesen werden kann, „wieso dies wirklich der Wissenschaft oder der Praxis dient“. Vgl. Friedrich H. Tenbruck: Der Mensch als Merkmals-träger. Wie die Sozialforschung die Privatsphäre veröffentlicht und zerstört. In: „Frankfurter Allgemeine Zeitung“, Nr.78 vom 31.3.1984.

30 Michel Foucault: Von der Subversion des Wissens. München 1974, S. 121,

31 Insofern stimme ich Georg Groddeck's schlichtem Satz zu: „In der Wirklichkeit gibt es gar keine Krankheiten, es gibt nur kranke Menschen.“ Georg Groddeck: Krankheit. In: ders.: Krankheit als Symbol. Schriften zur Psychosomatik. Frankfurt/M. 1983, S.24

len Bedingungen des jeweiligen Alltags gesehen werden müssen, ist mir ebenfalls klar. Weiter: Die Variationsbreite des „Verstehens“ ist durch die Koppelung von Inhalts- und Beziehungsaspekt des Interviews, durch die „Dechiffrierung“ der sprachlichen Interaktion im Zusammenhang mit nicht sprachlichem Verhalten annähernd auslotbar. Und selbst Tiefendimensionen von Aussagen sind mir nicht mehr fremd. Aber Sozialwissenschaft ist doch wohl mehr als Text- oder Kontextwissenschaft.

Oral-History-treibende Geschichtsforscher haben es da scheinbar leichter. Sie können mindestens die Formel „Aus der Geschichte lernen“ zum Leitfaden ihres Erkenntnisinteresses erheben - und daran gesellschaftspolitisch orientierte Strategien knüpfen. Der ein Phänomen wie Krebs und die daran gebundenen Handlungsweisen und Vorurteilsstrukturen analysierende Volkskundler hat da kaum Krücken. Vorurteile abbauen in dieser Welt - wir wissen, wie idealistisch selbsttäuschend Wissenschaft sein kann. Und auf mediale Popularisierung oder Vermittlung durch institutionelle Mediatoren und „gate-keeper“ zu hoffen, ist zwar wichtig, aber bestenfalls eine sehr langfristige Perspektive.

Es gilt also, „Wissenschaftlichkeit“ nicht nur im methodischen Spektrum qualitativ-quantitativ, sondern auch in der von Soziologen gern als „Makro- und Mikroebene“ definierten Relation gesellschaftlicher Verhältnisse neu zu bestimmen. Auch und gerade in der Konfrontation mit Themen, die wie Krebs eher zur Resignation anregen. Hier wäre deutlicher zu benennen, in welchem Umfeld sich tödliches Krankheitsgeschehen realisiert: *Krankheit als Leiden an dieser Gesellschaft und als Ausdruck der Krankheit dieser Gesellschaft selbst*; der Patient zwischen sozialer Diskriminierung und institutioneller Routine, seine berufliche Ausgliederung, seine Resignation und Selbststigmatisierung, die Verzweiflung der Familie, die Hilflosigkeit oder Verdrängung im sozialen Umfeld und vieles andere mehr. Wie Individuen Gesellschaft erleben und ertragen und in ihrem Handeln reproduzieren, ist eine Seite. Die andere ist das Bewußtwerden und Bewußtmachen von Leiden und die Veränderung der dieses Leiden produzierenden Mechanismen.

Wir sollten dann aber Zweifel am methodischen Tun und am erkenntnisleitenden Zweck von Feldforschung nicht einfach dadurch zu übertünchen versuchen, daß wir auf eine möglichst wasserdichte Sicherung immer ausgefeilterer Denkfiguren und Erhebungsinstrumente bedacht sind, sondern auch und gerade die Irritationen des Forschungsprozesses, die Zweifel an der eigenen Perspektive gemessen an den Bedürfniskonzepten anderer, in die Diskussion miteinbeziehen. Keine neue, qualitativ begründete Fliegenbeinzählerei tut not, sondern die permanente Frage (und wenn sie denn die einzige Berechtigung für Wissenschaft ist!) nach dem Nutzen von Wissenschaftsproduktion und -distribution und nach dem gesellschaftlichen Rahmen, in dem sie stattfindet.

Dieser Rahmen heißt nur vordergründig „Alltag“ oder „Lebenswelt“ - begriffliche Schwämme, die alles und jedes an konkreten Problemen aufzusaugen scheinen. Alltag und Lebenswelt sind mehr als analytische Konstrukte: Sie bilden Schnittpunkte zwischen gesellschaftlichen Verhältnissen und individuellen Bedürfnissen.³² Wissenschaft hat daher nach dem „Grenznutzen“ ihres Tuns oder Unterlassens zu fragen. Erkenntnis erschöpft sich nicht in theoretisch-repetitiver Kästchenwahl. Und Wissen endet nicht beim Besser - Wissen.

32 Vgl. Henri Lefebvre: Kritik des Alltagslebens. Bd. 1. München 1974, S. 104.

Jutta Dornheim

„Ich kann nicht sagen: Das kann ich nicht“

Inkongruente Erfahrungen in heiklen Feldsituationen

Als im März 1984 das Hamburger Institut für Sozialforschung an die Öffentlichkeit trat, setzten sich die Gründungs- und Beiratsmitglieder auch mit den neuen Erscheinungsformen von Vernunft- und Wissenschaftskritik auseinander, die im zeitgenössischen Denken zu beobachten sind. Anknüpfend an die gesellschaftliche Rolle der „metaphysischen Opposition“ gegen Rationalität und Aufklärung, die vor mehr als einem halben Jahrhundert schon die Mitarbeiter des Frankfurter Instituts für Sozialforschung beschäftigte, sieht Jan Philipp Reemtsma heute die Ablösung des Jargons der Eigentlichkeit durch die Sprache der Betroffenheit vollzogen: „Das Bedürfnis, ein nicht weiter reflektiertes So-und-so-sich-Befinden oder -Fühlen zum Maßstab von Denken und Handeln zu machen (und als ‚unhintergebar‘ zu setzen), ist noch und wieder vorhanden, anmaßend und unangemessen wie je.“²

Die hier kritisierte Haltung geht von der Erkenntnis aus, daß wissenschaftlich-technologischem Wachstum die Orientierung auf humane lebenspraktische Ziele nicht a priori immanent ist, sondern der Kontrolle und Kritik durch übergreifende Wertsetzungen bedarf. So richtig diese Erkenntnis ist, so berechtigt ist Kritik, wenn daraus die Rückwendung zu planer Vernunft- und Wissenschaftsfeindlichkeit folgt.

Die Balance zu halten zwischen schwer verarbeitbaren Betroffenheitserfahrungen und reflektierter Widerständigkeit gegenüber der vom Thema „Krebs“ immer drohenden Gefahr, aus wechselnden Befindlichkeiten der Forschenden theoretische Positionen abzuleiten und vor ungelösten Methodologieproblemen durch Rückzug auf Betroffenheit zu resignieren - darin bestand die Herausforderung, die mich während mehr als dreijähriger Mitarbeit am Projekt „Heilkultur und Krebs“ in Atem hielt.

1 Jan Philipp Reemtsma: Das Hamburger Institut für Sozialforschung. In: Hamburger Institut für Sozialforschung 1984, S. 1126; S. 14.

2 Der vollständige Titel lautete: Heilkultur und Krebs- Untersuchung kultureller Determinanten und sozialer Bedeutungen von Krankheitsbildern. Das Projekt wurde von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert und lief von Jan. 1981 bis März 1984 unter der Leitung von Prof. Dr. Hermann Bausinger am LudwigUhland-Institut in Tübingen.

Damit sind die zwei wichtigsten, miteinander verbundenen Dimensionen des Forschungsprozesses bezeichnet; Die eine, als Ziel vorgegebene, reflexiv gefilterte Perspektive war unerreichbar ohne fortwährende Arbeit an dem gewissenmaßen alles zusammenhaltenden Kern der ständigen Konfrontation mit Angst und Betroffenheit, und zwar der eigenen und der ‚fremden‘. Das wohl einzigartige Merkmal von Krebs als Gegenstand sozialwissenschaftlicher Untersuchung besteht in dieser Verschmelzung von rational zugänglichen und unzugänglichen Phänomenen; und eigentlich niemals zu wissen, ob wir uns nicht doch in den Fallstricken verhedderten, die die allgegenwärtige Betroffenheit auslegt, machte die besondere Vertracktheit des ganzen Forschungsunternehmens aus.

Reaktionen auf die Konfrontation mit Krebs äußern sich im Alltag in einem ganzen Komplex spezifischer Verhaltensweisen, die dennoch immer wiederkehrende Aspekte erkennen lassen. Das folgende Zitat, das die Situation einer brustamputierten Frau beschreibt, stammt aus der Frankfurter Rundschau vom 28. April 1984: „Ihr Mann war kaum noch nüchtern, doch wenn er es war, zeigte er offene Verachtung für seine Frau, die in seinen Augen schon lange keine ‚richtige‘ Frau mehr war.“ Ähnliches können wir fast täglich irgendwo lesen oder hören. Seit das Thema „Krebs“ nicht mehr so tabuiert ist wie früher, dringen die Klagen Betroffener über Schwierigkeiten mit ihrer sozialen Umgebung auch an die Öffentlichkeit.

Zu verstehen, wie es zu diesen Erfahrungen kommt, welche Selbst- und Fremdwahrnehmungen sie signalisieren, wie Familienangehörige und Nichtbetroffene das Problem „Krebs“ sehen und welchen Anteil unsere kulturspezifischen Institutionen daran haben, war eines der Forschungsziele des Projekts, in dessen Rahmen ich überwiegend mit Frauen intensive Gespräche geführt habe⁴ die meist mehrere Stunden dauerten. Die Gruppe dieser Frauen setzte sich zusammen aus ehemaligen und akut erkrankten Karzinompatientinnen⁵, aus Ehefrauen, Witwen und Töchtern von Patienten, aus Krankenschwestern und Sozialarbeiterinnen sowie aus gesunden (auch nicht mittelbar betroffenen) Frauen.

Drei dominante Probleme kennzeichnen meine Felderfahrungen, wovon das erste, der Umgang mit der Angst, bereits genannt wurde. Ein weiteres Problem stellte die immer wieder sich auftuende Kluft zwischen mir als einer gesunden Person und den erkrankten Frauen dar; sie erforderte schwierige, manchmal auch scheiternde Bemühungen um eine vertrauensvolle Beziehung. Drittens schließlich erwiesen sich häufig Verständigung und Verstehen als zwei verschiedene, nicht

3 Monica Weber -Nau: „Ich dachte, der bringt mich noch ins Grab.“ Zur psychologischen Nachbetreuung bei krebserkrankten Frauen. Frankfurter Rundschau v. 28.4. 1984.

4 Die Gespräche mit Männern führte Wolfgang Alber.

5 Zu einigen der Patientinnen blieb der Kontakt über die Laufzeit des Projekts hinaus erhalten.

notwendig miteinander verbundene Schritte.⁶ Natürlich hatten wir Projektmitarbeiter diese und andere Probleme erwartet und uns vor Beginn der Feldforschungsphase damit auseinandergesetzt; aber die konkrete Gestalt, die sie annahmen, war eben nicht voraussehbar gewesen. So stand ich zum Beispiel schon bald vor den sehr belastenden Fragen: Wie kann und darf ich als Gesunde mit einer Erkrankten sprechen, ohne mein Erfahrungsdefizit mit Betroffensein hinwegzuskamotieren und ohne die Krankheit der Gesprächspartnerin zu bagatellisieren? Wie kann ich einfühlsam und mitleidensfähig bleiben, ohne Mitleid und Selbstmitleid im Dienste eigener Abwehrmechanismen zu produzieren? Und schließlich: Wie kann ich meinen eigenen Anteil am Gesprächsverlauf, und das bedeutet methodisch, an der gemeinsamen Datenproduktion⁷, identifizieren und kontrollieren?

Im folgenden möchte ich versuchen, anhand des ersten Interviews, das ich mit einer erkrankten Person überhaupt führte, den Handlungsablauf nachzuzeichnen und die genannten Aspekte parallel zur damaligen Situation zu behandeln.

Empfang mit Balkleid und Hund

An einem nebligen Februartag 1982 packte ich mein Aufnahmegerät und den Leitfaden zusammen, den mein Projektkollege Wolfgang Alber und ich für die Gruppe der Patienten entworfen hatten, und machte mich lauthals seufzend, aber versehen mit aufmunterndem Zuspruch von Wolfgang, auf den Weg zu der seit zwei Jahren brustamputierten Frau Albrecht⁸. Sie war mir durch eine ebenfalls an Krebs erkrankte Ärztin als Gesprächspartnerin vermittelt worden, und ich hatte telefonisch diesen Termin mit der mir bis dahin unbekanntem Frau Albrecht vereinbart. Am Telefon hatte ich ihr gesagt, daß ich an einem Projekt des Ludwig-Uhland-Instituts mitarbeitete, in dem es um die Erfahrungen von Krebspatienten im alltäglichen Leben gehe. Ich hatte hinzugefügt, daß mich die ganz persönliche Sicht der Betroffenen interessiere. Über Frau Albrecht wußte ich bis dahin nur, daß sie als Sekretärin arbeitete. Während des Telefonats wirkte sie sehr aufgeschlossen; sie berichtete mir sogleich von ihren Kurerlebnissen und den Erfahrun

6 Vgl. B. Waidenfels: Verstehen und Verständigung. Zur Sozialphilosophie von A. Schütz. In: W.M. Sprondel/R. Grathoff (Hg.) 1979, S. 112; v.a. S.6-9.

7 Zur Kommunikationsbeziehung zwischen Forschungssubjekten und Forschenden als Prinzip der Datengewinnung in der interpretativen Soziologie s. Ch. Hoffmann-Riem 1980, S. 346-353. - Die Beziehungen in unstrukturierten Interviews speziell zum Bereich Krankheit behandeln: B. Hildenbrand 1983, v.a. S.159; K. Horn/ Ch. Beier/ M. Wolf

1983, S.68-95; K. Horn/Ch. Beier/D. Kraft-Krumm 1984, v.a. S. 6f, 31-33, 38f, 125f.

8 Dieser Name ist nicht identisch mit dem tatsächlichen Namen der Befragten.

gen anderer Mitpatientinnen, so daß ich beinahe Mühe hatte, nicht bereits das Telefongespräch zum eigentlichen Interview werden zu lassen.

Während der Autofahrt rief ich mir die Anforderungen an ein „narratives Interview“⁹ ins Gedächtnis zurück; zu diesem Interviewtypus hatten Wolfgang Alber und ich uns nach vielem Literaturstudium und mehreren Beratungsgesprächen durch Mitarbeiter von ZUMA¹⁰ entschlossen. Als standardisierter Einstieg ins Gespräch waren zwei Fragen vorgesehen, wovon die erste ein objektives Datum abrufen, die zweite einen Erzählimpuls geben, aber die Organisation der Mitteilungen möglichst wenig vorstrukturieren sollte. Diese Fragen lauteten: Wann haben Sie erfahren, daß Sie an Krebs erkrankt sind? Und: Könnten Sie mal ein bißchen erzählen, was Sie seither so bis heute alles erlebt haben? Neben diesen Eingangsfragen gab es für mich auch sonst noch Anweisungen; so vor allem: Die mit der zweiten Frage hoffentlich in Gang kommende Erzählung ist nicht zu unterbrechen; wenn sie stockt, muß ich neue, möglichst den Erzählfaden wieder aufnehmende Impulse geben; Unklarheiten habe ich mir zu merken und diesbezügliche Fragen erst am Ende des Interviews zu stellen.“

Während dieses Memorierens verfehlte ich die richtige Abzweigung, mußte umkehren und kam gerade noch pünktlich, aber nervös an dem Haus an, in dem Frau Albrecht wohnte.

Frau Albrecht stand an der geöffneten Korridortür und empfing mich zu meiner Erleichterung mit einem Redeschwall. Während ich ablegte und wir ins Wohnzimmer gingen, erfuhr ich, daß Frau Albrecht schon mehrere Tage an ihrer Arbeitsstelle hatte fehlen müssen, da ihr rechter Arm infolge einer Blutvergiftung dick geschwollen und sie deshalb krank geschrieben sei. Vielleicht insgeheim hoffend, selbst noch einmal Aufschub zu erhalten, schlug ich vor, das Gespräch zu verschieben, was Frau Albrecht aber zurückwies mit der Begründung, daß sie ja gerade heute Zeit für mich habe. Nahtlos schloß sich daran die Schilderung der

9 Typus und Technik des „narrativen Interviews“ hat F. Schütze im Rahmen von Untersuchungen zu Machtstrukturen in Gemeinden entwickelt. Primäres Anliegen dieses Vorgehens ist „die Hervorlockung“ von „Erzählungen eigenerlebter Erfahrungen“ durch möglichst wenig vorstrukturierende Erzählimpulse des Forschers. Besonderes Kennzeichen des „narrativen Interviews“ sind die „Zugzwänge“ der Erzählung (Gestalterschließungs-, Kondensierungs-, Detaillierungszwang). F. Schütze, 1976, 1977.

10 Das Zentrum für Umfragen, Methoden und Analysen (ZUMA) e.V. ist eine Serviceeinrichtung der Deutschen Forschungsgemeinschaft zur methodologischen/methodischen und organisatorischen Unterstützung der empirischen Sozialforschung in der Bundesrepublik Deutschland mit Sitz in Mannheim.

11 Hierin folgten wir zunächst noch Schützes Einteilung des narrativen Interviews in zwei Phasen: die Anfangs- bzw. Haupterzählung und die Phase „narrativer Nachfragen“. Schütze zufolge sollten Fragen nach Gründen, Meinungen und Einstellungen vermieden werden. F. Schütze 1977, S.4; 30. Eine kurze Darstellung des „narrativen Interviews“ findet sich bei Ae. Hron in G. L. Huber/H. Mandl (Hg.) 1982, S. 130f.

weit schlimmeren Situation einer Bekannten an, die nicht nur selbst, sondern deren Mutter ebenfalls an Krebs erkrankt sei.

Als wir ins Wohnzimmer traten, lag über dem Sessel, der mir als Sitz angeboten wurde, ein halb fertig genähtes, langes Kleid ausgebreitet, Frau Albrecht entschuldigte sich, daß dieses „Ballkleid“ noch herumliege, sie habe jedoch bis gestern abend zusammen mit ihrer Mutter daran genäht. Während sie es aufnahm, fragte sie mich, wie es mir gefalle und forderte mich auf, den Schnitt und die „richtig sauberen Nähte“ zu begutachten. Meine eigenen erst kürzlich total fehlgeschlagenen Nähversuche erinnernd, konnte ich das Nähwerk wirklich nur bewundern; vor allem aber gefielen mir die schilfgrüne Farbe und die Musterung des Stoffes. Frau Albrecht schien sich über meine Zustimmung sehr zu freuen und sprach weiterhin von dem Kleid: daß es nun endlich fertig werden müsse und wieviel noch daran zu arbeiten sei. Indessen wurde ich immer unsicherer, weil ich irgendeine besondere Bedeutung unseres Sprechens über das Kleid ahnte, sie aber nicht identifizieren konnte. Ich glaubte, Frau Albrecht wolle den Beginn unseres ‚eigentlichen‘ Gesprächs hinausschieben oder gar den Zweck meines Besuchs ignorieren, und so überlegte ich, was zu tun sei. Nahezu unmöglich erschien es mir in dieser Situation, die Bitte um Erlaubnis zur Aufnahme unseres Gesprächs vorzubringen, so daß ich bereits entschlossen war, lediglich ein Gedächtnisprotokoll anzufertigen. Zusätzlich verwirrten mich der aufgeregte kläffende Hund von Frau Albrecht, ihre dadurch erforderlichen Selbstunterbrechungen und Beruhigungsversuche gegenüber dem Spitz sowie das durch die offene Küchentür dringende Geräusch einer laufenden Waschmaschine. Frau Albrecht erklärte letzteres mit dem Hinweis auf die viele schmutzige Wäsche, die im Haushalt mit zwei erwachsenen Kindern ständig anfalle. Nachdem schließlich noch in der Küche ein Wasserkessel zu pfeifen begonnen halte, Frau Albrecht hinausgelaufen war, um, wie sie mir beim Hantieren von der Küche aus zurief, für uns beide Tee zu bereiten, wobei sie fragte, ob ich Vanille möge, beschloß ich, das Interview in einen gewöhnlichen Besuch umzufunktionieren oder besser, umfunktionieren zu lassen, und lehnte mich erschöpft im Sessel zurück. Plötzlich fiel mir auf, daß mich die ganze Zeit über die Frage beschäftigt hatte, für wen wohl Frau Albrecht das Ballkleid nähe. Einmal meinte ich vernommen zu haben, für sich selbst; als aber dann von Sohn und Tochter die Rede war, schien mir wahrscheinlicher, daß es für die Tochter bestimmt sei. Frau Albrecht kam ohne Tee ins Wohnzimmer zurück und nahm wieder das Kleid zur Hand, worauf ich spontan fragte: „Wessen Ballkleid ist das eigentlich?“ und Frau Albrecht energisch erwiderte: „Na, mein's, mein's natürlich.“ Trotz der leichten Enttäuschung, die ich im Tonfall bemerkt zu haben glaubte, fragte ich noch: „Ach-, Sie selber gehen auf einen Ball?“ „ja, ich, ich gehe auf den Abschlußball von meiner Tanzstunde“, lautete hierauf die Antwort. Ich fühlte mich daraufhin beschämt, denn mir war klar geworden, daß ich meiner

Gesprächspartnerin nicht zugetraut hatte oder ihr nicht hatte zugestehen wollen, daß sie auf einen Ball geht, und dies wiederum hatte sie verstanden.

Aus heutiger Sicht bieten sich für mein damaliges Verhalten mehrere Erklärungen an, die insgesamt eine gewisse Gültigkeit haben: Zum einen war ich wohl vor-reflexiv geleitet von einer Einstellung, die wir Projektteilnehmer längst überwunden zu haben glaubten, die wir nur noch bei „den anderen“ vermuteten und deren Bedingungsbeziehungen zu ergründen wir ja ins Forschungsfeld auszogen. Dies ist die Einstellung gegenüber Krebskranken, die ich ‚Absprechen der Fähigkeit zu lustvollen Erlebnissen‘ oder, allgemeiner, ‚Absprechen der Fähigkeit zum üblichen Lebensvollzug‘ nennen möchte und hinter der sicherlich die immer wieder zitierte Vorstellung von Krebs als einem Todesurteil wirksam ist. Die von Frau Albrecht erwähnte Blutvergiftung, die sie mir mit größerer Anfälligkeit nach der operativen Entfernung des Lymphgewebes der Achselhöhle erklärt hatte, mochte diese überholt gewählte Vorstellung bei mir doch wieder aktiviert haben. Zum anderen ist mir anhand der geschilderten Interaktion die Bedeutung unterschiedlicher Alltagserfahrungen für unsere normativen Verhaltenserwartungen deutlich geworden: In sozialen Verkehrskreisen lebend, in denen Bälle keine große Rolle spielen, schloß ich wohl von vornherein aus, daß die fast 50jährige Frau von eher gewaltiger als graziöser Statur ‚noch‘ auf einen Ball geht.

Dies alles in der Situation selbst nur undeutlich wahrnehmend, war ich froh, daß Frau Albrecht nach dieser Episode fortfuhr: „Aber, Sie sind ja wegen was ganz andrem her gekommen“, wonach sie zur Schilderung ihrer Alltagsschwierigkeiten als Hausfrau und Mutter überging. Jetzt wagte ich doch noch, meine Bitte um Aufnahme des Gesprächs vorzubringen. Ich begründete sie damit, daß wir für die spätere Auswertung und Vergleichbarkeit aller Gespräche wörtliche Aufzeichnungen benötigten, und daß wir vielleicht auch einmal - ohne Nennung von Namen - zitieren würden. Frau Albrecht sagte, sie habe nichts dagegen, und fuhr mit ihren Schilderungen fort, während ich das Gerät aufstellte.

Auf diese Weise begann die Aufzeichnung des Interviews mitten im Gespräch. Da ich mich zum damaligen Zeitpunkt gegenüber früherer Interviewpraxis in der neuen Situation sah, unbedingt einen standardisierten Einstieg ‚bringen‘ zu müssen“, stellte ich die erste Leitfadenfrage an geeignet erscheinender Gesprächsstelle dann doch noch; zur zweiten Frage aber kam ich nicht, da sie wie ein Fremdkörper in dem schon längst fließenden Gespräch gewirkt hätte.

12 Zur Gefahr, v. a. durch Verunsicherung in unklaren Gesprächssituationen unter die Diktatur des Leitfadens zu geraten, vgl. Ch. Hopf 1978, S. 101.

Vertane Gelegenheit zu neuen Erfahrungen

Von Frau Albrechts sprudelnder Rede voll in Anspruch genommen, konnte ich der Bedeutung des Ballkleidgesprächs nicht weiter nachsinnen, behielt aber das Empfinden, den Sinn nicht entschlüsselt zu haben, zumal das Thema mit der Äußerung: „Gehst ein kleines Hopserle machen auf der Tanzdiel, kommst heim und kannst nicht mehr“ in Frau Albrechts Befindensschilderungen gleich nach Einschalten des Aufnahmegeräts wieder auftauchte. Daran anschließend nannte Frau Albrecht ihren schlechten Gesundheitszustand als Grund dafür, daß sie mir die eingangs erwähnte Frau mit der an Krebs erkrankten Mutter als weitere Gesprächspartnerin noch nicht hatte vermitteln können, obwohl sie mir dies schon während unseres Telefonats angeboten hatte. Nach der nochmaligen Empfehlung dieser Frau als besonders interessante Interviewpartnerin ging unser Gespräch folgendermaßen weiter:¹³

I.: Da hab' ich gedacht, daß Sie den Kontakt herstellen. Sie können dann ja auch nach dem Gespräch so ein bißchen beurteilen, wie Sie sich gefühlt haben.
Und...

A.: Ich bin gar nicht empfindlich.

I.: (Lacht).

A.: Naja, wie ich mich fühle... I.:

Nee, aber -

A.: Wie ich mich fühle, fragt sowieso niemand, ja, I.: Fragt niemand? A.: Nee, weder noch -. Weder die Familie kann das verstehen, noch andere. Das

muß man schön verschweigen, wie man sich fühlt. Das hören die anderen

nicht gerne. -I.: Sind Sie A.: Schwankende Stimmungen sind in der

Familie, für 'ne Familienmutter nichts

nütze. Man sollte möglichst gleichmäßig sein, um den anderen zu nützen. I.:

Das kenn' ich. A.: Man sollte, wenn man krank war, wieder den anderen nützen, weil das ist

einfach der Posten, den man hat. Außer dem Geld verdienen, was ich allein

13 Verwendete Transkriptionszeichen:

Sperrungen = besondere Hervorhebungen durch Intonation
= kurze Pause
= längere Pause

*** = auf dem Band unverständliche Textstelle

... nach einem Wort = Unterbrechung durch die andere Sprecherin

./ = Auslassungen im Zitat

mache, weil ich keinen Mann mehr habe¹⁴-, wird erwartet, daß ich die Mutter bleibe, die ich auch für die fünfjährigen Kinder war. Und jetzt sind sie einundzwanzig, ich bin's immernoch -, obwohl ich dachte, der Pusten geht weg, das stimmt also nicht. Nicht? Nein, das stimmt nicht.

I.:
A. Nach meiner Frage, ob die Familie Frau Albrechts Krebskrankung nicht doch anders sehe als zum Beispiel eine Grippe, schilderte meine Gesprächspartnerin das Verhalten ihrer Kinder und ihrer sieben Geschwister. Die 21jährige Tochter und der 18jährige Sohn würden, wenn sie abends ausgingen, sie selbst aber mit Vergiftungserscheinungen und 40 Grad Fieber zu Bett liege, nicht auf den Gedanken kommen, daß sie Angst habe, daß sich ihr Zustand verschlimmern und ein Arztbesuch erforderlich werden könne. Ihre Geschwister würden immer noch von ihr erwarten, daß sie wie früher zwei Stunden auf der Autobahn fahre, um an Familienfesten teilzunehmen, und in derselben Nacht noch wieder heimfahre.

An diesem Gesprächsausschnitt ist Frau Albrechts Aussage, es frage sowieso niemand, wie sie sich fühle, zunächst einmal im Hinblick auf die Interviewsituation und die Interaktion mit der Interviewerin zu untersuchen. Daß die Aussage erfolgte, nachdem ich doch gerade Frau Albrechts Befinden während unseres Gesprächs angesprochen hatte, kann mehrere Bedeutungen haben. Zum einen ist es möglich, daß Frau Albrecht die Thematisierung ihres Befindens als rein zweckdienliches, also im Grunde unehrliches Verhalten interpretierte und mir das auch zu verstehen geben wollte. In einem sehr weit gefaßten Sinn ist dies nicht ohne Realitätsbezug: Der Leitfaden sah die Frage, wie unsere Gesprächspartner das Interview erlebt haben, ob sie sich dadurch belastet fühlten oder nicht, am Ende der Gespräche vor. Unumwunden festzustellen ist, daß die Interviews natürlich einen Forschungszweck hatten und nicht primär und direkt eine Hilfe für die Betroffenen darstellen konnten. Wir haben versucht, dies immer bei der telefonischen oder - wie in der Klinik erfolgt - schriftlichen Anmeldung deutlich zu machen, unter anderem durch den Hinweis, daß wir weder Ärzte noch andere Therapeuten seien. Auch im Telefongespräch mit Frau Albrecht hatte ich dies gesagt und hinzugefügt, daß unsere Befragungen vielleicht einmal anderen Betroffenen hilfreich sein könnten, daß sie selbst aber außer ihrem Mitwirken an dieser Aufgabe kaum einen Nutzen zu erwarten habe. Daß ich nun in der Gesprächssituation das Befinden am Anfang ansprach, mochte seinen Grund in den Schuldgefühlen haben, die ich wegen meines vorurteilsvollen und wenig einfühlsamen Verhaltens im Gespräch über das Ballkleid empfand. Eine andere Deutungsmöglichkeit der Aussage meiner Gesprächspartnerin an eben jener Gesprächsstelle besteht

¹⁴ Frau Albrecht ist seit neun Jahren geschieden.

darin, daß ich nicht zu den für Frau Albrecht wichtigen Personen gehöre, an deren Zuwendung ihr viel liegt, und daß sie mir dies zu verstehen gab.

Welche der Deutungsmöglichkeiten ich in der Situation realisierte, muß offenbleiben. Fest steht, daß ich lediglich mit der Frage: „Fragt niemand?“ reagierte. Dies wiederum ist, obwohl naheliegend, nicht einfach — zumindest nicht ausschließlich — als Aufzeigenwollen der Diskrepanz zwischen Frau Albrechts Aussage und dem tatsächlich erfolgten Ansprechen ihres Befindens zu verstehen: Als erfahrene Interviewerin, die ich zu diesem Zeitpunkt bereits war (wenn auch nicht erfahren im Umgang mit Erkrankten), dürfte ich hier auch eine Möglichkeit gesehen haben, durch einen Erzählimpuls noch mehr über das Verhalten der sozialen Umgebung zu hören. Nicht auszuschließen ist allerdings, daß mich die Befürchtung, das eben erst begonnene Gespräch könne abgebrochen werden, daran hinderte, nach Frau Albrechts Befinden „Hier und Jetzt“¹⁵ zu fragen. Statt dessen hakte ich nach, ob tatsächlich niemand frage. So konnte Frau Albrechts vielleicht nur auf subjektiven Wahrnehmungen gründende — Erfahrung, es frage sowieso niemand, wie sie sich fühle, nicht durch eine gegenteilige Erfahrung korrigiert werden. Dazu hätte es der Trage von mir bedurft, daß sich Frau Albrecht ausreichend gut fühle, um das Gespräch fortzusetzen.

Die sehr schmerzliche Erkenntnis des eigenen Verpflichtetseins auf kurzfristige Untersuchungsziele, die sich erst einstellte, als ich mir kurz nach dem Interview die Bandaufzeichnungen anhörte, kam, so hoffe ich, anderen Gesprächspartnerinnen zugute - für Frau Albrecht jedoch kam sie zu spät: Jede Situation ist eine einmalige Handlungskonstellation; sie kann als Gelegenheit zur gemeinsamen Produktion neuer Erfahrungen nur im Vollzug genutzt oder vertan werden, da dafür das gemeinsame Durchleben der Gegenwart eine Voraussetzung ist.¹⁶

Problemlösungen an stellvertretenden Gegenständen

Bei den telefonischen Anmeldungen gaben wir unseren Gesprächspartnern „für den Fall, daß Ihnen etwas dazwischenkommt“, unsere Telefonnummern an. So hätte auch Frau Albrecht, als sie in der Zeit zwischen unserer Verabredung und meinem Besuch erkrankte, das Gespräch absagen oder verschieben können.

„Hier“ und „Jetzt“ sind Fixpunkte in der Wahrnehmung von Alltagswirklichkeit. Vgl. P. L. Berger/Th. Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. 5. Aufl. Frankfurt/M. 1977, S. 25.

Spätere Interaktionen mit derselben Person finden immer in *neuen* Situationen statt, aber diese heben die vorgängigen nicht einfach auf. Vgl. F. Januschek 1980, S. 177 -189.

Der Einwand, daß sich dies die zu Befragenden oft nicht getrauen, vor allem dann nicht, wenn sie es mit Personen zu tun haben, denen sie eine gewisse Autorität zuschreiben, ist sicherlich berechtigt. Mit der Akzeptanz dieses Sachverhaltes fangen die Interaktionsprobleme im Feld und die späteren Interpretationsprobleme jedoch erst richtig an. So ist diese Scheu in vielfacher Abhängigkeit zu sehen: z.B. von der Schicht- und Geschlechtszugehörigkeit, von Persönlichkeitsstrukturen und der Relevanz, die das Gesprächsthema für die Befragten hat.⁷ Zum adäquaten Verstehen gehören eben auch die spezifischen Modifikationen der Interaktionsbeziehung.

Nach dem Interview mit Frau Albrecht konnte und kann ich bis heute nicht sagen, ob ich mich bei ihrer Klage, daß sowieso niemand nach ihrem Befinden frage, daran erinnerte, daß ich ja bereits beim Kommen angeboten hatte, das Gespräch zu verschieben. Fest steht, daß ich bei der ersten sich bietenden Gelegenheit auf eine Alternative zu ihren Verhaltensweisen hinwies. Dies war die Stelle in unserem Gespräch, an der sich Frau Albrecht über das Besuchsansinnen ihrer Verwandten beklagte:

A.: Das macht der Arm nicht mehr mit am Steuer, nicht. Und es ist am besten, man gibt es nicht zu und sagt: ‚Ah, 's ist einfach nicht geschickt‘, und man geht so gern ins Hotel, und lauter solche Lügen. Dann macht man das so.

I.: Und wenn Sie 's jetzt offen sagen würden — ...

A.: Ha, da würden ...

I.: daß es Ihnen ...

A.: sie sagen: ‚Bist immer noch nicht gesund?‘ So, praktisch zu lange. Das machen die Monate -. ‚Das sind jetzt zwei Jahre, das kann ich einfach nicht verstehen, daß das was für immer ist -.‘ Was immer nicht klappt, gell.

I.: Das wollt' ich Sie jetzt nämlich grad fragen: (Hier gab ich dem Gespräch eine andere Wendung durch die vermeintlich jetzt passende standardisierte Eingangsfraage nach dem Diagnosezeitpunkt.)

Im Gegensatz dazu, daß Frau Albrecht über die Autofahrt sagte, das mache ihr Arm nicht mehr mit, machte sie selbst das Interview sehr wohl mit. In diesem Kontext ist ihr bei meiner Ankunft gegebener Zustandsbericht so zu verstehen, daß sie auch das Interview im Grunde als eine Leistung auffaßte, die man eigentlich von ihr nicht verlangen konnte, zumindest unterstrich sie damit die Bedeutung dieser Leistung. Daß sie sich häufig zu eigentlich nicht mehr Möglichem zwingt, kommt auch in einer bald darauf folgenden Gesprächsstelle zum Ausdruck. Nachdem Frau Albrecht wieder von ihrem Arm gesprochen hatte, ergab sich folgender Dialog:

⁷ Zur Unterscheidung zwischen fiktiver und sozialer Gegenstandsrelevanz s. K. Hauber in G.L. Huber/H. Mandl (Hg.) 1982, S.68f.

A.: Ich mein', Sie müssen 's ja wissen, aber 's kann niemand verstehen. Und deshalb ist er wie ab. Ich sag' immer, der ist eigentlich ab, der Arm. Der macht nur, weil er gezwungen wird von mir, sonst tät' er ja nichts. - Der ist ja praktisch weg, nicht. Der ist nur noch zur Verzierung, baumelt er da dran.

L.: Aber Gefühl haben Sie drin?

A.: Nein.

L.: Sie haben kein Gefühl drin?

A.: In der Hälfte nicht, unten nicht, bloß oben, die obere Stelle; da nicht (sie zeigte auf ihren Arm unterhalb des Ellenbogens).

L.: Ah ja.

A.: Ist tot.

I.: Ja- und trotzdem nähern Sie damit?

A.: (Stöhnt) Ja.

Das zwischen Frau Albrecht und mir ungelöste Problem, ob es nicht ihrem Befinden angemessener sei, später einmal miteinander zu sprechen, schien auch ihrer Wahrnehmung nicht ganz entgangen zu sein, denn mit der Äußerung "Sie müssen 's ja wissen" stellte sie eine assoziative Verbindung zwischen ihrem Zustand und dem von mir im Gegensatz zu ihrer sonstigen Umgebung eigentlich erwartbaren besseren Wissen her, d.h. sie erwartete von mir mehr Verständnis als von anderen. Ich selbst bin in beiden Passagen durch das immer noch zwischen uns schwebende Problem zu doppelbödigen Reaktionen geführt worden. Stärker noch als die Frage; „Und trotzdem nähern Sie damit?“ stellt wohl der Einwurf: „Und wenn Sie 's jetzt offen sagen würden?“ nicht nur eine Reaktion auf das explizit verbalisierte Thema dar, sondern auch einen Lösungsversuch für unser Problem an einem stellvertretenden Gegenstand. Die Verschiebung unserer Auseinandersetzung auf die Ebene der Auseinandersetzung mit der Verwandtschaft konnte uns wiederum einer Lösung nicht näherbringen. Diese wurde dann endgültig verhindert, als ich das Gespräch auf den Diagnosezeitpunkt überleitete. Dennoch dürfte sich mit dem Hinweis auf die Verhaltensalternative „Offenheit“ etwas Bedeutsames in unserer Beziehung ereignet haben: Nicht nur zogen sich weiterhin die Konflikte zwischen Leistungsansprüchen und Leistungsvermögen wie ein roter Faden durch das Gespräch - auch die verschiedenen teils täuschen - den, teils offen aggressiven Strategien, mit denen Frau Albrecht die Konflikte bewältigt, kamen zur Sprache. Die Beziehung zwischen uns blieb davon wohl niemals unberührt.

„König“ unter Kranken- „Der Hund und ich“ unter Gesunden

Daß Frau Albrecht mit dem „toten“ Arm nähen kann, erklärte sie mit fleißigem Training, das sie gleich nach der Operation begonnen und vor allem in der Kur fortgesetzt habe. Wegen dieses Trainings gehe sie auch nicht so gern zur Kur, andererseits aber doch, weil sie dort zu den Jüngsten gehöre. Sie sagt: „Und wenn man dann schneller laufen kann wie die anderen und höher den Arm halten - und schwerer tragen kann wie die anderen, dann ist man fein raus. Aber es genügt nicht für den Alltag, die hier können das besser, nicht?“ Und sie sagt auch: „Ja, wenn ich in der Kur lebe die vier Wochen, dann bin ich praktisch der König dort. Dann bin ich wieder wie früher - topfit. Für die Kranken, wissen Sie. - Aber dem Wettbewerb unter Gesunden kann man nicht standhalten, da nützt der Wille nichts, das geht nicht. - Und daß, um nicht depressiv, sich deprimieren lassen, muß man sich ein bißchen weghalten von den anderen, um nicht immer zu sehen, daß die Oma mit siebzig zum Beispiel fünf Stunden näht, ich aber mit achtundvierzig nicht fünf Stunden nähen kann, wenn ich vom Büro komm'. Sechs Stund' Büro, fünf Stund' nähen, das ist nicht mehr drin.“ Deshalb habe sie die Oma auch vorzeitig heimgeschickt, mit der Begründung, daß diese in der Familie des Bruders gebraucht werde. Frau Albrecht fährt fort: „Wenn mir jemand jeden Tag vor macht, was er leistet, ich ihn nicht nachmachen kann -, obwohl der andere eventuell sogar dreißig Jahre weiter ist -, und mir eigentlich sonst nichts fehlt. Aber das Handikap ist derart stark, nicht -.“

Hier hat meine Gesprächspartnerin die Begriffe „Wettbewerb“ und „Leistung“ eingeführt sowie die Gegenüberstellung „Gesunde“ - „Kranke“. Damit ist die Gesprächskonstellation benannt, in der Frau Albrecht sicherlich auch die Interviewsituation wahrnahm. Frau Albrechts Bedürfnis entsprechend, sich von den anderen, die ihr Leistung vormachen, wegzuhalten, wurde die Oma heimgeschickt - die Interviewerin aber nicht. Deutet dieser Unterschied darauf hin, daß es doch die persönliche und soziale Distanz war, die es Frau Albrecht nicht erlaubte, mein Rückzugsangebot anzunehmen?

Durch das Bild „Leistung vormachen“ fühlte ich mich von neuem verunsichert, was sich noch viel später zeigte, als es ans Teetrinken ging: Nachdem ich bemerkt hatte, daß Frau Albrecht mehrmals zur Kanne griff, ohne jedoch einzuschenken, wußte ich nicht, wie dies zu deuten war: Konnte sie die gefüllte Kanne nicht heben oder entschloß sie sich, zu warten, weil der Tee noch nicht lange genug gezogen hatte? Als ich nach ca. 20 Minuten die zweite Möglichkeit ausschließen mußte, zögerte ich immer noch, einzuschenken, um nicht eine Leistung vorzumachen, die Frau Albrecht vielleicht schwerfiel. Da mir das Ignorieren ihrer wahrscheinlichen Schwierigkeiten allmählich doch als die schlechtere Verhaltens-

möglichkeit erschien, machte ich einen Versuch mit der Frage: „Soll ich mal einzuschenken?“ und erhielt prompt zur Antwort, meine Gastgeberin habe gewartet, daß der Tee noch stärker werde. Sie konnte dann aber doch nur unter Einsatz beider Arme einschenken und erlaubte es später, daß ich mir selbst einschenke.

Auch das „König-Sein“ während der Kur schien für Frau Albrecht höchst schwierig gewesen zu sein, jedenfalls forderte es seinen Preis. Der folgende Dialog schloß sich an Frau Albrechts Klage über das Vormachen von Leistung direkt an:

- A.: Ich kann auch nicht so viele Stunden tanzen wie die anderen. Ich kann das Hüpfen nicht. - Wenn dieser eine Walzer kommt mit dem Hochstemmen, da muß ich schnell verschwinden irgendwo in 'ne Ecke, daß man das nicht merkt, daß ich das nicht kann oder - so Spiele da.
- I.: Aber ich kann das auch nicht. Ich meine einfach, war' das so schlimm, wenn man merkt, daß Sie das nicht können?

Auf diese Frage erhielt ich keine Antwort - es bedeutet ja auch nicht dasselbe, wenn eine Kranke und eine Gesunde dasselbe nicht können, mag es auch noch so richtig sein, daß man von Kranken nicht verlangen kann, was Gesunde nicht zuwege bringen. Insofern war ich wohl eine zum Vergleich ungeeignete Person für Frau Albrecht, die mit der detaillierten Beschreibung der Tanzfigur fortfuhr und dann ihre Reaktion schilderte:

A.: Ich hab', bin zu Tod erschrocken, wie ich gesehen hab', daß dieser Tanzführer das anordnet. - Dann war, hab' ich sofort an Flucht gedacht (die Transkribentin vermerkte hier: I. schnaubt belustigt), also entweder s' Klo oder 's Zimmer oben, und dann muß ich aber 'n Taschentuch brauchen oder irgend 'ne Ausrede brauch' ich dann noch. - Die will ich brauchen, ich will nicht sagen: Das geht nicht. Das sag' ich grundsätzlich nicht. - Ich such' 'ne andere Ausflucht -, 'ne gängige. - Fehlendes Taschentuch, fehlender Süßstoff, dann ver schwind' ich, komm' nicht wieder, oder-, nicht? Was kann man dann (***) . I.: Und warum ...

A.: Oder Wettschwimmen im Schwimmbassin -, alle schwimmen um die Wette, ja, das geht nicht. Ich kann wieder gut schwimmen -, aber kann mich nicht voll ausstrecken, und das strengt arg an, Wettschwimmen. -Jetzt: was mach' ich? Alle schwimmen Wette, und die sagen -: Ja, ja, jetzt!, nicht. Was mach' ich schnell? Dann sag' ich: ‚Ich -, ich bin grad ausgerutscht, hab' mir am Knie wehgetan. Jetzt geh' ich in die Kabine und wart', bis ihr fertig seid mit Schwimmen.‘ -Aber 's ist mir so 'n Bedürfnis -, mich rauszulügen -, ich kann, ich bring' es nicht fertig, zu sagen: ‚Das kann ich nicht.‘ Das Wort gibt 's bei mir nicht. - Das hab' ich mir nicht angewöhnen können. Früher hab' ich 's nicht gebraucht, und jetzt hau' ich 's nötig, und jetzt kann ich 's nicht sagen.

I.: Können Sie 's nicht sagen.

A.: Und das gibt dauernd Schwierigkeiten, gell.

Es ist auffallend, daß Frau Albrecht behauptet, sie könne nicht sagen: „Das kann ich nicht“ und daß sie es dennoch im Gespräch nicht nur sagt, sondern ihre Behinderung auch ausführlich schildert. Der Grund dafür ist wohl weniger im gelungenen Aufbau einer besonderen Vertrauensbeziehung zwischen ihr und der Interviewerin zu vermuten, als darin, daß Frau Albrecht über Situationen spricht und nicht eben jetzt in diesen Situationen steckt. Handlungsmuster wie ‚Verweigerung einer Handlung‘ und ‚Zugeben, etwas nicht zu können‘ scheinen ihr nur auf metakommunikativer Ebene verfügbar zu sein, und dies wahrscheinlich wiederum nur in Metakommunikation mit Personen, die an den konkreten Situationen nicht selbst beteiligt waren. Dafür spricht, daß Frau Albrecht ja auch in der gemeinsam durchlebten Situation des Interviews nicht gesagt hat: ‚Ich kann heute nicht, kommen Sie ein anderes Mal wieder.‘ Offen bleibt vor diesem Hintergrund immer noch, warum Frau Albrecht sich nicht auch der Interviewerin gegenüber einer Lüge bediente. Dies mit dem Hinweis auf Hochachtung vor Wissenschaft oder Autorität einer Wissenschaftlerin zu erklären, läßt der Gesamtkontext des Gespräches nicht zu.

Der Schlüssel zum Verstehen dürfte versteckter liegen: Als Frau Albrecht darüber sprach, daß sie gern und ungern zugleich zur Kur gehe, äußerte sie „Also, ich geh' einerseits gern in Kur, weil ich dann ganz fit bin und dort leben kann wie ein Gesunder. Unter all den Kranken bin ich noch die Fitteste, gell, kann also leben - wie 'ne Gesunde dort. Kein Mensch sagt ein mieses Wort zu mir; also das Wort: ‚Du kannst nicht‘ kommt da gar nicht vor.“

Die Aussage legt nahe, daß Frau Albrecht die Feststellung „Du kannst nicht“ als „mieses Wort“ empfindet, als nicht nur belastende, sondern auch boshafte Äußerung. Da mein eingangs gemachter Vorschlag, das Gespräch zu verschieben, die Konnotation ‚Du kannst heute nicht‘ hat, ist es durchaus möglich, daß Frau Albrecht auch ihn als „mieses Wort“ wahrnahm und ein solches vielleicht sogar erwartet hatte. Im Lichte dieser Deutung hätte dann mein Unvermögen, das Thema nochmals direkt anzusprechen, eben doch zu einem Verhalten geführt, das Frau Albrechts Bedürfnissen angemessen war.¹⁸

Die Einstellungsambivalenzen der Betroffenen werden verständlich, wenn man die immer wieder beobachteten Verhaltensunsicherheiten, Ängste und diffu-

Ähnliche Phänomene haben wir später auch in Gesprächen mit anderen Patienten beobachtet. So war es immer problematisch, die Verschiebung oder gar den Abbruch eines Gesprächs vorzuschlagen, denn oft wurde deutlich, daß die Betroffenen darin auch eine Beurteilung ihres Zustandes sahen, der sie größere Objektivität zuschrieben als ihrer

sen Vorstellungen betrachtet, die Gesunde ihrerseits in die Interaktion einbringen. So wurde von einer Forschergruppe darauf hingewiesen, daß es für Krebspatienten fast unmöglich sei, die Reaktionen ihrer sozialen Umgebung auf ihr Verhalten abzuschätzen. Für gleiche Verhaltensweisen erhielten Krebserkrankte „unsystematisch und undurchschaubar positive und negative soziale Reaktionen“.¹⁹ Nach allem scheint es mir realistisch zu sein, von Ambivalenz im beiderseitigen Verhalten auszugehen und sie zunächst einmal zu akzeptieren.

Die Gefahr der psychosozialen Isolation Krebserkrankter aufgrund dieser Ambivalenzen muß jedoch deutlich gemacht werden: Das Gespräch mit Frau Albrecht enthält viele eindrucksvolle Beispiele dafür, welche belastenden Folgen ihr mehrdeutiges Verhalten auch im Umgang mit der Familie für sie hat. So achtet sie einerseits strikt darauf, daß die 21jährige Tochter und der 18jährige Sohn nicht merken, daß sie viele Tätigkeiten nicht mehr ausführen kann oder doch dabei sehr behindert ist; andererseits beklagt sie, daß die beiden oft nicht bemerkten, wie es ihr gehe. Frau Albrecht sagt: „Ich bin nicht dafür, daß der Betroffene die andern traurig macht, weil die können ja da nichts dafür.“ Kurz darauf erzählte sie dann von einem Familienausflug, bei dem es bergauf durch einen Wald ging - viel zu schnell für Frau Albrecht, die unter Atemnot litt. Sie blieb zurück und kehrte dann um in der Erwartung, daß die anderen sie suchen würden; die aber hatten ihre Abwesenheit lange Zeit überhaupt nicht bemerkt. Frau Albrecht: „Dann laufen die einfach weiter, und wir wissen gar nicht mehr, wir beide, wo die hin sind. Wir hängen hinten rum irgendwo, keine Ahnung, wo die andern geblieben sind“ (hustet). Da meine Gesprächspartnerin hier in der Mehrzahl sprach, meinte ich, daß eine zweite Person bei ihr gewesen sei. Sie fuhr dann aber fort; „Das schaffen wir nicht mehr so ganz., der Hund und ich. Dann hängen wir irgendwo im Wald rum, wissen nicht, welchen Weg die anderen genommen haben. -Jetzt hab' ich mich verschluckt.“ Danach verzeichnet das Transkript:

(Hund bellt, Frau Albrecht hustet. Längere Pause, Hund bellt.)

L.: (Die ersten zwei Wörter zum Hund:) Ja, ja! - Ich schalt' hier kurz aus, Frau Albrecht ist in die Küche gegangen. (Nach dem Wiedereinschalten des Geräts:) A.: *** bin ich umgedreht und sitz' schon 'ne Weile auf dem Baumstumpf.“

Die Szene ist mir deutlich als besonders belastende in Erinnerung. Zum einen hatte mich die Erzählung betroffen gemacht, weil darin der Hund eine menschliche Rolle zugewiesen bekam; zum andern, weil mir Aspekte der erzählten Situation in der Situation „Hier und Jetzt“ wiederzukehren schienen: Frau Albrecht,

¹⁹ R. Verres/R. Daniel, 1984.

die schwer Luft bekam und vor lauter Husten nicht weiterreden konnte, lief in die Küche, und der Hund schaltete sich aufspringend und bellend ein. Nachdem ich vergeblich versucht habe, den aufge regten Spitz 7U beruhigen, rannte er Frau Albrecht nach, während ich ratlos sitzen blieb. Dabei ging mir durch den Kopf, daß ich mich vermutlich für Frau Albrecht jetzt so verhielt wie die Personen in ihrer Erzählung, die ja auch nicht nach ihr schauten.²⁰ Wahrscheinlich ist mein Ausweichen auf eine Meta -Handlungsebene mit dem Satz: „Ich schalt' hier kurz aus" ein Zeichen meines Widerstands gegen die als Wiederholung erlebte Situation. Glücklicherweise kam Frau Albrecht recht bald zurück; zu meinem Erstaunen nahm sie noch von der Küche aus den Faden ihrer Erzählung nahezu dort wieder auf, wo sie ihn fallengelassen hatte.

Es scheint mir offensichtlich, daß sich Frau Albrecht häufig sehr verlassen fühlt und daß der Hund dann den Platz eines tröstenden Partners einnimmt. So schwer zu ertragen diese Einsicht ist - Frau Albrechts Unfähigkeit, in konkreten Situationen zu sagen: „Das kann ich nicht“, dürfte geradezu das produzierende, was dann für sie Bewältigungsfunktion gewinnt: Erlebnisse von Verlassenheit und Erlebnisse von Stärke, wobei wahrscheinlich nur der Hund eine Stütze sein darf, weil er eben doch kein menschliches Wesen ist. Das Mitgestalten und Überstehen solcher Situationen aus eigener Kraft gehören wahrscheinlich ebenso zur Bewältigungsstrategie wie Klagen über „die anderen“, von denen sich Frau Albrecht verlassen fühlt.

„Heute wird nicht gestorben“ - schon gar nicht vor'm Frühstück

Einige der mitgeteilten Zitate haben vermutlich gezeigt, daß Frau Albrecht witzig zu formulieren versteht und geradezu lustvoll erzählen kann. Diese Lust an der witzigen, oft burschikosen sprachlichen Darstellung brachte mich oft zum Lachen, und Frau Albrecht schien gerade das zu gefallen. Sicherlich war ich dadurch eine fast ideale ZuhörerIn für sie. Im Zusammenhang ausführlicher Klagen über ihren „verständnislosen“, aber doch gleichzeitig „sehr netten“ Chef, von dem sie sich gleichwohl hat wegversetzen lassen, erschien eine gewisse Stummheit dieses Chefs als seine für Frau Albrecht schlimmste Eigenschaft. Vor

²⁰ Psychoanalytisch fundierter Feldforschung zum Bereich Krankheit zufolge ist "die ‚Szene‘ in allen Interaktionen enthalten" (innerhalb der Interviewsituation). Vgl. K. Horn/Ch. Beier/M. Wolf 1983, S.IX; 51-58.

allem habe sie nie über Konflikte mit ihm sprechen können, die sich aus ihrem krankheitsbedingten Fehlen ergaben. Sie sagte: „Da gab er keine Antwort. Mit mir sprechen wollt' er ja dann nicht mehr, - Sprechen mit mir, das wollt' er nicht, bloß die Arbeit machen, das geht ja nicht./ Wer mit mir nicht sprechen möchte, oder wenn ich zum Beispiel gesagt hab', ich hab' noch Urlaub zu kriegen, dann hat er mir keine Antwort gegeben.“

In der Interviewerin scheint Frau Albrecht eine Person erlebt zu haben, die auch außerhalb der Interviewsituation mit ihr sprechen würde. Es gibt mehrere Anzeichen dafür, daß Frau Albrecht dieses Miteinanderreden außerhalb des Interviews schon in der Befragungssituation selbst realisieren wollte bzw., daß sie Teile des Gesprächs als Alltagsunterhaltung erlebte. So ergab sich z.B. einmal, daß sie beinahe meine auf dem Tisch liegende Brille statt der ihren aufgesetzt hätte, und wir scherzten darüber. Dann aber sagte Frau Albrecht: „Sie müssen aufpassen, daß wir das sprechen, was Sie brauchen, und nicht, nicht so Sachen machen.“ Eine ähnliche Ermahnung ließ sie auch später nochmals an mich ergehen. Gegen Ende des Interviews benutzte sie oft die verallgemeinernde Du -Form statt des generalisierenden „man“, etwa in der Art: „Da kannst du machen was du willst, das ist eben so.“ Ich glaube, daß meine nicht unterdrückte Freude über ihr lustvolles Erzählen zu der gelösten Atmosphäre beigetragen hat, in der das Gespräch nach etwa einer halben Stunde verlief. Dabei mag meine Erheiterung sie auch zu eben diesem Stil immer weiter angespornt haben. Vermutlich bekam ich dabei auch Geschichten und Idiome zu hören, die sie schon bei anderen Zuhörern ausprobiert hatte. Ich sehe darin jedoch keinen Informationsverlust, da gerade „musterhafte“ Sprechhandlungen aussagefähig sein können, wenn es gelingt, ihre Funktion für die Interviewsituation zu entschlüsseln.

Im Interview machte Frau Albrecht von ihrer Fähigkeit, Situationskomik zu erzeugen, reichlich Gebrauch. So erhielten später auch der Sohn und eine zu Besuch kommende Freundin ihren Part in lustigen Rollen spielen. Am häufigsten jedoch bekam der Hund diese Funktion zugewiesen.

All die kleinen Szenen, die ich selbst miterlebte, sprechen dafür, daß auch in der Realität der erzählten Geschichten die Komik, die sie in der Wiedergabe kennzeichnete, nicht ganz gefehlt haben mag. Recht bald fiel mir auf, daß komische Akzente auch in der Darstellung an sich trauriger oder konflikträchtiger Situationen erschienen. Dies betrifft sogar die wenigen Schilderungen, in denen Sterben und Tod angesprochen wurden:

Als sich Frau Albrecht nach ihrer Operation in einem Genesungsheim aufhielt und dort vor allem aufgrund der Zimmerbelegung mit acht bis dreizehn Frauen nicht wohlfühlte, muß es wohl zu tragikomischen Interaktionen gekommen sein. Darüber sprachen wir folgendermaßen:

A.: Auf einem Zimmer. Da kannst' überhaupt nichts lesen nachts, mußst ewig einschlafen um neun. Oder denen ihr Gejammer um sechs: ‚Ich will sterben, ich will sterben! Ich hab' gesagt: ‚Sind Sie ruhig, heut' wird nicht gestorben; ich hab' Sie so satt, mit Ihnen!‘ Dann hab' ich gesagt: ‚Stellen Sie Ihre Schallplatte ab, gehen Sie unter Ihre Decke, denken Sie an was anderes‘ (Transkript vermerkt: Interviewerin schnaubt). Dann war sie ruhig ...

I.: Haben Sie gesagt zu ...

A.: die Oma.

I.: ‚ner Mitpatientin?

A.: Ja, ja. Ja, ja. Das weiß ich aber noch, hab' ich ein schlechtes Gewissen gehabt. Aber 's hat ihr gar nichts geschadet, danach hat sie ihren Mund mal gehalten. Die wollt' immer früh gleich sterben, das ist keine Sache für die anderen, na - vor'm Frühstück ...

I.; Eben, das deprimiert ja so sehr, wenn man das ...

A.: vor'm Frühstück, ehe man überhaupt was Vernünftiges denken kann, ging's schon los.

Die auf mich so komisch wirkende Formulierung „Heute wird nicht gestorben“ kam mir bekannt vor; ich meinte, sie schon öfter gehört oder gelesen zu haben. Inzwischen konnte ich feststellen, daß es sich um eine vor allem in medizinischen Institutionen häufig gebrauchte Aufmunterung handelt. Offenbar drückt diese Sprachhülle nicht nur eine humorvolle Einstellung zu den menschlichen Daseinsbedingungen aus, sondern entfaltet gerade durch eine gewisse Realitätsverleugnung ein Trospotential, dessen wir wohl angesichts unserer kulturspezifischen Säkularisierung von Lehen und Sterben dringend bedürfen. In der Situation, in der sie zitiert wurde, fand es auch die Interviewerin deprimierend, über Sterben und Tod so zu sprechen, wie es die Mitpatientin in Frau Albrechts Bericht tat.

Wenn meine Gesprächspartnerin das Thema „Sterben“ berührte, betraf es immer andere Personen und geschah stets in dem mich entlastenden robust-forschen Ton. Ich selbst beschränkte mich an diesen Stellen meist auf Fragen nach sogenannten harten Daten wie in folgendem Gesprächsausschnitt:

A.: ./.. Dann trifft man sich wieder mal, alle zehn oder so. - Ich hab' also von jedem Jahr noch 'nen Gruppenrest, von dem einen sind eben schon sehr viele gestorben, leider, grad jetzt sind sie gestorben.

I.: Frauen, oder?

A.: Männer.

L.: Männer.

A.: Die Männer, ja. Frauen nicht, Männer. -Schade, schade. -Zwei ganz nette

(Frau Albrecht räuspert sich). Aus. Aber, von der letzten Kur, die leben jetzt zum Glück noch alle, und da haben wir, treffen wir uns jetzt wieder. Da waren wir acht Frauen und zwei Männer, einer ist jetzt allerdings am Sterben, aber dem telefonieren wir immer—, das ist aber alles sehr teuer, na. I.: Was für 'ne Krebserkrankung hat der? A.: Der hat einen Magen weg. I.: Ah ja.

Frau Albrechts burschikoses Sprechen über heikle Themen und die häufige Verbindung von Bedrohlichkeit und Komik, auf die ich heiter reagierte, gewannen für uns beide wohl die Funktion, zu verhindern, daß wir in der gemeinsam geteilten Gegenwart in heikle Situationen gerieten. Daß in prekären Erhebungssituationen „der im Alltag routinisierte Widerstand ganz normal - eben wie bei Laien - funktionierte“, haben auch Klaus Horn, Christel Beier und Doris Kraft-Krumm im Laufe empirischer Forschungen zu „Gesundheitsverhalten und Krankheitsgewinn“ feststellen können.“ Sie folgten dabei einem psychoanalytisch begründeten, verstehenden Untersuchungsansatz. Die Forscher/innen sehen in der Aktivierung des Widerstands beim psychoanalytisch nicht ausgebildeten Sozialwissenschaftler einen Schutz vor psychischen Gefahrensituationen, die nicht mehr handhabbar wären. Damit verhindere der Widerstand „wilde Analysen“ im Sinne Sigmund Freuds. Gleichwohl plädieren die Genannten für eine Erweiterung wahrnehmender und verstehender Kompetenz von Sozialforschern auf psychoanalytischer Grundlage. Diese Kompetenz betrachten sie als erwerbbar durch die Bereitschaft, sich Affekten und Emotionen zu stellen, die der jeweils andere, zum Beispiel der/die Interviewpartner/in, in den Forschenden auslöst. Die allgemeinere Voraussetzung dafür sei gegeben durch ein anthropologisches Potential an psychoanalytischen Wahrnehmungsformen.“

Im Rahmen dieser Methodologie betrachtet, stellt sich mein eher sperriges Verhalten in vielen der beschriebenen Situationen, vor allem im Umgang mit Frau Albrechts Sprechen über Sterben und Tod nicht nur als verstehbar, sondern wohl auch als angemessen dar.

„Lauter solche Lügen“ -

Täuschung im Leben, Täuschung im Interview?

Frau Albrecht sagte, daß sie Lügen und Ausflüchte gebrauchte, um Situationen zu überstehen, denen sie sich nicht mehr gewachsen fühle. Daß es sich in ihrer Dar-

21 K. Horn/Ch.Beier/D. Kraft-Krumm 1984, S. 32.

Stellung immer um Situationen *körperlicher* Überforderung handelte, entspricht dem Sachverhalt, daß der Fähigkeitsverlust eine Folge ihrer Krebserkrankung ist. Die weitergehende Überforderung besteht jedoch in dem Unvermögen, das Nicht-mehr-Können einzugestehen. Die Wahrnehmung dieses Zusammenhangs physischer und psychischer Grenzen scheint aber in Frau Albrechts Äußerungen nicht auf, wie auch keine ganzheitliche Betrachtung ihrer Körperlichkeit erscheint: Immer sind es *Körperteile*, die den Dienst versagen und die von Frau Albrecht „gezwungen“ werden, weiter zu funktionieren.²³ Das reflexive Eingeständnis auch psychischer Einschränkungen dürfte deshalb so schwierig sein, weil diese nicht mehr nur als Folge der Erkrankung erfahrbar sind.

Unabhängig davon, ob eine Verschiebung oder die Durchführung des Interviews die größere Belastung für Frau Albrecht gewesen wäre bzw. war, erhebt sich die Frage nach dem Realitätsgehalt ihrer Äußerungen insofern, als sich krankheitsabhängige Bewältigungsstrategien verfestigen und verselbständigen können. Mit dieser Begründung wird bewußt die Frage ausgeklammert, ob das Sich-Herausreden ein übergreifendes Lebensbewältigungskonzept Frau Albrechts oder eine Folge ihrer Krebserkrankung darstellt. Bedeutungslos ist die Frage nicht, da ihre Beantwortung auf die krankheitsbegleitenden Interaktionsstrukturen ‚ausstrahlen‘ würde. Sie aufgrund dieses Interviews entscheiden zu wollen, wäre jedoch vermessen. Statt dessen soll ein Blick auf die Gespräche mit anderen Krebskranken geworfen werden: Das Erleben von Fähigkeitsverlust spielte immer eine große Rolle, seltener jedoch das Eingeständnis gegenüber der sozialen Umgebung, wobei der Arbeitsplatz allerdings eine Ausnahme bildet. Wir wollen uns damit begnügen, festzustellen, daß der Verlust von Fähigkeiten und Leistungsvermögen im Hinblick auf die Alltagsorganisation ein großes Problem für fast alle betroffenen Gesprächspartner bedeutet.

Die Frage nach dem Realitätsgehalt der im Interview erhobenen Daten bezieht also ihre Legitimation allein aus der Möglichkeit der Gewöhnung an krankheitsbegleitende Strategien. Auf den ersten Blick scheinen die Äußerungen Frau Albrechts wirklich einiges Widersprüchliche zu enthalten. Wie dies zu interpretieren

Eine vergleichbare instrumentelle Einstellung zum Körper wurde schon früher aufgezeigt, allerdings als typisch für (französische) Unterschichtsangehörige. Vgl. L. Boltanski: Die soziale Verwendung des Körpers. In: D. Kamper/V. Rittner (Hg.): Zur Geschichte des Körpers. München/Wien 1976, S. 138 -183. -Psychotherapeuten der Psychosomatischen Klinik Heidelberg bestätigten mir für viele ihrer Karzinompatienten eine ähnlich ‚zergliedernde‘ Betrachtung des erkrankten Körpers, wie sie mir an Frau Albrecht auffiel. Dahinter siehe die angstbestimmte Einstellung: Auf einen einzelnen Körperteil kann ich notfalls verzichten - auf den ganzen Körper aber nicht.

tieren ist, wirft die Frage nach einem Bezugssystem auf: Wenn man die Ambivalenz der Verhaltensweisen und Einstellungen als Bestandteil einer offenbar notwendigen Bewältigungsstrategie akzeptiert, kann sich die Frage nach Authentizität nur als Suche nach Sinn innerhalb *dieses* Bezugssystems stellen, wobei man auf den *gesamten* Gesprächsverlauf zurückgreifen muß. Und dabei entpuppten sich die meisten Widersprüche als wechselnde Einstellungen zu den Verhaltensweisen und Handlungen von Personen der sozialen Umgebung. So fand Frau Albrecht zum Beispiel, daß ihr früherer Chef ein „Ekel“ und ein „netter Mensch“ zugleich sei, je nachdem, wie sie selbst die geschilderte Interaktion im Hinblick auf ihre Krankheit bewertete. Daß als dominantes Bezugssystem die Bewältigung krankheitsbegleitender Schwierigkeiten zu identifizieren ist und die Bewältigung der Interviewsituation diesem System untergeordnet war, dürfte nach den vorangestellten Analysen einsichtig sein: Der Kontext, den alle situativ beobachtbaren und verbal erhobenen Daten gemeinsam bilden, besagt, daß Frau Albrecht in unmittelbar erlebten Situationen krankheitsbedingter Überforderung generell nicht sagen kann: „Das kann ich nicht“; ganz gleich, ob gesunde Personen oder Mitpatienten, ob die Interviewerin oder Familienmitglieder die Interaktionspartner sind. Dies in Abrede zu stellen, hieße aber auch, die Befragte noch auf selbstreflexiver, metakommunikativer Ebene der Täuschung zu bezichtigen, und das schließlich er gäbe keinerlei Sinn mehr (außer dem, Frau Albrecht als verwirrte, nicht ernst zu nehmende Interaktionspartnerin in einem quasi pathologischen Sinne zu diskriminieren).

Methodologischer Exkurs

Die Beschränkung auf Sinnsuche innerhalb des Bezugssystems „Bewältigung von Krankheit“ mag enttäuschen oder nicht. Dies hängt davon ab, welchen Erkenntniswert man einem Einblick in die oft diffus erscheinenden Interaktionsstrukturen um Krebserkrankungen beimißt und welches Veränderungspotential man einem besseren Verstehen von Verhaltens- und Einstellungsambivalenzen zuschreibt. Darüber hinaus sollte auch Wissenschaft einen Rest an Nichtwissen zu akzeptieren lernen, wenn die Erhellung dieses Rests nur noch wissenschafts-immanenten Zielen dient und nur um den Preis des Einbruchs in die selbstverständliche, unhinterfragte Wirklichkeit der „natürlichen Einstellung“²⁴ zu erreichen ist. Das heißt konkret: In jedem Fall nachzuhaken, wo Frau Albrecht viel-

24 „In der natürlichen Einstellung finde ich mich immer in einer Welt, die für mich fraglos und selbstverständlich ‚wirklich‘ ist.“ Ein wesentlicher Aspekt dieser für das alltägliche Leben kennzeichnenden Einstellung ist die „Idealität des ‚Ich Kann Immer Wieder‘“. A. Schütz/Th. Luckmann 1979, S. 25;29.

leicht in bezug auf die objektive Realität getäuscht haben könnte, brächte keinen Gewinn mehr für das von einem praktischen Interesse her motivierte Bemühen um Verstehen und Veränderung, bedeutete aber sicherlich ein dann sinnloses Fragwürdigwerden existentiell notwendiger Lebensstrategien.²⁵

Diese Ausführungen könnten mißverstanden werden. Sie sind kein Plädoyer für puristisch aufgefaßte Interaktionsabstinenz der Forschenden. Befragte erkennen sehr schnell, ob man sie als Gesprächspartner in einem alltäglichen Sinne ernst nimmt oder nicht. Und das bedeutet zunächst einmal, daß dann nachgefragt werden kann und sollte, wenn interessierte und teilnehmende Interaktionspartner/innen in sogenannten natürlichen Gesprächssituationen auch fragen würden. Andreas Witzel hat anlässlich seiner Beschäftigung mit dem problemzentrierten Befragungstypus zu recht darauf hingewiesen, daß ein „Verhörcharakter“ des Interviews dann nicht zu befürchten ist, wenn „ein am Problem orientierter Forscher/Interviewer über das Bemühen um Verständnis im Gespräch Interesse und Vertrauen bei dem Befragten weckt“²⁶. Nach meiner Erfahrung entsteht der Eindruck eines Verhörs gerade erst dadurch, daß im Gespräch weit zurückliegende Fragen am Ende wieder aufgegriffen werden, weil sich dann die Interviewsituation zu weit von einer alltäglichen Gesprächssituation entfernt. Da jedoch in welchem Grad auch immer offene Interviews letztendlich keine „natürlichen“ Situationen sind²⁷, reicht auch das am alltäglichen Gesprächsverhalten orientierte Fragen nicht aus. So sind für Witzel neben Rückspiegelungen und Verständnisfragen auch Konfrontation eine Sondierungstechnik des problemzentrierten Interviews, dessen Ziel ja nicht nur Materialgewinnung, sondern eben auch Verständnigene-

25 Aus ähnlichen Überlegungen heraus haben wir im Projekt die Schuldzuweisungen, die viele Betroffene vor allem hinsichtlich verzögerter Diagnosen gegenüber ihren Ärzten vornahmen, nur insofern ‚überprüft‘, als wir (andere) Ärzte generell fragten, ob und wie sie sich die oft sehr schwerwiegenden Vorwürfe erklären könnten. Die meisten Mediziner konnten sie sich erklären, sie wiesen z.B. auf die schwierige Diagnosestellung in einem frühen Erkrankungsstadium hin.

26 A. Witzel 1982, S. 76.

27 Ch. Hopf bezeichnet das qualitative Interview in Abgrenzung zu „egalitären“ Diskussionen etwa in der Handlungsforschung als „Pseudo-Gespräch“, während B. Hildenbrand auch Interviews wie ein „Gespräch unter guten Bekannten“ geführt hat, allerdings auf der Basis einer längeren Begleitung der betreffenden Familie. Vgl. Ch. Hopf 1980, S. 107; B. Hildenbrand 1983, S. 159. Die Interviews, die ich im Rahmen des Projekts „Heilkur und Krebs“ mit Frauen geführt habe, liegen an unterschiedlichen Punkten einer vorgestellten Skala, die von einer Art „Pseudo-Gespräch“ bis hin zu „Gesprächen unter Bekannten“ reicht. Tatsächlich kannte ich manche Frauen bereits längere oder kürzere Zeit. Es ist aber schwierig, zu sagen, ob stärkere Natürlichkeit der Situation immer mit längerer Bekanntschaft der Beteiligten korreliert – gerade unter guten Bekannten kann die Interviewsituation als besonders künstlich empfunden werden.

rierung sei.²⁸ Hörn/Beier/Kraft-Krumm heben hervor, daß der/die Interviewer/in die Zusammenfassung von Sinnzusammenhängen leisten müsse deren vorbereitete Präsenz bei den Befragten aufgrund des Gesprächsverlaufs anzunehmen sei; sie betrachten Konfrontationen, Klärungsversuche und Interpretationsangebote als (Mitte) der Integration von Forschung und praktischer Veränderung.²⁹

Methodenreflexion im sozialwissenschaftlichen Interview ist also nicht schon durch die Entscheidung für Wie-kam-es- und Was-gesah-dann-Fragen³⁰ oder die Anwendung der Rückspiegelungstechnik gewährleistet. Gerade bei der Beschränkung des Interviewerhaltens auf vermeintlich erzählmotivierende „Mhm-Mhm“-Produktionen und Rückspiegelungen müssen sich die Befragten, die beim Befragenden schließlich keine Therapie machen wollen, geradezu auf den Arm genommen vorkommen. Mit dem Rückzug auf eine dogmatisch verstandene Interaktionsabstinenz weist man den Gesprächspartnern einen ihnen in dieser Situation nicht zukommenden und von ihnen nicht akzeptierten ‚Patienten‘-status zu und leugnet gleichzeitig die eigene Mitverantwortung für gemeinsame Erfahrungsproduktion und -aneignung³¹.

Alle diese Aspekte lassen sich jedoch nicht zu einer ein für allemal gültigen Methodologie zusammenfassen. Problem-, persönlichkeits- und situationsgebundene Faktoren entscheiden über das jeweils angemessene Vorgehen. So dürfte zum Beispiel ohne weiteres einsichtig sein, daß im Interview mit der von Krebs betroffenen Frau Albrecht gegenüber Konfrontationen größere Zurückhaltung geboten war als dies etwa im Gespräch mit einer gesunden Person der Fall sein muß. Schließlich ist zu beachten, daß Interviews, auch wenn sie per se keine therapeutischen Situationen sind, doch eine therapeutische Funktion gewinnen können. Dies trifft vor allem für Gespräche über kritische Lebensereignisse zu, wenn sich im Alltag der Befragten bisher keine Gelegenheit geboten hat, einmal ausführlich darüber zu sprechen.³² Insofern aber jedes Interview, das biographische Ereignisse berührt, stets auch ein Stück Selbstkonfrontation und -Verständigung darstellt, ist bei diesem Befragungstypus im Prinzip immer mit der genannten Funktion zu rechnen. Zusammenfassend läßt sich sagen: Offene Interviews, und vor allem solche über besonders heikle Probleme, erfordern von den

18 A. Witzel 1982, S.98-107.

29 K. Horn/Ch. Beier/D. Kraft-Krumm 1984, S. 32

30 Die Beschränkung auf diese Frageformen wird häufig an F. Schützes Technik des „narrativen Interviews“ kritisiert. Vgl. A. Witzel 1982, S.49.

31 Zu „Sprache als Produktion und Aneignung von Erfahrung“ vgl. U. Maas 1979, v.a. S. 15-58. Der von Maas entfaltete Sprachbegriff hat die Analysen der sprachlichen Handlungen im Interview mit Frau Albrecht wesentlich mitgetragen.

32 Vgl. U. Heilborn-Maurer/G. Maurer 1984.

Interviewenden ein ausbalancierendes Eingehen auf die Bedürfnisse und Möglichkeiten der Befragten, der eigenen Person und auf die Erfordernisse des Forschungsziels. Die Fähigkeit, allen drei Potentialen gerecht zu werden, kann nur das Ergebnis langer Erfahrung und der Bereitschaft sein, sich auch auf die Besonderheiten und Grenzen der eigenen Person einzulassen - aber auch dann ist die Gewähr des Glückens im einzelnen Fall nicht zwangsläufig gegeben. Das vorliegende Gespräch mit Frau Albrecht zeigt die Interviewerin tastend in diese mehr theoretisch erarbeitete als praktisch bewährte Richtung. Die Situation, in der ich mich zu fragen entschloß: „Und wenn Sie's nun offen sagen würden?“ veranlaßte das methodisch reflektierte Bekenntnis zu Nachfragen und Konfrontationen stärker als alle vorgängige Theorie. Zu zeigen, wie schwierig es sein kann, dabei ‚weit genug‘ und doch nicht ‚zu weit‘ zu gehen, ist der ein Grund, aus dem ich dieses Interview ausgewählt habe. Der andere besteht darin, die Akzeptanz von Wissensgrenzen zu begründen.

E in Ballkleid als Repräsentant von Alltagsfähigkeiten - zur Rolle inkongruenter Erfahrungen und Milieuaspekte

Die Situation, in der das Gespräch mit Frau Albrecht stattfand, wurde nicht nur von dieser selbst und der Interviewerin gestaltet: Mehrmals traten Frau Albrechts Sohn und auch eine Freundin auf, mit denen meine Partnerin jeweils ‚Zwischengespräche‘ führte. Auch kamen mehrere Anrufe, und Frau Albrecht fertigte die Anrufenden keineswegs kurz ab. Um diese Telefonate nicht gleich mitaufzunehmen, mußte ich das Aufnahmegerät öfter ausschalten. Mitunter ließ sich auch Frau Albrecht mit dem Abnehmen des Telefonhörers viel Zeit; auf diese Weise sind längere Ausführungen von ihr durch Telefongeklingel und Hundegekläff überlagert. Wieder andere Gesprächsabschnitte sind auf dem Band nicht zu verstehen, weil das Geräusch der laufenden Waschmaschine durch die offenstehende Küchentür drang oder Frau Albrecht, die Maschine bedienend, von der Küche her zu mir sprach. So sind noch im Transkript sichtbare Zeichen dafür vorhanden, wie sehr die häusliche Umgebung und Frau Albrechts Sozialkontakte die Situation mitbestimmten.

Durch die Gleichzeitigkeit von Reden und Lärm fühlte ich mich zunächst sehr genervt; erst als ich imstande war, dieses Akustik- und Bewegungs-, Chaos' als Konstituente der Situation zu akzeptieren, konnte ich die erzwungenen Pausen genießen. Aber nur ganz allmählich ging mir auf, daß dieses ganze Drumherum etwas bedeuten könne, wobei mir auch wieder das jetzt am Wohnzimmerschrank hängende Ballkleid einfiel. Möglicherweise hatte eine etwa in der Mitte des Gesprächs gefallene Aussage Frau Albrechts mein Verstehen vorbereitet; mir

ist erinnerlich, daß ich bei dieser Gesprächsstelle besonders aufhorchte, weil Frau Albrecht darin erwähnte, daß sie Puppen habe. Es war die Stelle, an der sie über ihr anfängliches Mißbehagen in dem Genesungsheim sprach. Wie sie diesem Mißbehagen selbst ein Ende bereitet habe, schilderte sie so: „./.. Ja, da hab' ich zur Schwester gesagt, ich möchte so gern 'n Einzelzimmer, ich hol' meine Geige und meine Bücher und meine Puppen und dann geht's mir schon bedeutend besser. Und dann hab' ich das alles erlaubt gekriegt.“

Die Gegenstände, nach denen sich Frau Albrecht in ihrer Darstellung sehnte, stellten offenbar mehr für sie dar als nur die Möglichkeit, sie zu gebrauchen. Sie schienen die Kraft zu haben, die fremde Umgebung vertraut zu machen, sinnvoll das Leben dort zu ermöglichen, wo Frau Albrecht zunächst wenig selbst-bezogenen Sinn entdecken konnte.

Es sind jedoch nicht die vertrauten Gegenstände an sich, die diese Fähigkeit haben. Als Bestandteile eines Erfahrungszusammenhangs, in dem sich Frau Albrechts Leben vor der Operation vollzog, repräsentierten sie in der fremden Umgebung weiterhin eine komplexe Beziehung mit eigener Geschichte, die Voraussetzung und Manifestation eines selbstverständlichen, alltäglichen Lebensvollzugs ist. Puppen, Bücher und Geige wurden für Frau Albrecht Verbündete in ihrem Widerstand gegen jenen Einbruch von Ungewohntem in gewohnte Zusammenhänge, der fast immer als Folge schwerer Krankheit erfahren wird³³, mitunter ihr aber auch vorausgeht. Sie sind Instrumente der Umwandlung von Fremdheit in Vertrautheit und zugleich Symbole selbstverständlicher Beziehungen; sie repräsentieren das „Milieu“³⁴, das Frau Albrecht vertraut ist, weil sie an dessen Konstruktion unhinterfragt handelnd beteiligt war und weil sie selbst Teil dieses Zusammenhangs ist. Milieu konkretisiert sich in Alltagssituationen in der Familie; Kennzeichen dieser Situationen ist die vorreflexive Orientierung innerhalb eines räumlichen, zeitlichen und beziehungsmaßigen Rahmens. Den räumlichen Rahmen bildet vor allem die Wohnung, den zeitlichen die eigene Biographie und die der Familie sowie die gemeinsame, zur Routine gewordene Organisation alltäglicher Abläufe. Der Beziehungszusammenhang schließlich konstituiert sich nicht nur als einer zwischen den Personen, die dies alles teilen, sondern auch als Zusammenhang zwischen den Personen und den Gegenständen um sie herum.

Das interview, das ich mit Frau Albrecht führte, fand in eben dem Milieu statt, unter dessen vorübergehendem Verlust Frau Albrecht in dem ihr fremden

35 Vgl. J. Dornheim 1983, S. 72-78-

34 Der hier verwendete Begriff „Milieu“ folgt der Explikation in B. Hildebrand 1983, S. 17-24. Vgl. auch R. Grathoff: Über Typik und Normalität im alltäglichen Milieu. In: W.M. Sprondel/R. Grathoff (Hg) 1979, S. 89-107.

Genesungsheim litt. Ihrer Darstellung nach steuerte sie diesem Verlust handelnd entgegen. Auch die Interviewsituation an sich mag ihr zunächst als fremde Situation erschienen sein, als nicht zu ihrem Milieu gehöriges Element. Hinzu kommt, daß in dieser an sich schon fremden Situation über einen Erfahrungsbereich gesprochen werden sollte, der seinerseits ein Fremdwerden im Alltag repräsentiert. So betrachtet, muß Frau Albrecht das Gespräch mit mir als Konfrontation mit vielfach kumulierter Fremdheit antizipiert haben, und verständlich wird dann, wenn sie ihr häusliches Milieu als Widerstandspotential mobilisierte;

Da Frau Albrecht mir ihre *spezifischen*, und das heißt für sie primär, beruflichen Fähigkeiten nur mittelbar, in ihren Berichten, demonstrieren konnte, gewannen wohl ihre *allgemeinen* Fähigkeiten zur Alltagsbewältigung umso größere Bedeutung. Möglicherweise durfte ich deshalb Frau Albrecht bei so vielen alltäglichen Betätigungen ‚zuschauen‘: beim Waschen, Teekochen, bei der telefonischen Kontaktpflege mit Bekannten, beim Disput mit ihrem Sohn um ein reparaturbedürftiges Auto, beim Umgang mit dem ihr sehr ergebenen, aber nicht immer folgsamen Hund. Eine dies alles aber überragende Fähigkeit hob Frau Albrecht besonders hervor: die Teilnahme an einem Tanzstundenball und das besonders schwierige Nähen eines Ballkleides. Dabei wurde das Thema „Leistungsvergleich“ bereits zu Beginn unseres Miteinanders angeschlagen: Ich hatte ja den Schnitt und die Sauberkeit der Nähte zu begutachten, während ich, die „Szene“ noch nicht verstehend, zwar auch die saubere Näharbeit lobte, mich aber vor allem von der Struktur und Farbe des Stoffes angetan zeigte. Immerhin dürfte in dieser Szene zwischen uns ausgehandelt worden sein, daß jede von uns über ihre eigenen Fähigkeiten verfügt und daß wir dies wechselseitig anerkennen.

Frau Albrecht und ich brachten kongruente und inkongruente Erfahrungsbereiche in die Situation ein: Inkongruenz bestand darin, daß ich ihre Erfahrung einer Krebserkrankung nicht teilte und sie die meinen als einer gesunden Person nicht mehr. Kongruente Erfahrungen brachten wir dadurch ein, daß wir beide Frauen und beide in demselben „Milieu“, wenn auch mit unterschiedlichen Funktionen, berufstätig sind und derselben Frauengeneration angehören. Die Fähigkeiten, die Frau Albrecht zunächst demonstrierte, entstammen sowohl den übereinstimmenden als auch den ‚überhängenden‘ Erfahrungsbereichen: Ein Ballkleid zu benötigen und es selbst zu nähen, hat in der Sicht von Frau Albrecht einen Bezug zum Leben jeder Frau — ob jede Frau das Kleid auch nähen kann, ist dann die Frage, anhand der die je persönlichen, nicht mit allen Frauen geteilten Fähigkeiten zu identifizieren sind. Ein Ballkleid trotz einer überstandenen Operation wegen Krebs zu benötigen und es trotz einer manuellen Behinderung zu nähen, demonstriert dann noch zusätzliche Fähigkeiten, in bezug auf die eine Gesunde von vornherein nicht konkurrieren kann.

Daß das Ballkleid Frau Albrecht darüber hinaus auch an die Niederlage im Leistungsvergleich mit ihrer gesunden Mutter erinnerte, versuchte sie mehrfach zu bearbeiten. Ob dabei meine Hinweise auf die Möglichkeit offenen Eingeständnisses des Nicht-Könnens hilfreich waren, muß offenbleiben. Denkbar ist, daß die vielen Schilderungen von vermeintlichen Situationen des Versagens dadurch erst möglich wurden. Denkbar ist aber auch, daß Frau Albrecht dieser ‚Ratschläge‘ nicht bedurfte und sie sogar ablehnte, weil sie von einer Gesunden kamen, einer Person also, die aufgrund des inkongruenten Erfahrungsbereichs „Schwere Krankheit/Behinderung“ einfach gut reden hat. Fest steht, daß Vergleiche mit anderen Personen, Kranken wie Gesunden, mit dem eigenen Können früher und Berichte über Siege und Niederlagen als eine Art Leitmotiv in den Äußerungen Frau Albrechts immer wiederkehrten. Traurig macht angesichts dessen die Erkenntnis, wie sehr die Apotheose von Leistung, die für unsere Gesellschaft immer noch kennzeichnend ist, offenbar selbst noch den Alltag einer wegen Krebs operierten Frau bestimmt und damit auch noch das Gespräch unter Frauen über eben diesen Alltag. Traurig stimmt nicht zuletzt, wie schwer es ist, andere Erfahrungen miteinander zu machen, selbst wenn das Problem bewußt ist und zur Lösung drängt.

Im Sohn, in der Fremdin und den anrufenden Bekannten Frau Albrechts, in ihrem Hund, der laufenden Waschmaschine, beim Teetrinken, Telefonläuten und im halbfertigen Ballkleid trat mir das Alltagsmilieu meiner Gesprächspartnerin gegenüber, das für sie die Funktion von Selbstbehauptung hatte. Daß diese „Milieubestände“ vor meinem Besuch existierten und ihn überdauerten, sollte als Hinweis darauf verstanden werden, daß Interviewpartner, zumindest in ihrer vertrauten Umgebung, nicht schon per se isolierte, den Forschenden ausgelieferte Individuen sind, sondern nur dazu degradiert werden können. Dies zu verkennen und die gemeinsame Datenproduktion im offenen Gespräch einseitig als Forscherleistung ab- oder aufzuwerten, hieße, durch Akte akademischer Anmaßung die Befragten noch im Nachhinein ihres Subjektstatus' und ihrer Alltagsfähigkeiten zu enteignen. Wenn Utz Maas im Kontext der Entfaltung einer gesellschafts- und kulturwissenschaftlich fundierten Sprachtheorie über den Linguisten sagt: „Seine wissenschaftliche Praxis ist immer nur parasitisch zu seiner sozialen Praxis in der Untersuchungssituation möglich“³⁵, so gilt das sicherlich nicht nur für Linguisten und hat als Aufforderung, die Wahrnehmung für diese Zusammenhänge zu schärfen, unbedingte Gültigkeit. Dennoch: gerade weil die soziale Praxis in Untersuchungssituationen immer eine wechselseitige zwischen den Beteiligten ist, darf die parasitische Entfaltung von Wissenschaft nicht als unhintergebar gesetzt werden. Dies bedeutete eine vorgängige Absage an jeden

35 U. Maas 1979, S. 29.

Versuch, Veränderungen durch Integration von theoretischem und lebenspraktischem Interesse herbeizuführen. Übrig bliebe der Rückzug auf ‚richtige‘ Innerlichkeit in unabänderlich falschen Verhältnissen.

Literatur

- Bausinger, Herma nn: Heilkultur und Krebs - Untersuchung kultureller Determinanten und sozialer Bedeutungen von Krankheitsbildern. Tübingen 1980 (unveröff. Manuskript).
- Dornheim, Jutta: Kranksein im dörflichen Alltag - Soziokulturelle Aspekte des Umgangs mit Krebs. Tübingen 1983 (Untersuchungen des Ludwig -Umland-Instituts, Bd. 57).
- Heilborn-Maurer, Ursula/ Maurer, Georg: „Dann frag' ich mich oft auch immer wieder: Warum bloß, warum?“ Deutung und Schuld - Aspekte der Auseinandersetzung Zurück - bleibender mit einem Suicid. Escheint in: Arbeitskreis Leben e.V /Karl -Heinz Schuldt (Hg.): Lebenskrisen - Möglichkeiten der Bewältigung. Rangendingen 1984.
- Hildenbrand, Bruno: Alltag und Krankheit. Ethnographie einer Familie. Stuttgart 1983.
- Hoffmann-Riem, Christa: Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie - Der Datengewinn. - In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 32/ 1980, S.339-372.
- Hopf, Christel: Die Pseudo -Exploration - Überlegungen zur Technik qualitativer Interviews in der Sozialforschung. In: Zeitschrift für Soziologie Jg. 7/1978. H.2, S.97-115.
- Horn, Klaus/Beier, Christel/Wolf, Michael: Krankheit, Konflikt und soziale Kontrolle. Eine empirische Untersuchung subjektiver Sinnstrukturen. Opladen 1983.
- Hörn, Klaus/Beier, Christel/Kraft-Krumm, Doris: Gesundheitsverhalten und Krankheitsgewinn. Zur Logik von Widerständen gegen gesundheitliche Aufklärung. Opladen 1984.
- Huber, Günter L./Mandl, Heinz (Hg.): Verbale Daten. Eine Einführung in die Grundlagen und Methoden der Erhebung und Auswertung. Weinheim/Basel 1982.
- Januschek, Franz: Arbeit an sprachlichen Handlungsmustern. In: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 16/Sept. 1980, S. 163-192.
- Jeggle, Utz: Geheimnisse der Feldforschung. In: Heide Nixdorff/Thomas Hauschild (Hg.): Europäische Ethnologie. Theorie- und Methodendiskussion aus ethnologischer und volkskundlicher Sicht. Berlin 1983, S. 187-204.
- Maas, Utz: Kann man Sprache lehren? Für eine andere Sprachwissenschaft. 2. Aufl. Frankfurt/M. 1979.
- Reemtsma, Jan Philipp/Dahmer, Helmut u.a.: Hamburger Institut für Sozialforschung 1984. Hamburg 1984.
- Schütz, Alfred/ Luckmann, Thomas: Strukturen der Lebenswelt. Bd. 1, Frankfurt/M. 1979.
- Schütze, Fritz: Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen: Kommunikative Sozialforschung. München 1976, S. 159-260.
- Schütze, Fritz: Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien - dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen. Bielefeld 1977.
- Schwendtke, Arnold: Zum Begriff der „Situation“ in der gegenwärtigen Psychologie und Soziologie und seine Relevanz für die empirische Beratungs - und Therapieforschung. Trier 1984 (unveröff. Manuskript).
- Sprondel, Walter M./Grathoff, Richard (Hg.): Alfred Schütz und die Idee des Alltags in den Sozialwissenschaften. Stuttgart 1979.
- Verres, Rolf/Faller Hermann u.a.: Subjektive Krankheitstheorie: Einige Möglichkeiten und einige Schwierigkeiten bei der Analyse gesundheitsbezogener Kognitionen und Emotionen. Heidelberg 1984 (unveröff. Manuskript).
- Verres, Rolf/Daniel, Renate: Krebspatienten in der Wahrnehmung ihrer Mitmenschen. In: Almuth Sellschopp/Reinhold Schwarz (Hg.): Psychologische Probleme bei Brustkrebs. Heidelberg 1984.
- Witzel, Andreas: Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Überblick und Alternativen. Frankfurt /New York 1982.

„Wir sind doch alles Weiber“

Gespräche unter Frauen und weibliche Lebensbedingungen.

Anthropologen und Anthropologinnen gaben früher als andere Wissenschaftler Auskunft über Erlebnisse und Gefühle bei ihrer Forschungsarbeit und machten damit bisher nicht bewußte oder auch verschwiegene Daten zugänglich, die den Forschungsprozeß beeinflussen. Sicher ist es nicht zufällig, daß sie dieses unkonventionelle Material veröffentlichten; denn beim Leben in einer fremden Kultur werden wir nicht nur mit den Normen und Verhaltensweisen der fremden Kultur konfrontiert, sondern auch die eigenen erfahren eine Konfrontation. Das Heraus-treten aus dem abgesicherten Wissenschaftsraum fördert oder erzwingt geradezu die Reflexion über das, was zwischen Beobachter/-in und Beobachtetem/-r geschieht.

Die Irritation, die durch eine fremde Kultur ausgelöst wird, muß von einer Forscherin noch heftiger erfahren werden als von einem Forscher, da weder ihr Platz innerhalb der Wissenschaft so sicher und selbstverständlich ist wie der ihres Kollegen, noch das Hinausgehen in eine fremde Welt von ihrer Umgebung, von ihr selbst und in der Regel auch von den Angehörigen einer anderen Kultur für normenkonform angesehen wird. So verwundere es auch nicht, daß eine Frau die erste war, die ihre persönlichen Reaktionen während der Feldarbeit beschrieb.¹

Um ähnliche Erlebnisse systematisch zu sammeln, forderte Peggy Golde amerikanische Anthropologinnen auf, speziell über Erfahrungen zu berichten, die sie auf Grund ihres Geschlechts gemacht hatten.² Die Wichtigkeit, grundsätzlich den subjektiven Anteil in der Feldarbeit und die Verstricktheit des/-r Forschers/-erin in seinen/ihren Untersuchungsgegenstand zu diskutieren, begründet sie

¹ Es war Laura Bohaman, die 1954 - interessanter Weise unter einem Pseudonym - eine literarisch abgefaßte Arbeit über ihr Leben und Forschen in einem afrikanischen Dorf veröffentlichte. Eleonore Bowen: *Return to Laughter*. New York 1954.

² Diese Berichte sind veröffentlicht in: Peggy Golde (Hg.): *Women in Field. Anthropological Experiences*. Chicago 1970. Die Herausgeberin vermutet in der Einleitung, daß Frauen für die Einschätzung des Einflusses des Geschlechts auf die Feldforschung auf Grund ihrer gesellschaftlichen Situation geeigneter seien als Männer.

u.a. damit, daß „The chief Instrument of research, the anthropologist herself“ sei. Die genaue Analyse der Interaktion zwischen Beobachter/-in und Beobachtetem/-r hält sie nicht nur aus methodischen Gründen für wichtig, sondern aus dem Material subjektiver Feldforschungsberichte lassen sich ihrer Meinung nach auch theoretische Erkenntnisse über kulturelle Prozesse herausfiltern.'

Ähnlich argumentiert Devereux aus psychoanalytischer Sicht. Er hält die Übertragung und die Gegenübertragung im Interaktionsprozeß zwischen Beobachter/-in und Beobachtetem/-r für „das entscheidende Datum jeglicher Verhaltens Wissenschaft.“ Deshalb plädiert er dafür, „die Schwierigkeit an sich als fundamentales Datum zu behandeln.“ Das ist offensichtlich leichter gesagt als getan. Denn es gibt in der Literatur wenig Beispiele, in denen der Erkenntnisprozeß unter Einbeziehung des Einflusses der Persönlichkeit des/der Forschers/-erin in einzelnen Schritten dargestellt wurde. Dabei wäre meiner Meinung nach eine solche Vorgehensweise die Chance, dem entgegenzuwirken, was Maya Nadig/Mario Erdheim mit „Kulturvernichtung“ als Ergebnis vieler ethnographischer Arbeiten bezeichnen. Sie meinen damit, daß lebendige Erfahrungen im Prozeß der Interpretation und Darstellung wissenschaftlichen Normen entsprechend uminterpretiert werden. Das, was übrigbleibe, sei dann „nur noch die Asche der Erfahrungen.“⁵

Bei einem Feldforschungsprojekt in der eigenen Kultur wurde ich mit der Nase darauf gestoßen, daß die Geschlechtszugehörigkeit maßgebend das Geschehen im Feld beeinflusst. Während der Arbeit wurde mir immer bewußter, diesen Einfluß zu ignorieren würde eine verfälschende Interpretation der Daten zur Folge haben und zusätzlich den Verzicht auf die Wahrnehmung einer wichtigen kulturellen Dimension bedeuten.

Wir waren drei Frauen, die innerhalb einer Studentenprojektgruppe, die die Lebensweise der Bewohner eines Dorfes der näheren Umgebung von Tübingen untersuchen wollte, sich die Aufgabe gestellt hatten, das Leben der Frauen - auch in seinen historischen Veränderungen - zu erforschen. Die Ergebnisse der Arbeit der Gesamtgruppe sollten im Dorf in Form einer Ausstellung präsentiert werden. Unser methodisches Vorgehen orientierte sich an Vorgehensweisen aus der Ethnologie. Aufgezeichnete Gespräche und Beobachtungen sollten die wichtigsten Grundlagen für unsere Analyse sein. Nach einer kurzen Anfangsphase gemeinsamer Arbeit der Gesamtgruppe, in der es vor allem darum ging, unser Vorhaben im Dorf bekanntzumachen, planten und führten die Gruppen die

5 Ebd. S.2f.

4 George Devereux: Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. Berlin 1976, S. 17 u. 18.

5 Maya Nadig/Mario Erdheim: Die Zerstörung der wissenschaftlichen Erfahrung durch das akademische Milieu. In: Berliner Hefte 15. Berlin o.J., S. 36.

Gespräche weitgehend selbständig. Über den Fortgang der Arbeit wurde in regelmäßigen Treffen aller Gruppen berichtet und diskutiert. Das Projekt wurde nicht abgeschlossen, weil die Gesamtgruppe sich zerstritt, und Widerstände im Dorf die Arbeit erschwerten."

Uns drei Frauen hatten es die Frauen im Dorf angetan. Unsere Neugierde hatte während der Arbeit zugenommen. Wir wollten mehr über das Leben der Frauen erfahren, deshalb arbeiteten wir alleine weiter.⁷ Wir ahnten mehr, als daß wir es reflektierten, daß wir auch einiges über uns erfahren würden, wenn wir nicht aufgaben. Die Arbeit hat sich über lange Zeit hingezogen. Zeitweilig haben wir keinen Kontakt zum Dorf gehabt. Zur Zeit schreibt jede von uns mit unterschiedlichen Themen eine Magisterarbeit über diese Untersuchung.

Wir haben es oft als qualvoll empfunden, die Untersuchung nicht schneller abschließen zu können. Heute denke ich, das war die Chance, die Nähe, die wir zu den Untersuchten hatten, zu verarbeiten, um verstehen zu können. Mit verstehen meine ich, daß sich einzelne Beobachtungen zusammenfügen und zu einer Denkperspektive verdichten, die in einen Erklärungszusammenhang mündet. Dazu ist wie beim Betrachten eines Mosaiks Distanz notwendig. Denn die einzelnen Teile aus der Nähe betrachtet, ergeben noch kein Bild. Gespräche unter uns drei Frauen, Gespräche mit anderen und das Lesen vor allem ethnologischer und feministisch-wissenschaftlicher Literatur haben die Selbstreflexion angeregt und die Distanz zu unserem Material ermöglicht. In den folgenden Ausführungen versuche ich die Ergebnisse dieses Prozesses anhand einiger Beispiele darzustellen.

Frauen sind vor allem Frauen

In der ethnologischen Literatur wird häufig darauf hingewiesen, wie wichtig es für die Interpretation des Materials ist, zu erkennen, welche Positionen - bzw. Rollenbeschreibung der/die Beobachter/-in erhalten hat.⁸ Es kursieren absurde

6 Bericht des Projektleiters über die Arbeit in K: Utz Jeggle: Geheimnisse der Feldforschung. In: Europäische Ethnologie. Theorie und Methodendiskussion aus ethnologischer und volkkundlicher Sicht. Sonderdruck. Veröffentlichung des Museums für Völkerkunde Berlin, Staatliche Museen Preußischer Kulturbesitz. Berlin 1982.

7 In der verbleibenden Gruppe arbeiteten Bärbel Brugger, Heidi Staib-Eisele und ich. Interviews führten wir immer zu zweit. Außerdem erstellten wir Protokolle über die Atmosphäre und unsere Emotionen während der Interviews, sowie über die Gespräche, die vor Einschalten und nach dem Ausschalten des Tonbands liefen.

8 Vgl. z.B. Rolf Lindner: Die Angst des Forschers vor dem Feld. In: Zeitschrift für Volkskunde, 77.Jg., 1981, S. 58f.

Geschichten darüber, wie untersuchte Stämme in schlauer Antizipation der Situation eigens für die Ethnologen exotisches Material produzierten. In der Anfangsphase unserer Arbeit in K. passierte etwas Ähnliches. Die Bewohner erzählten uns besonders gern von alten Festen und Bräuchen. Wir hatten uns als Volkskundler eingeführt. Das hatte sie animiert, uns diese Themen anzubieten. Bei den Einzelgesprächen mit den Frauen spielte dieser Aspekt fast keine Rolle. Nur Frau G., die sich als Kontaktknüpferin im Dorf angeboten hatte, versuchte immer wieder, die Gespräche auf Trachten und ähnliche Themen zu lenken. Interessanter Weise ist sie, die gerne die Traditionen des Dorfes dargestellt hätte, durch Heirat ins Dorf zugezogen.

Nachdem wir schon viele Gespräche geführt hatten, gab es in Bezug auf die Rollenzuweisung ein Schlüsselerebnis. Frau B., 70jährige Witwe, erzählte im Beisein ihrer 11 Jahre jüngeren Cousine die Geschichte von einem jungen Mädchen aus dem Nachbarort, das sich in einen jungen Mann aus Lima verliebt hatte und ihn geheiratet hatte. Diese Liebe endete laut Erzählung wegen sexueller Schwierigkeiten des Paares. Frau B. erzählte die Geschichte sehr ausführlich und farbig und die sexuellen Probleme offen und freizügig. Während ihrer Erzählung verspürte ich ein Unbehagen und Schamröte überzog mein Gesicht. Frau B. reagierte darauf mit dem Satz: „Wir sind doch alles Weiber!“ Sie hatte mich entlasten wollen und unser anschließendes gemeinsames Gelächter beweist, daß ihr das gelungen war. Aber sie dokumentierte damit auch, daß wir in ihrem Bewußtsein ausschlaggebend als Frauen registriert waren und weniger als Vertreterinnen der Institution Universität. Die Geschlechtszugehörigkeit bestimmte ihre Wahrnehmung von uns und ihr dementsprechendes auf uns gerichtetes Verhalten.

Nicht nur der als Entlastung dienende Satz deutet auf diesen Tatbestand hin, sondern auch das Erzählen des Liebesdramas als solches. Die Geschichte hat vordergründig keinen informativen Gehalt in Richtung auf unsere Fragestellung. Im Gegenteil, nicht der lebensgeschichtlich erfahrene dörfliche Alltag der Erzählerin kommt zur Sprache, sondern eine von unserem Thema abschweifende außergewöhnliche Geschichte einer Frau, die die Erzählerin aus Erzählungen kennt. Wenn an den Gesprächen zwei oder mehrere Frauen teilnahmen, häuften sich Erzählungen dieser Art. Ihren Ausgang nahmen diese Geschichten in der Regel in der Weise im Dorf, daß die Frauen jemanden kannten, der den kannte, der dies oder jenes erlebt hatte.

Es geht hier nicht um eine Analyse von Form, Inhalt und Bedeutung dieser Geschichten aus zweiter Hand, deren Themen dann oft durch eigenelebte Geschichten variiert wurden, sondern darum, daß die Frauen uns in diese Gesprächsform mit einbezogen, die sie wohl selbst als intim und frauenspezifisch empfinden. Denn sie definierten ihre Erzählungen immer wieder selbst als ausufernd und abschweifend mit Bemerkungen wie: „jetzt sind wir aber ganz

abgekommen“ oder „Interessiert Sie denn das noch?“ Aber wenn wir sie in solchen Momenten nicht einengten, was uns oft schwerfiel, weil wir vor allem anfangs befürchteten, in dem nach üblichen Kriterien unstrukturierten Material zu versinken, vergaßen oder ignorierten sie schnell wieder unsere Außenposition, mit der sie Verhaltensforderungen verbinden, die Gesprächsformen wie z.B. Klatsch und Tratsch ausschließen.

Die Episode „Wir sind doch alles Weiber“ nenne ich deshalb ein *Schlüsselerlebnis*, weil ich ab diesem Moment in unseren früheren Gesprächen mehrere Hinweise entdeckte, die bestätigen, daß Positionen, die wir Frauen in den Gesprächen zugewiesen bekommen, nicht aus dem öffentlichen Leben entnommen werden, sondern aus dem familiären und privaten.

Um uns Kontakte zu verschaffen, hatte Frau G. drei Frauen aus dem Dorf zu sich nach Hause eingeladen, denen sie vorher unser Vorhaben erklärt hatte. Wir saßen alle etwas verlegen im Wohnzimmer herum und bemühten uns, ins Gespräch zu kommen. In dieser Phase fragte Frau O.: „Wann kommen denn die Studenten?“ Ich habe mir damals diesen Satz in einem Gedächtnisprotokoll notiert, ihn aber ignoriert. Frau O. erschien uns etwas ungewöhnlich. Sie bot uns z. B. sofort das Du an, was während unserer Arbeit in K. sonst nie mehr vorkam. Spontan haben wir sie wohl als naiv beurteilt und uns deshalb erlaubt, ihre Äußerung als nicht bedeutungsvoll einzustufen. Sie hat sich in späteren Gesprächen als sehr direkt erwiesen und in ihrer Direktheit hat sie geäußert, daß Universität und Forschen primär dem männlichen Geschlecht zugeordnet wird. Wohl deshalb durften wir ihre Bemerkung nicht interpretieren, denn eine Interpretation, die einschließen hätte müssen, Frauen trauen uns Frauen die Fähigkeit zum Forschen nicht zu, hätte in der Anfangsphase der Arbeit unser Selbstverständnis stark irritiert.

Das Verhalten der Frauen im Dorf uns gegenüber war von Bildern traditioneller Weiblichkeit bestimmt, in denen z. B. Berufsausübung als Verfolgung eigener Interessen keinen Platz hat. Und das nicht nur, weil diese Frauen uns diesen Stempel aufdrücken wollten, sondern weil wir Frauen diese Bilder weiblicher Identität so stark verinnerlicht haben, daß wir sie ständig in einem reziproken Prozeß erneuern. Wenn die Frauen in den Gesprächen erfuhren, daß ich verheiratet bin und ein Kind habe, wurde ich immer wieder gefragt, wer denn das Kind versorge, wenn ich außer Haus beschäftigt sei. Diese Fragen lösten bei mir immer ungute Emotionen aus, und so antwortete ich einmal in schnippisch abwehrendem Ton: „Das Kind hat doch auch einen Vater!“ Diesen Satz hatte ich in privaten Auseinandersetzungen, in denen ich glaubte, meinen Anspruch auf Kind und Beruf verteidigen zu müssen, schon öfters benutzt. Aber in dem Gespräch mit Frau O. wirkt er wie ein Fremdkörper. Folgerichtig stockt das Gespräch in diesem Moment.

In einem späteren Gespräch mit ihr kommt es wieder zu einem Mißverständnis:

„Solang mußt Du studieren! Du hast eine Haushaltung daheim. Und Dein Mann?“

„Der hilft.“

„Der hilft beim Studieren?“

„Nein, im Haushalt hilft der.“

Wieder bin ich in Verteidigungsposition gegangen. Dabei zeigt der weitere Verlauf des Gesprächs, daß sie nur wissen wollte, welchen Beruf mein Mann ausübt. Die internalisierte gesellschaftliche Erwartung - im Hause habe alles in Ordnung zu sein, bevor man als Frau seinen Interessen nachgehen darf - hat an diesem Punkt ein verstehendes Gespräch verhindert.

Peggy Golde vertritt die These, daß ein konformes Verhalten bezüglich der weiblichen Rollenerwartungen sich negativ auf die Arbeit von Ethnologinnen auswirken müsse.⁹ Die eben dargestellten Erfahrungen, in die ungelöste Probleme des eigenen weiblichen Selbstverständnisses eingegangen sind, bestätigen das in gewisser Weise, aber gleichzeitig haben wir dabei etwas über gesellschaftlich wirksame Mechanismen erfahren. Nach wie vor müssen berufstätige Mütter sich und ihrer Umwelt nachweisen, daß sie gute Mütter sind, bevor sie Kompetenz außerhalb des Hauses beanspruchen dürfen. Diese Nachweispflicht wird uns nicht nur von außen aufgezwungen, wir Frauen entlassen uns gegenseitig nicht aus diesem Druck. Was nicht erstaunt, wenn wir berücksichtigen, welche Totalität Mutter sein als kollektive Erfahrung beinhalten kann.

In einem Gespräch mit drei Müttern erwachsener Kinder sprachen diese über den frühen Tod ihrer Mütter. Überinstimmend äußerten sie, sie hätten als junge Frauen immer gehofft, einmal wenigstens so alt zu werden, bis sie nicht mehr von ihren eigenen Kindern gebraucht würden. Nicht die Ambivalenz solcher mütterlicher Gefühle interessiert hier, sondern die Verdichtung der Gefühle des Sorgens um die Kinder in der Vorstellung, das eigene Leben habe mit dem Erwachsensein der eigenen Kinder sein wichtigstes Ziel erreicht, zu einem Knoten in den Gedanken und Gefühlen der Frauen. In meinen ungeschickten Rehefertigungsstrategien wird deutlich, daß wir, die nachfolgende Frauengeneration, uns der Stärke und Schwere der Inhalte solcher Topoi nicht entziehen können. Da funktionieren die Beziehungsformen zwischen Müttern und Töchtern mit ihren Forderungen und Erwartungen auch außerhalb der Familie. Das kann man sicherlich psychoanalytisch erklären, aber auch so, daß auf der sozialen Ebene für uns Frauen wenig andere Positionen bereitstehen, in die wir in einem Gespräch schlüpfen könnten. „Honorationen unter sich“,¹⁰ wie Utz Jeggle ein

9 P. Golde (Hg): Women in Field (wie Anm.2), S.9.10 U. Jeggle: Geheimnisse der Feldforschung (wie Anm. 6). S. 196f.

Gespräch mit einem Mann in K. benennt, können wir Frauen schwerlich sein. Deshalb sind wir immer wieder Mütter-Töchter, Großmütter-Enkelinnen, Schwestern, Mütter unter sich, Frauen unter sich im Sinne einer geschlechtlichen Definition über Familie.

Auch die Szene „Wir sind doch alles Weiber“ konnte offensichtlich nur so ablaufen, weil *weibliche Familienkonstellationen* wirksam waren. Wir hatten bis zum Zeitpunkt des Erzählens dieser Geschichte von den Frauen in K. nie direkt etwas über Sexualität erfahren. Wir akzeptierten das als deren Schamgrenze und bezogen diese Beobachtung in unsere Interpretation über den Umgang der Frauen mit Sexualität ein. Aber unsere Verlegenheit wirft doch ein anderes Licht auf diesen Punkt. Wir haben die Scham, mit der wir selbst zu kämpfen hatten, von uns wegtransportiert hin zu den Frauen in K. Die beschriebene Szene läßt die Vermutung zu, daß wir froh waren, nichts über Sexualität hören zu müssen. Wir verhielten uns wie Töchter, die das Tabu akzeptierten, das Töchtern verbietet, ihre Mütter nach deren Erfahrungen mit Sexualität zu fragen. Frau B. entließ uns souverän aus der Töchterposition. Sie konnte sicherlich mit auf Grund ihres hohen Alters die Situation umdefinieren. In dem nachfolgenden gemeinsamen Lachen deutet sich eine andere Beziehungsmöglichkeit an, in der die Frauen aus K. und wir häufig miteinander agierten.

Komplizinnen

Nach einer Pause von 1 1/2 Jahren wollten wir nochmals Interviews im Dorf machen, da wir fanden, unser Material reiche nicht aus. Es erschien uns peinlich, nach so langer Zeit dort wieder aufzutauchen und eingestehen zu müssen, daß unsere Arbeit noch nicht beendet war. Wir nahmen an, die Frauen hielten uns für faul und schlampig und erwarteten aus diesem Grund ablehnendes Verhalten. Frau K. ist eine der Gesprächspartnerinnen aus der Anfangszeit unserer Arbeit, von der ich das Gefühl hatte, einen guten Draht zu ihr zu haben. Deshalb wollte ich sie bitten, uns zu helfen, wieder Kontakte im Dorf zu finden.

„Die Angst des Forschers vor dem Feld“ befahl mich in Form von Herzklopfen als ich Frau K's Telefonnummer wählte. Sie war dann auch erst reserviert. Ich erklärte ihr mein Anliegen und schlug vor, mich die nächste Woche wieder bei ihr zu melden. Ich wollte sie nicht gleich zu einer Entscheidung drängen. Während dieses Gesprächsteils erwähnte sie, sie sei zur Zeit wegen häufiger Arztbesuche oft zu Hause nicht anzutreffen. Ich erkundigte mich nach ihrer Krankheit. Danach war die erste Barriere gebrochen. Sie erzählte, sie sei durch

11 R. Lindner: Die Angst des Forschers vor dem Feld (wie Anm. S

ein Hüftleiden stark behindert und deshalb müsse ihr Mann, der jetzt Rentner sei, ihr bei der Hausarbeit helfen. Lachend bemerkte sie, er könne das gut, da er als Junge schon immer seiner Mutter habe helfen müssen. Ich erinnerte mich, wie sie vom Geiz und der Strenge der Schwiegermutter berichtet hatte und die Strenge ihres Mannes damit erklärt hatte. An die Vorgeschichte anknüpfend und sinngemäß übereinstimmend verständigten wir uns dahingehend, daß die Auswirkungen des Erziehungsstils ihrer Schwiegermutter, die ihr schon viel Verdruß im Leben gebracht hatten, jetzt sie doch auch noch als hilfreich für sie erwiesen hatten. Wir lachten gemeinsam, und dann wurde es leicht, mein Anliegen zu erklären. Wir verabredeten uns für die folgende Woche.

Wodurch haben wir Bande der Gemeinsamkeit geschaffen, die die Reserviertheit ihrerseits und die peinlichen Gefühle meinerseits auflösten? Der Ausgangspunkt dürfte das Gespräch über ihre Krankheit gewesen sein. Für solche Situationen verfügen wir über einen unhinterfragten Vorrat an Sätzen. Mit ihnen läßt sich trotz und wegen ihres klischéhaften Charakters ein gewisses Maß an Vertrautheit zwischen den Gesprächspartnern erzeugen. Auf diesem Hintergrund war Frau K. bereit, sich unseres früheren Gesprächs zu erinnern und amüsiert die damals hergestellte Gemeinsamkeit in die gegenwärtige Situation herinzuholen. Unabgesprochen verhielten wir uns damals wie auch momentan wie Komplizinnen. Die Tat, durch die wir uns gegenseitig zu Mitschuldigen machten, war, über Männer (Schwiegermütter) so zu reden, wie die es nicht wissen sollten.

Diese Komplizinnenhafte Verständigung gehört offensichtlich zum Repertoire, wenn wir Frauen miteinander sprechen. Wir, die angeblich Beobachtenden, gaben in den Interviews meist durch Lachen unsere Zustimmung zu diesem weiblichen Komplimentum. Das war nicht Raffinesse, mit der wir bewußt eine vertrauensvolle Gesprächssituation herstellen wollten, sondern da trafen internalisierte Strukturen weiblicher Verständigungsmöglichkeiten aufeinander. In ihnen haben sich hauptsächlich Erfahrungen im Umgang mit Männern gesammelt. Diese Erfahrungen werden unter Frauen wie Geheimnisse behandelt, dabei sind es eigentlich offene Geheimnisse. Ein Beispiel: Männer sind oft streng und tyrannisch, aber wir Frauen müssen sie nicht so ernst nehmen, weil wir sie hintergehen können; und noch ein anderes: die Männer können sich ruhig in der Öffentlichkeit mächtig und wichtig darstellen, aber wir wissen Bescheid über ihre kindlichen Allüren und Wehleidigkeiten.

Paktiert haben wir auch regelmäßig mit den Frauen in K. in folgenden ähnlichen Situationen: In Frau St's Leben hat laut ihren Erzählungen in schwierigen Lebenssituationen ihr Glaube ihr immer zu Entscheidungen verholfen. Sie hat moralisch-strenge Lebensgrundsätze. Was sie aber nicht hindert, auch mit Schalk zu erzählen. Auf die Frage von uns, wie sie ihren Ehemann kennengelernt habe,

antwortet sie nicht direkt, sondern: „Ja, das ist so, ich habe verschiedene Anträge gehabt, und hab es überhaupt nicht beachtet, hab es ausgeschlagen.“ Wir lachten.¹³ Auch als Frau L. unter dem Siegel der Verschwiegenheit erzählt, sie sei vor einem Freund von K. nach Berlin geflohen und habe dort eine Stelle als Dienstmädchen angenommen, und einen dortigen Freund habe sie auch wieder verlassen und sei zurück nach K., stellt sich wieder wie von selbst diese komplizienhafte Atmosphäre ein.

Begehrt zu sein, Verehrer abblitzen lassen zu können, bedeutet, eine überlegene Position gegenüber Männern zu haben. Frauen haben betreffs dieser Machtposition einen augenzwinkernden Verständigungsstil entwickelt. Aber was hat es den Frauen angeraten, bestimmte Möglichkeiten, Kompetenzen und Wünsche vor den Männern zu verbergen und sie nur verschwörerisch untereinander zu besprechen? Es ist eine Verhaltensdisposition untergeordneter Gruppen, sich in versteckte und in direkte Aktions- und Reaktionsweisen zu flüchten. Die Macht ist also nur eine vermeintliche. Der komplizienhafte Verständigungsstil hat kompensatorische Funktion, und wenn er beibehalten wird, bleibt die Frage nach Macht und Ohnmacht gegenüber den Männern ungestellt.

Dieses nicht reflexive Verstehen, das wie selbstverständlich funktioniert und fraglos „Austauschbarkeit von Standpunkten“ ermöglicht, ist für Schütz eines der typischen Phänomene alltäglichen Denkens und Handelns. Voraussetzung dafür ist, daß der Mensch beim anderen dasselbe Bewußtsein wie bei sich selbst voraussetzt, das heißt: „Die Welt des Alltags ist von vorneherein intersubjektiv.“¹⁴ Aber auf Grund unserer Beobachtungen stellt sich die Frage, ob nicht doch viel stärker als bisher angenommen, sich dieses „Common-sense“-Wissen von Frauen und Männern unterscheidet.

Verführerische starke Frauen

Ich habe einige geschlechtsgebundene Denk- und Handlungsweisen aufgezeigt, die in den Interviews wirksam waren. Auf diesem Hintergrund fand ich eine Erklärung für folgendes Phänomen, das wir uns lange nicht erklären konnten. Kurz nach den Interviews waren wir in der Regel euphorisch, emotional aufgeladen und hatten das Gefühl, aufregende, außergewöhnliche Dinge gehört zu haben. Nüchtern betrachtet bekamen wir jedoch in der Regel inhaltlich fast immer das Gleiche zu hören, und das bot eigentlich keinen Anlaß für Begeisterung. Sicherlich konnten einige Frauen sehr farbig und lebendig erzählen, so daß

¹³ Alfred Schütz: Gesammelte Aufsätze I. Das Problem der sozialen Wirklichkeit. Den Haag 1971, S. 364 u. 360.

das Zuhören eine Freude war, aber das erklärt nicht genügend unsere erregte Stimmung nach den Interviews. Vielmehr scheinen die dargestellten geschlechtsgebundenen Strukturen, die da zusammentrafen, diese Emotionalität ausgelöst zu haben und zwar nicht nur bei uns, sondern auch bei den Frauen in K. Denn in unserem Material finden sich Bemerkungen der Frauen, die das signalisieren. So beruhigte Frau K. eine Bekannte, die während des Gesprächs kam und fragte, ob sie uns „drausgebracht“ habe: „Nein, das geht weiter. Das ist interessant.“

Interessant kann für Frau K. nicht der Inhalt gewesen sein, denn der war ihr ja bekannt. Dagegen könnte für sie der Prozeß, den eigenen Lebenszusammenhang im Gespräch mit uns biographisch zu rekonstruieren, von Bedeutung gewesen sein. Noch stärkere Emotionen kommen in einer Bemerkung von Frau L. zum Ausdruck, als auch dieses Gespräch durch den Besuch einer Bekannten kurz unterbrochen wird: „Ich hab mich ganz in rote Backen reingeschwätzt. Ja, gell, weil man da doch etwas preisgibt.“ Aber unsere Emotionen deuten darauf hin, daß in den Gesprächen nicht nur die Frauen als Erzählende etwas von sich preisgegeben haben, sondern daß die Situation derart war, daß wir uns alle in ihr spezifischer Momente unseres Daseins entäußern konnten.

Berger/Luckmann schreiben: „Sobald der einzelne Mensch über das Nacheinander seiner Erlebnisse nachdenkt, versucht er, ihren Sinn einem biographischen Zusammenhang einzufügen.“¹⁴ Es ist anzunehmen, daß dieses Zusammenfügen von dem Erlebten, das der Selektion widerstanden hat, ein nie ganz abgeschlossener Prozeß im Menschen ist. Mit unserer Aufforderung an die Frauen, uns ihre Lebensgeschichte zu erzählen, haben wir bewirkt, daß eine Momentaufnahme dieses Prozesses sichtbar wurde.

Aber nicht nur die Interpretation dieser Momentaufnahme erfolgte durch unseren Blickwinkel, sondern, wie schon gezeigt, haben wir beim Arrangement der Aufnahme mitgewirkt. Die Rekonstruktion der Vergangenheit, dieser Prozeß des Sich-Erinnerns schließt die Gegenwart ein und zwar in doppeltem Sinn. Zum einen ordnet der Erinnernde seine lebensgeschichtlichen Erlebnisse und Erfahrungen auf dem Hintergrund seiner momentanen Lebenssituation,¹⁵ zum anderen strukturiert die situative spezifische Konstellation der Gesprächsteil-

13 Zeichen für „Wir-Gefühle“ zwischen Ethnograph und untersuchten Gruppen ist für G. Devereux über einstimmender Sinn für Humor. An „impulsiven Bemerkungen“ (unser Lachen), den „wirklichen Produkt(n) des eigenen Unbewußten“, und Reaktionen darauf sei das „Wir-Gefühl“ zu messen. G. Devereux: Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften (wie Anm. 4). S. 262-266.

14 Peter Berger/Thomas Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Ffm. 1969, S.48.

15 Vgl. z.B. Daniel Bertaux/Isabelle Bertaux-Wiame: Autobiographisches Erinnern und kollektives Gedächtnis. In: Lutz Niethammer (Hg): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der Oral History. Ffm 1980, S. 111f.

nehmer/-innen die Erinnerungen. Schon in den Eingangssituationen haben wir den Frauen ein Muster angeboten, auf dem sie ihr Leben uns gegenüber sinngebend darstellen konnten, und zwar dahingehend, dem eigenen Leben Wichtigkeit zuzugestehen.

Fast immer, wenn wir die Frauen um Interviews bitten, äußerten sie bedenklich, nichts Interessantes und Bemerkenswertes zu erzählen zu haben, weil ihr Leben wie im Dorf üblich verlaufen sei. Wir betonten dann immer, wie wichtig es sei, mehr über den Anteil der Frauen an der Gestaltung des Lebens zu erfahren und festzuhalten und erklärten, uns interessiere die individuelle Sichtweise und Verarbeitung der äußerlich ähnlichen Lebensläufe. „Ja, es kommt ja jedes aus einer anderen Haustür“, war eine der typischen Bemerkungen, mit denen unser Anliegen akzeptiert wurde und die die Richtung anzeigen, in der die Frauen mit den Berichten über ihr Leben begannen. In den Interviews verdichtet sich dann die Darstellung der Frauen von ihrem Leben in spezifischer Weise.

Auf der Ebene der realen Lebensbedingungen berichteten alle von „der rieten, harten und mühsamen Arbeit“. Die Armut und das Sparenmüssen war ein anderes immer wiederkehrendes Thema. Strenge und harte Väter und später Schwiegerväter und auch Schwiegermütter erschwerten das Leben zusätzlich. Der Krieg brachte noch mehr Arbeit und dazu Sorgen und Ängste. Das Kinderkriegen war für viele mühsam und schmerzhaft. Dann fehlte es an der Zeit, sich den heranwachsenden Kindern widmen zu können. Krankheiten der Angehörigen und einen selbst betreffende überschatteten Zeiträume des Lebens. „Ein rechtes Leben kann ich eigentlich bei der Rückschau nicht sagen“, ist eine beispielhafte Zusammenfassung weiblicher Lebenserfahrungen in K. Ebenfalls kommt die empfundene Schwere des Lebens in dem Entsetzen zweier Cousinen zum Ausdruck, bei der Vorstellung, nochmal Zwanzig zu sein und zwar mit der Begründung: „Ich hab so viel miterlebt, das möchte ich nicht noch einmal erleben.“

Zu solchen niederdrückenden Einschätzungen kommen die Frauen auf Grund der Fakten ihrer Leben. Ein anderes Bild vermittelten sie uns auf der Ebene der Selbstdarstellung. Die Grundlage, auf der die Selbstdarstellung erfolgte, war dieses häufige: „Man hat müssen aushalten.“ Aber das Resignative dieser Aussage bleibt nicht in Ohnmacht stecken, sondern es wird selbstdarstellend als Stärke vermittelt. Dieses Bewußtsein von ihrer Stärke gründet zum einen auf dem Wissen ihrer realen ökonomischen Wichtigkeit. Einen zusätzlichen Erklärungszusammenhang bietet die für Frauen spezifische Situation, die eine auf Ohnmacht basierende Macht ermöglicht, wie sie Margit Brückner beschrieben hat. „Die Basis dieser Macht der Mütterlichkeit ist ihre Selbstlosigkeit. Eine Frau wird mächtig, indem sie sich selbst aufgibt.“¹⁶ Daß für die Frauen

16 Margit Brückner: Die Liebe der Frauen. Ffm. 1983, S.62.

in K. Selbstlosigkeit zu ihrem Bild von Frausein gehört, wurde bereits in ihrer Vorstellung deutlich, das eigene Leben habe mit dem Erwachsensein der eigenen Kinder das Ziel erreicht.

Die Stärke der Frauen ist ihre „innerfamiliäre Versorgungsmacht“,¹⁷ die in dieser ländlichen Gesellschaft sowohl im materiellen wie im psychischen Bereich verankert ist. Aber ihr realer Beitrag zur Reproduktion des Lebens findet keine Entsprechung in den Möglichkeiten, die den Frauen öffentlich und politisch gewährt werden, und in ihrem offiziellen Prestige innerhalb des Mann-Frau-Verhältnisses. Im komplizierten Verständigungsstil äußert sich diese Erfahrung von Macht und Ohnmacht zugleich.

In den Gesprächen mit uns trat die Stärke der Frauen in den Vordergrund. Erstens hatten wir die Interviews durch unsere Einführung so angelegt, zweitens haben wir immer dann unverhohlenen Bewunderung gezeigt, wenn die Frauen darstellten, wie sie mit Einfallsreichtum, Ausdauer, Zähigkeit, Fleiß und Mühe schwierige Lebenssituationen gemeistert haben. So z.B. wenn Frau B. erzählt, wie sie eine Baracke für sich und ihre Kinder mit technischem Geschick bewohnbar gemacht hat, nachdem ihr Haus zerbombt worden war, oder wenn Frau K. von der schwierigen Geburt ihres zweiten Kindes erzählt. Mit einem entsetzten und zugleich achtungsvollen „Was!“ reagieren wir auf die dramatische und humorvolle Darstellung.

Uns war offenbar daran gelegen, daß die Frauen ihre Stärke darstellten. Dadurch trat die Tatsache in den Hintergrund, daß es in diesen Leben wenig Entscheidungsmöglichkeiten gegeben hatte. Denn wir, die wir von der Asymmetrie des Machtverhältnisses zwischen den Geschlechtern ausgehen und persönlich versuchen, gegen traditionell geschlechtsgebundene Festlegungen zu leben, müssen daran interessiert gewesen sein, nicht nur die Zwänge, Abhängigkeiten und Unabänderlichkeiten im Leben der Frauen zu erfahren. Unser Bedürfnis traf auf ein bekanntes Phänomen biographischen Erzählens. Es besteht die Tendenz, das Leben rückblickend als ein sinnvolles und positives zu rekonstruieren.¹⁸ Die Frauen in K. taten das auch, häufig mit Hilfe der Religion. „In der Rückschau sehe ich mein Leben eigentlich, das muß ich sagen, es ist richtig gelaufen, auch mit allen Seitenwegen und allem“, ist eine der häufigen generalisierenden Bewertungen. Diese hier wurde von Frau M. vorgenommen, die in dem gleichen Interview über ihr Leben sagen konnte, es sei kein „rechtes“ gewesen. Der scheinbare Widerspruch läßt sich erklären. Die realen Lebensbedingungen werden negativ gesehen, wie man sie gelebt hat, wird rückschauend positiv eingeordnet.

17 Ebd. S.65.

18 Vgl. z.B. Martin Osterland: Lebensbilanzen und Lebensperspektiven von Industriearbeitern. In: Martin Kohli (Hg): Soziologie des Lebenslauf. Darmstadt/Neuwied 1978. S. 275 f.

Mit Bildern von ihrer Stärke, die sie aus der „innerfamiliären Versorgungsmacht“ entwickeln konnten, präzisieren die Frauen die positive Bewertung ihres Lebens. Stärke bedeutet da einmal ertragen können und es geschafft haben, zum anderen oft Abwehren männlicher Ansprüche und Forderungen. Als wir uns über Ernährung unterhielten, erzählt Frau B. lachend, ihr verstorbener Mann habe immer gesagt, das mit den Frauen sei falsch eingerichtet. Denn jede Frau müsse immer soviel Milch haben, daß sie für jeden Haushalt reiche und keine Milch gekauft zu werden brauche. Ihr Kommentar zu dieser Wunschvorstellung: „Das hätten die gerne, daß wir alleweil gemolken werden.“ In diesem Satz steckt viel von dem, was uns dazu gebracht hat, uns streckenweise mit den Frauen zu identifizieren. Die unsentimentale Genauigkeit, mit der hier eine zwischengeschlechtliche Beziehungsstruktur erkannt wird, der Witz mit dem sie dargestellt wird, und die Souveränität, mit der die Grenzen der Ausbeutbarkeit angedeutet werden, ergeben ein Bild weiblicher Selbstdarstellung, das wir akzeptieren wollten.

Beigetragen hat zu dieser spezifischen Situation während der meisten Interviews die *Abwesenheit der Männer*. Die Mehrzahl der interviewten Frauen waren Witwen, zwei waren unverheiratet, und mit den verheirateten haben wir bis auf zwei Ausnahmen die Gespräche alleine geführt. Gerade das Gespräch mit einem der Ehepaare war ein Paradebeispiel dafür, wie Frauen zu Machtpositionen kommen können.

Herr J., 82jährig, ist schwerhörig. Das Alter hat ihm schon mehr zugesetzt als seiner 81jährigen Frau. Dadurch wird Frau J. in die Rolle versetzt, ständig energisch für ihren Mann und über ihn hinweg zu agieren. Als Herr J. beim Erzählen den Faden verliert, sagt sie in wegwerfendem Ton zu ihm: „Ab, Du weißt gar nichts mehr!“ Und als wir Herrn J. fragen, ob er abends manchmal ins Gasthaus gegangen sei, antwortete Frau J. wie aus der Pistole geschossen: „Noi, noi, der ist nie in die Wirtschaft gegangen.“ Aber das sagt über die tatsächliche Machtverteilung in dieser Ehe noch wenig, denn wir erfahren z.B. ganz nebenbei, daß Herr J. es selbstverständlich fand, für Frau J. den Wahlzettel auszufüllen. Mir geht es hier aber nicht darum, die Denk- und Handlungsweisen der Frauen als Reaktion auf die Dominanz der Männer zu erklären, sondern ich wollte die verschiedenen Faktoren darstellen, die in den Interviews dazugeführt haben, daß so etwas wie eine abgeschlossene weiblich geprägte Lebenswelt dominierte, und, daß es für uns verführerisch war, sich damit zu identifizieren.

Ich habe versucht, einige Strukturen unserer Gespräche mit den Frauen in K. zu analysieren und muß auf Grund der Ergebnisse zugestehen, es hat uns während der Gespräche häufig an der für wissenschaftlich erachteten notwendigen Distanz gefehlt. Christine Woesler de Panafieu warnt z.B. vor den Folgen möglicher Identifikation, da sie zum „Abschneiden von Themen, zum Erzählen

Geschehen, um dem anderen zu gefallen, kurz, zur geteilten Wahrnehmung und Analyse¹⁹ führen könne. Problematisch erscheint mir selbst jedoch nicht so sehr eine zeitweilige Identifikation oder projektives Verhalten, sondern wirklich schwerwiegende Verzerrungen ergeben sich meines Erachtens erst dann, wenn in die Analyse nicht das eigene Verhalten bzw. das Verhalten der Gesprächspartner als ein aufeinander bezogenes einbezogen wird. Die gewonnenen Daten müssen zudem in der Konfrontation mit Theorien und soziohistorischen Fakten nochmals eine Korrektur erfahren. Eine tatsächliche Fehleinschätzung liegt aber meines Erachtens vor, wenn wir annehmen, *Gespräche ohne Schwierigkeiten und Verstrickungen seien möglich*. Vielmehr muß uns bewußt sein, „daß Grundregeln der Interaktion durch übergreifende gesellschaftliche Verhältnisse bestimmt und insitutionalisiert sind“²⁰, die sich auch immer in den individuellen Gesprächen durchsetzen.

In unserem Fall wurde recht deutlich, daß durch „übergeordnete gesellschaftliche Verhältnisse“ sich zwischen den Frauen spezifische Interaktionsformen und Wahrnehmungsformen herausgebildet haben, die in den Gesprächen sichtbar wurden. Von den widersprüchlichen Handlungen, Wahrnehmungen und Gefühlen der Frauen, ohne deren Analyse wir nicht verstehen werden, wie die Beziehungen zwischen den Geschlechtern funktionieren, hätten wir sicherlich weniger erfahren, wenn die Frauen aus K. nicht auch unsere Konflikte und Emotionen gespürt hätten.

Hellhörige Gesprächspartnerinnen

Verblüffend ist es, wie sperrig die Frauen auf Fragen reagierten, in die Hypothesen von uns eingegangen waren, die uns oft in dem Moment selbst nicht bewußt waren. Einig waren wir drei Frauen uns zu Beginn unserer Arbeit über die generalisierende These, daß in unserer Gesellschaft die Macht [Verhältnisse zwischen den Geschlechtern zu ungunsten der Frauen ausfallen. Erfahren wollten wir Präziseres über Inhalte, Mechanismen, Funktionen, Formen und Bedeutung der Ungleichheit und darüber, ob sie sich in verschiedenen Schichten verschieden ausprägt. Ohne daß es uns im einzelnen so bewußt war, haben wir in unseren Fragen aber häufig schon Annahmen über das, was wir erfahren wollten, eingebracht.

19 Christine Woesler de Panafieu: Wie ‚weiblich‘ kann Wissenschaft sein? In: Psychologie heute, Juli 1981, S. 32. 20 H. Berger; Untersuchungsmethode und soziale Wirklichkeit. Zit. nach R. Lindner: Die Angst des Forschers vor dem Feld (wie Anm. 8), S. 61.

So wird z.B. aus dem Material ersichtlich, daß wir von vorneherein annahmen, die Arbeitsbelastung der Bauersfrauen sei größer gewesen als die ihrer Männer. Wir haben immer wieder in diese Richtung nachgehakt, wie hier:

Interviewerin: „Frau S., meinen Sie, daß die Frauen früher in der Landwirtschaft noch mehr als ihre Männer arbeiten mußten oder was würden sie sagen?“

Frau S.: „Die haben zusammen gearbeitet.“

I.: „Ja, das weiß ich schon, aber am Abend z.B. mußten da die Frauen noch besondere Arbeiten machen, wie Flickern oder so etwas, oder würden Sie sagen, sie haben auch Feiertage gehabt wie die Männer?“

Frau S.: Ja sie haben eben auch die Hauswirtschaft gehabt und den Stall und alles. Das haben in der Hauptsache die Frauen besorgt. Aber das Vieh gefüttert, das haben dann die Männer gemacht.“

I.: „Und gemolken haben die Frauen!?“

Frau S.: „Ja, ja, und da hat man doch noch alles von der Hand gemolken. Ja und das gibt es heute noch und hat es immer gegeben, daß es tüchtige Bauersfrauen gab und auch manche wieder, die nicht so tüchtig waren.“

Die Sequenz ist ein Muster dafür, wie solche Interaktionen sich gestalteten. Wir waren hinterher so klug wie vorher. Ebenso erging es uns, wenn wir in die Fragestellungen die Annahme hineinlegten, wichtige Entscheidungen treffen in der Regel die Männer. Da bekamen wir mehrmals fast identische Antworten wie diese hier: „Ja der Mann hat gegolten.“ Und nach einer Pause: „Aber das Weib auch.“ Die Frauen verwischten immer wieder die Eindeutigkeit gemachter Aussagen.

Wir haben auch unterstellt, daß die Frauen Wünsche und Sehnsüchte gehabt haben müssen, den festgelegten dörflichen Lebensbedingungen und -normen entfliehen zu wollen. Dahinter hat sich die implizite These verborgen, Anzeichen emanzipativen Verhaltens seien z.B. Lernwille, Berufswünsche, Wahrnehmung von Gelegenheiten, außerhalb des Dorfes Männerbekanntschaften zu machen, oder die bewußte Entscheidung, alleine leben zu wollen²¹. Auch bei Fragen in dieser Richtung haben die Frauen abgeblockt:

L: „Sie haben ja ziemlich lange alleine gelebt, bevor sie das erste Mal geheiratet haben. Hat ihnen das gefallen, das Alleineleben?“ Frau A.: „Also in Betzingen?“

L: „Bevor Sie in Betzingen verheiratet waren?“ Frau A.: „Ach so, ja da hatte ich ein Geschäft.“ Sie erzählt dann weiter über dieses Geschäft.

21 An Hand des Materials läßt sich herausfinden, daß wir drei Frauen jeweils verschiedene Positionen zu dieser Frage haben, die in unsere Annahmen eingegangen sind. Interessanter Weise sind diese mit unserer ursprünglichen Schichtzugehörigkeit in Verbindung zu bringen.

Es gibt mehrere Gründe, warum die Frauen auf solche Fragen nicht oder ausweichend geantwortet haben. Einen wichtigen hat eine Frau uns deutlich in einer solchen Situation genannt: „Ich weiß jetzt nicht, auf was Sie hinaus wollen.“ Die Frauen haben zum einen gemerkt, daß sich hinter unseren Fragen eine zweite Ebene verbarg, zum anderen haben wir in solchen Situationen mit unseren Kategorien nicht ihr Denken und ihre Wahrnehmungen getroffen.

Unaufgefordert und wenn wir sie nicht auf eindeutige Aussagen festlegen wollten, haben sie über andere Assoziationen als uns zugänglich über das berichtet und erzählt, was wir herausbringen wollten. Als wir uns wieder einmal nach Lern- und Berufswünschen erkundigten, wurde uns von Frau Sch. versichert: „Von dem hat man damals nichts gewußt, gleich gar nicht bei uns Arbeiterleuten, da hat es das nicht gegeben.“ Aber im weiteren Gespräch erfahren wir, lieber als daß sie geheiratet hätte, wäre sie Schwester geworden. Aber Krankenschwester werden zu wollen wurde von ihr offensichtlich nicht als Berufswunsch gedacht, sondern als Alternative zum Versorgtsein durch die Ehe. „Weil das ist eigentlich nur ums Versorgen ein bißle gegangen“, beschreibt sie uns an anderer Stelle die Funktion der Ehe.

Den Jungmädchentraum, Krankenschwester werden zu wollen, hörten wir öfters in K. Von zwei Frauen im Dorf, die zwischen 1905 und 1915 geboren sein müssen, wissen wir, daß sie Diakonissen Schwestern wurden. Bilder, die die damals jungen Mädchen außer dem Versorgtsein bei „Schwester“ mitdachten, kann man dem „Evangel. Jungfrauen-Kalender“²² entnehmen, der bei den jungen Mädchen in K. gelesen wurde. Sie sind ein Stückweit deckungsgleich mit ihren Erfahrungen, was in einer Ehe von ihnen erwartet wurde: „Segensreiche Arbeit“, „Aufopfernde Sorge“ und „Treue“. Ob als Lohn dafür aber edle und erhabene Gefühle zu erwarten waren, von denen in den Berichten der Diakonissen im Kalender die Rede war, das war in einer Ehe nicht gewiß.

Es wäre hier weiter zu untersuchen, wie die gesicherte Versorgung durch das Ordenshaus den Versorgungsmangel der Frauen entgegenkam, und warum das Ordenshaus als männerlose Familie verlockend war. Ich wollte hier aber nicht versuchen, diesen Punkt erschöpfend zu erörtern, sondern ich wollte die restriktiven Auswirkungen von Fragestellungen darstellen, in die Annahmen verpackt sind, und im Gegensatz dazu, wie wir die Komplexität der Lebenserfahrungen besser erfassen können, wenn wir dem Darstellungsmodus der Frauen folgen.

22 Frauenlob. Evangel. Jungfrauen-Kalender Verlag der Evangel. Gesellschaft Stuttgart. Im Kalender von 1914 ist z.B. der Bericht einer Diakonisse über ihre Pflegearbeit im Balkankrieg 1912/13 zu finden, dazu ein eindrucksvolles Foto von ihr bei der Arbeit.

Veränderte Wahrnehmung

Zum Schluß möchte ich noch ein Beispiel zeigen, von dem ich meine, in ihm sei das Problem von Nähe und Distanz in der Interviewsituation lösbar gewesen. Zur Folge hatte das, daß die Befragte und wir eine soziale Situation verändert wahrnehmen konnten. Wir hatten also alle dazu gelernt. Meines Erachtens war das möglich, weil wir einerseits parteilich waren, andererseits unsere Position nicht verleugneten.²³

Frau M., die wir interviewten, ist unverheiratet. Wir nahmen an, die Situation einer ledigen Frau im Dorf müsse schwieriger sein als die eines ledigen Mannes. In der Frage zu Beginn der Sequenz kommt das auch zum Ausdruck. Aber im weiteren Gespräch bleibt unsere auf die Emanzipation der Frau gerichtete Position nicht verborgen. Frau M. kann ihren Erfahrungen entsprechend unsere Annahmen korrigieren, so daß dann in Rede und Gegenrede sich verschiedene Dimensionen eines Sachverhaltes entwickeln ließen.

I.: „Würden Sie sagen, daß ein Mann im Dorf, der ledig geblieben ist, es leichter hatte als eine Frau, oder würden Sie sagen, das war auch für die Männer...“

Frau M.: „Ja, da möchte ich fast sagen für den ist es noch schwieriger.“

L.: „Ja?“

Frau M.: „Ja, wenn man niemand hat. Vorausgesetzt er hat jemand, der für ihn...“

I.: „Warum meinen Sie ist es schwerer für ihn?“

Frau M.: „Also ich glaube, man kann sich als Frau mit Männerarbeiten rum-schlagen. Ein Mann, der nichts versteht vom Haushalt und denen Sachen, das kann ich mir nicht so ganz gut..., das müßte schon ein Mann sein, der sich wirklich auf allen Gebieten auskennt und ... so sehe ich das.“

[.: „Ja, aber das ist doch merkwürdig, weil Sie haben doch eben gesagt, es gibt Arbeiten, die Sie als Männerarbeiten bezeichnen würden, aber die Sie immer versuchen, alleine zu machen, und das haben Sie ja auch gemußt und sich Mühe darum gegeben?“

Frau M.: „Da kann z.B. manches zu mir sagen, ach das machst Du, kriegst Du das hin?“

L.: „Ja und was glauben Sie warum die Männer, die könnten ja auch umgekehrt kochen oder einen Knopf annähen und Hosen flicken lernen.“

Frau M.: „Ja, wenn sie es können.“

L.: „Ja, aber Sie haben es doch auch lernen müssen.“

23 R. Lindner argumentiert, daß dem herkömmlichen Distanzanspruch einer entgegengesetzt werden müsse, in dem Distanz durch "Präsentation der eigenen Identität" hergestellt wird. Vgl. R. Lindner: Die Angst des Forschers vor dem Feld (wie Anm.8), S.64f.

Frau M.: „Ich bin eigentlich, das möchte ich jetzt sagen, von Kind her, von Kind her da ein bißchen hineingeführt worden, in beides, von der Mutter in das und vom Vater - ich habe ja alleweil mitgeschafft, ich war ja mit dabei, also so ganz.“

I.: „Und die Männer, die Buben, sind nie in diese Hausarbeit hineingewachsen?“

Frau M.: „Also von einem Großteil möchte ich sagen, das muß schon ein bißchen ..., ein Kochenmichel hat man da gesagt, wenn einer gerne gekocht hat oder bei der Mutter gestanden ist und das gemacht hat.“

I.: „Aber das, was Sie jetzt erzählt haben, hat ja die Arbeit betroffen, aber Sie sagten ja auch eben, man hat gerne gesagt, die hat keinen gekriegt.“

Frau M.: Ja!“

I.: „Und ist damit ein bißchen abgewertet worden. Meinen Sie, die Männer sind auch abgewertet worden?“

Frau M.: „Also das, das habe ich da nie so gehört. Man hat bloß gesagt, der ist ledig geblieben. Da habe ich nichts, also so wenn ich es ... ja“

I.: „In dem Satz, der ist ledig geblieben, da hört es sich ja so an, als wenn man sagen würde ...“

Frau M.: „Freiwillig!“

I.: „Ja genau! Und bei der Frau war es mehr, sie hat keinen gekriegt. Und er, der Mann, ist freiwillig ledig geblieben.“

Frau M.: „So haben sie es gesagt. Daß das aber oft auch eine freiwillige Entscheidung war, daß man nicht geheiratet hat, das sieht man eben nicht so. Ich komme eigentlich auch durch das Gespräch jetzt ein bißchen da, daß man das so sieht.“

Wir mußten anerkennen, daß für die Bewältigung des alltäglichen Lebens Frauen durch die Erziehung besser ausgerüstet sind als Männer. Auch wurde einsichtig, daß soziale Normen es den Jungen und Männern erschweren, sich weiblich definierte Arbeitsbereiche anzueignen. Aus dieser sozialen Norm läßt sich eine Geringschätzung der Arbeit der Frau schließen. In einem gemeinsamen Prozeß haben wir herausgefunden, daß die Analyse sprachlicher Wendungen Aufschluß über Denk- und Verhaltensstrukturen einer Gemeinschaft geben kann. Diese wechselseitig bedingte Differenzierung der Wahrnehmung einer sozialen Situation löst die Objektsituation der Befragten auf. Ich denke, das wird nicht immer möglich sein. Aber für erstrebenswert halte ich Gesprächsstrukturen, die das möglich machen, zum einen aus moralischen Gründen, zum anderen, weil die Gefahr verzerrender Interpretation so geschmälert wird.

Sach- und Personenregister

- Abendmalstracht 40
Abwehrmechanismus 104
Aktionsforschung 125
Alltag 81, 128, 154
Anekdote 23f.
Angst 113, 118f., 120
Anthropologinnen 159 f.
anything goes 117f.
Armut 169
Arnim, Achim von 16, 19
asymmetrisch 120, 170
Augen 93
~kontakt 89
~zwinkern 167
Auslandsdeutsche 41 f.
- Ballkleid 133 f., 152, 154f.
Bausinger, Hermann 58
Baustelle 99
Bedeutungsebenen 86
Begriff 110
Berger, Hartwich 114
Berger, Peter 113, 168
Bergmann 18
Bildanalyse 37 —39
Br auch 83
Brednich, Rolf Wilhelm 39, 41-43
Brentano, Clemens von 16
Bringemeier, Martha 20, 48f.
Christi Himmelfahrt 36, 38
- common sense 122, 167
Coyote 84f., 86-88
- Datenschutz 118
Deutungsmuster 126
Devereux, George 46, 122, 160
Diakonissen 174
Dorf 95f.
Dummstellen 103
Dunkmann, Ralf 44-46
Durkheim, Emile 113
- Ehemann 166f.
Erdheim, Mario 160
Erinnern 168
ethische Probleme 90 f., 119
Ethnographie 19, 25, 28, 30
Ethnozentrismus 67
Evans-Pritchard, Edward Evan 28
Exkursion 47, 54, 55
- Favret-Saada, Jeanne 96
Feyerabend, Paul 117
Flüchtlingsschicksale 102
folk documentation 82
Fotographie 47-58, 73-79
Francis, Emmerich 23
Fronleichnam 130, 159-176
Freilich, Morris 42
Fremdarbeiter 107-109
Fremde 60

Fremdverstehen 115, 122, 126
 Freud, Sigmund 147
 Freundschaft 43 f.
 Funktionalismus 27-29

Gatekeeper 69
 Gehen 84
 Geheimnis 105, 113
 Geiger, Klaus 46
 Gemeinderäte 95
 Genremalerei 24
 Gerndt, Helge 20f., 25
 Gewährsmann 11, 18, 29, 59-72
 Geschlechtszugehörigkeit 162
 Gewürzliuken 58
 Ginzburg, Carlo 45
 Goethe, Johann Wolfgang von 15
 going native 95
 Golde, Peggy 159, 164
 Goldgräber 25
 Goldkind, Victor 66
 Griechenland 107-109
 Grimm, Brüder 17, 18, 19, 48
 Gringo 63
 Grundstückskosten 97

Handlungsentention 123
 Handwerksgeheimnisse 20, 22 — 25
 Hain, Mathilde 29, 30, 37-39
 Hausforscher 93 f.
 Heilfurth, Gerhard 22
 Heilungsrituale 87
 Hexerei 89 f.
 Hoggart, Richard 70
 Holzfäller 82

Identifikation 171 f.
 Identität 62
 Ilien, Albert 95, 97
 Indexikalität 123

Indianerin 58
 Indizienparadigma 45f.
 Interaktionsabstinenz 150

Kameralistik 14
 Kartoffellese 35, 38
 key person 59f., 69
 Kinder- und Hausmärchen 19
 Klatsch 103, 163
 Klinik 119
 Knaben Wunderhorn 16
 Knaffl-Handschrift 14
 Körperteile 148
 Komplizenschaft 165-167
 Krankheit 115, 117f., 119, 121f.,
 127f., 148, 165f.
 Krankenschwester 174 Krebs 115,
 117f., 119, 121 f., 127, 129, 130f.,
 132-134, 136, 149f., 154
 Kriminalkommissar
 Kulturosoziologie 12
 Kuraufenthalt 140

Lachen 86
 Lambsdorff, Otto Graf von 96
 Lebensgeschichte 78, 168f.
 Leitha-Winkel 24
 Levi-Strauss, Claude 111
 Liebe 96f., 162
 Linguistik 93
 local leader 70f.
 Lokalzeitung 41
 Luckmann, Thomas 168
 Lüge 104, 147f.

Maas, Utz 27, 155
 Malinowski, Bronislaw 28, 30, 31 -33,
 76
 marginal man 66f
 Matter, Max 46

Mead, Margaret 41
 Menoniten 39, 41f.
 Mentalitätsforschung 19
 moralische Lektion 85
 Moral Statistik 14 Morelli 45
 Moser, Hans 20
 Motorradfahrer 100
 Muttersein 163

Nadig, Maya 160
 narrativ 112, 132
 Navajo 81, 84 -89
 Nazi-Zeit 54
 Novalis 16

Oberschlesien 102
 Objektivität 22
 Ökologie 87
 oral history 125, 127
 organische Struktur 22
 Ostereier 37

Partisanen 108 f.
 Partizipation 30
 Paternalismus 73, 76
 Pecci, Ernest 60f., 62-65, 67f., 70
 Performanz 82
 Pfarrer 102
 Pflegepersonal 125
 Pfingstbrauch 37
 Pidgin-Methodik 12f.
 Polen 105 f.
 popular culture 81 f.
 Pseudo-Gespräche 150
 Psychoanalyse 45, 101, 142, 144, 160,
 164
 Punks 111
 Pygmäen 73

Reader's Digest 30
 Redfield, Roben 63
 Reemtsma, Jan Philipp 129
 Regen 87f.
 Reisen 74 f.
 Riehl, Wilhelm Heinrich 19, 21-26, 42
 Romantik 16, 47

Sammeln 19
 Samplebildung 118
 Saueremann, Dietmar 44-46
 Schatzsucherblick 19
 Schebesta, Paul 73
 Schlüsselerslebnis 163
 Schmidt, Leopold 24
 Schnappschuß 47, 76
 Schriftsteller 17
 Schuldbewußtsein 125
 Schwiegermutter 166
 Schwietering-Schule 28, 31
 Scott, Tacheeni 87
 settlement 61 f.
 Sexualität 162, 165
 Situationskomik 115
 Sozialarbeiter 42
 Sozialpartnerschaft 76
 Soziologie 12, 14, 60
 Sprichwort 29, 84
 Stagl, Justin 66, 71
 Street Corner Society 60-65, 67-70
 Stinktier 85
 Subjektivität 15, 112
 Suggestivfragen 120
 Supervision 112
 symbolischer Interaktionismus 114
 szientistisch 20

Tagebuch 78

Tanzen 134, 141, 154
 Tatsachenblick 14f., 19f.

Therapie 119, 151
Töchterposition 165
Todesdrohung 121 f.
Tonhand 120, 134 Tracht
29, 34-38 Tradierungsprozeß
82 Trobriander 32f.
Trostpotential 32 f.

Uhland-Institut 99, 103, 111

Verteidigung 163 f.
Verweigerung 101f.
Viehmann, Dorothea 48
Volk 12, 19

Wax, Rosalie 30, 41
Whyte, Leslie A. 79
Whyte, William F. 60-65, 67-70
Wiegelmann, Günter 20
Witz-Erzählen 82
Wossidlo, Richard 25 -27

Woesler de Panafieu, Christine 171

Yellowman 85,88,90

Zimmerleute 99f.